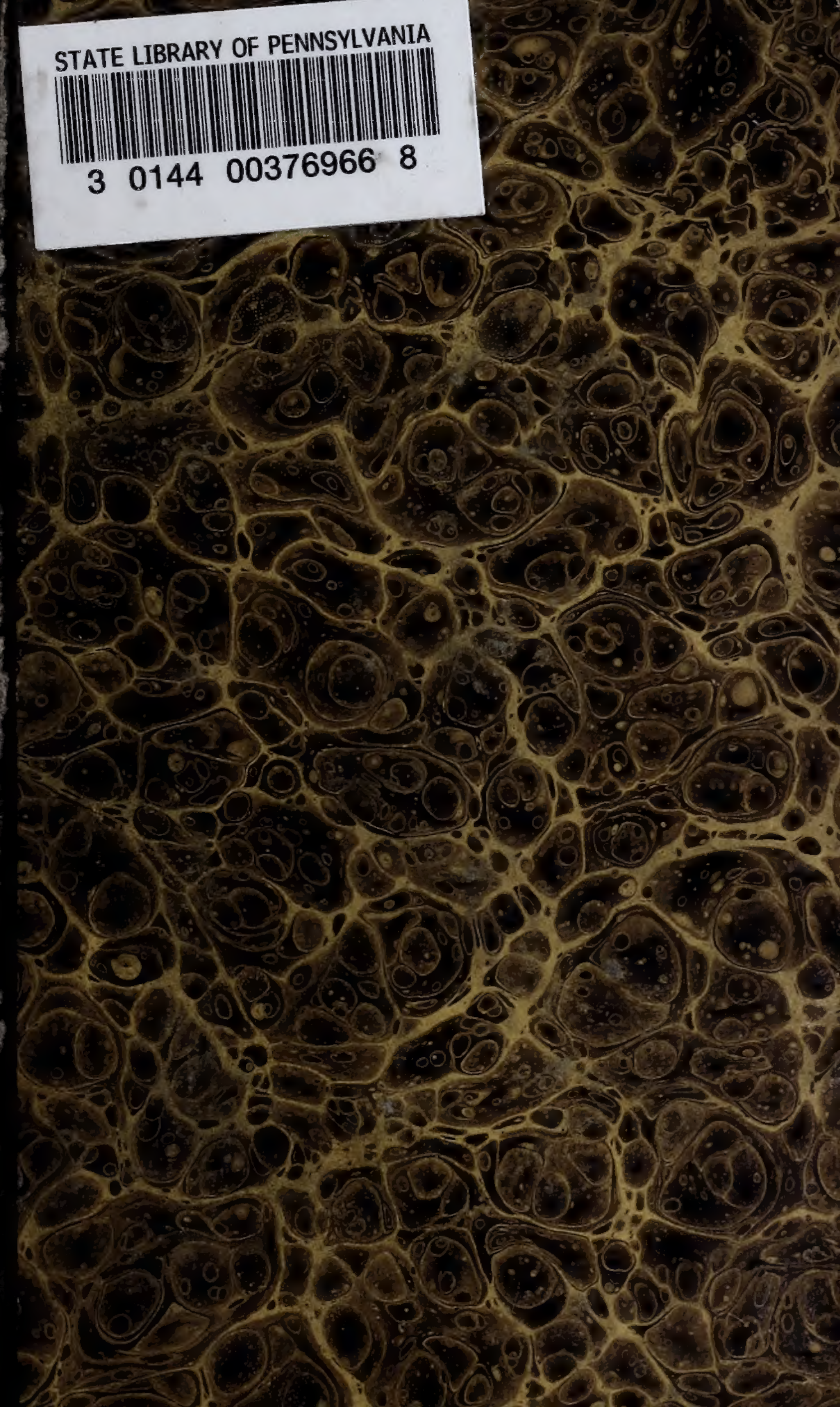
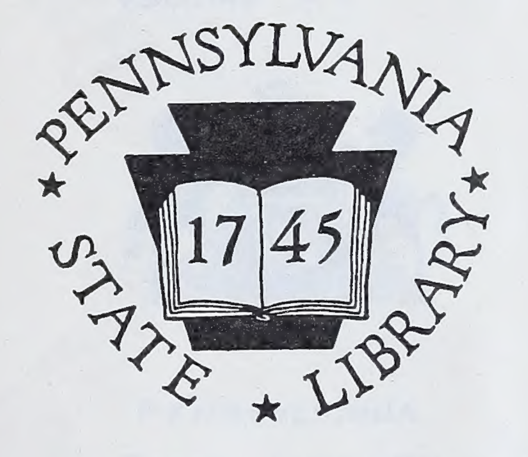

STATE LIBRARY OF PENNSYLVANIA
3 0144 00376966 8


PENNSYLVANIA
STATE LIBRARY
1745

~~Wielands~~

Wieland's C. M.

Complete Works

Political

Vols 40 – 42 inclusive

C. M. Wielands
sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Vierzigster Band.

Leipzig
bey Georg Joachim Göschen 1822.

[illegible]

C. M. Wielands

politische Werke.

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Erster Band.

Leipzig
bey Georg Joachim Göschen 1822.

Inhalt.

Stilpon.

Ein

patriotisches Gespräch über die Wahl

eines

Oberzunftmeisters von Megara.

Allen aristokratischen Staaten, die ihre Regenten selbst erwählen, wohlmeinend zugeeignet. 1774.

Einleitung.

Jedermann wird uns eingestehen, daß der erste Minister des berühmten Königreichs Lilliput, um die Lilliputer und ihre Nachkommenschaft glücklich zu machen, ein Mann von eben so großen Talenten, Kenntnissen und Tugenden seyn mußte, als ob er Frankreich oder Spanien zu verwalten gehabt hätte. Vorausgesetzt daß diese Lilliputer eine Art von Menschen sind, möchten sie, mit uns gemessen, so klein als die Käsemilben seyn, es würde immer ein Cecil, oder Sülly, oder Kolbert, oder eine Vereinigung mehrerer Männer von diesem Werth erfordert, um Lilliput wohl zu regieren; und in so fern nur in diesen Ministern der Geist eines Cecils, Süllys oder Kolberts wirkte, möchten sie immerhin nur fünf oder sechs Daumen hoch seyn; dieß hätte nichts zu bedeuten.

Wenn dieß in Absicht der Minister von Lilliput richtig ist, warum sollte nicht das nehmliche von den Vorstehern eines jeden kleinen

Staates gelten? — Gleichwohl ist das gemeine Vorurtheil wider die kleinen Staaten. Man pflegt sie gewöhnlich mit Verachtung anzusehen, bloß weil sie klein sind; und wer z. B. zu Wien, Berlin oder Hannover im Ernste von einem Aristides, Kato oder Cicero der Reichsstadt Pfullendorf spräche, würde gewiß von den meisten seiner Zuhörer so angesehen werden, als ob er etwas sehr ungereimtes gesagt hätte.

Ich will damit weder bejaht noch verneint haben, daß es in Pfullendorf oder irgend einer andern Reichsstadt jemahls einen Aristides, Kato oder Cicero gegeben habe. Ich behaupte nur, daß es ein möglicher Fall sey; und daß die kleinste aller Republiken eben so gut Männer von diesem Schlage in ihrem Schooße hegen könne, als es möglich ist, und sich vermuthlich schon oft zugetragen hat, daß der Herr von einem paar Dörfern ein Titus oder Antonius gewesen wäre, wenn der Himmel für gut befunden hätte, ihn über viel zu setzen.

Wenn Männer von großem Geist und Herzen in kleinen Staaten, z. B. in Abdera oder Megara verhältnißweise seltner sind, als in großen — denn selten sind sie überall und zu allen Zeiten — so lassen sich davon ein paar sehr gute Ursachen angeben. Eine davon liegt in den Schwierigkeiten, in einem Megara ein großer

Mann zu werden; und die andre in den Schwierigkeiten, es zu seyn.

Ordentlicher Weise wird man nur dann ein großer Mann, wenn man durch die Erziehung dazu gebildet, durch Beyspiele aufgefordert, durch Ruhmbegierde oder Hoffnung glänzender Belohnungen angefeuert wird. Keine von diesen Ursachen hat gewöhnlich in sehr kleinen Staaten Platz. Wenn wir Sparta (welches freylich nur eine kleine Republik war, aber einen großen Mann zum Gesetzgeber gehabt hatte) und das alte Rom (welches schon in seinen ersten Anfängen die ganze Anlage seiner künftigen Größe enthielt) ausnehmen, so ist vielleicht keine kleine Republik zu nennen, in welcher Erziehung und Beyspiel vortreffliche Bürger hervorgebracht hätten. Und wie sollten Belohnungen diese Wirkung thun können in einem Staate, dessen Armuth kaum für seine dringendsten Bedürfnisse hinreicht? Gewiß eben so wenig als die Hoffnung des Nachruhms, oder wenigstens der Hochachtung seiner Zeitgenossen. Denn was für Hoffnung könnte sich der obbesagte Kato oder Aristides der Reichsstadt Pfullendorf machen, in den Jahrbüchern der Menschheit zu glänzen? Er, der im mindesten nicht darauf rechnen kann, nur wenige Meilen außerhalb der Ringmauern seiner Vaterstadt für den Mann, der er ist, bekannt zu werden? Ihm gilt es also ganz eigent-

lich, was Cicero den alten Scipio zu seinem Enkel sagen läßt: Durch ihren eigenen Reitz muß dich die Tugend zu edlen Thaten ziehen! Das Bewußtseyn seines Verdienstes ist die einzige gewisse und würdige Belohnung, auf die er zählen kann. Aber was für feinen Thon muß die Natur nehmen, um solche Herzen zu bilden! und wie selten thut sie das!

Noch größer sind in kleinen Republiken gewöhnlich die Hindernisse, die ein Mann überwinden muß, um wirklich große Dienste zu leisten. Nirgends findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgends mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgends hartnäckigere Vorurtheile; nirgends mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen versprechen; nirgends mehr Widerwillen gegen alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.

O Abderiten, Abderiten! — pflegte Demokritus seinen geliebten Landsleuten zuzurufen: sträubt euch doch nicht so gegen Neuerungen! Alles Alte bey euch taugt nichts; alles muß neu zu Abdera werden, wenn es gut werden soll!

Aber wie sollte diese Denkungsart in kleinen Republiken nicht Ketzerey seyn? Jeder Schritt, den man darin zum Bessern thun will, geht über ehrwürdige oder verjährte Mißbräuche; und bey

jedem Mißbrauch, auf den man tritt, schreyen etliche — wackere Leute, denen es wehe thut. Daher der Haß, der in solchen Gemeinheiten das wahre Verdienst zu drücken pflegt. Daher, daß es als eine Art von Hochverrath angesehen wird, wenn ein Mensch von gesundem Kopfe sich die Freyheit nimmt, die Gebrechen der Staatsverwaltung wahrzunehmen. Wie dem guten Ovid, wird es hier oft einem armen Schelme zum Verbrechen gemacht, mit seinen Augen gesehen zu haben, was die Herren nicht wollen daß man sehen soll. In diesem Stücke konnte der Despotismus unter den alten Cäsarn selbst nicht strenger seyn, als er es oft in dem kleinsten Städtchen oder an dem kleinsten Höfchen ist.

Die große Schwierigkeit einen kleinen Staat wohl zu regieren liegt nicht in seiner Kleinheit; denn wahrlich, nur tausend Männer, die mit zusammen gesetzten Kräften auf Einen Punkt los arbeiten, können schon Wunder thun. Die Schwierigkeit liegt bloß darin, „tausend Leute zu — Männern zu machen, und dann in diese Männer einen gemeinschaftlichen Geist zu hauchen, der alle ihre Bewegungen nach einem gemeinschaftlichen Endzweck richte.“ — In kleinen Staaten ist dieß oft so schwer, als die gefabelten Wunder des Orfeus und Amfion.

Diese Betrachtungen haben mich öfters bewogen, einen Bürgermeister einer unbedeutenden

Reichsstadt, oder einen Vorsteher einer kleinen Helvetischen Republik mit eben der Ehrfurcht anzusehen, womit man die Bilder der großen Männer des alten Griechenlandes und Roms anzusehen pflegt. Ich könnte mehr als Einen nennen, auf dessen Grab ein schlechter, von Reisenden unbesuchter Stein liegt — dessen Bild auf Münzen und Kameen die Kabinetter der Kenner zieren, und die Alterthumsforscher beschäftigen würde, wenn er das in Rom gethan hätte, was er in seinem kleinen Vaterlande that.

Aber wozu dieser Eingang? — Bloß dazu, damit sich nicht manche unserer Leser abschrecken lassen, wenn sie sehen, daß es in dem folgenden Gespräche nur darum zu thun ist, ob Lampus, oder Gorgias, oder Megillus Oberzunftmeister in der kleinen Republik Megara werden soll? — einer Republik, die schon längst Nichts mehr ist, und die in der That, als sie noch Etwas war, wenig mehr als Nichts war.

Den Megarern war an der Auflösung dieses Problems sehr viel gelegen; und wer weiß, ob nicht an der Art, wie es in des Filosofen Stilpon kleinem Gartensahl aufgelöst wurde, mancher kleinen und großen Republik um ein merkliches mehr gelegen seyn möchte, als an der Frage:

Ob Skaramuz, ob Skapin besser tanze?

Stilpon befand sich eines Abends in seinem Garten, und half seinem kleinen Knaben Schmetterlinge fangen; — denn, wiewohl der Knabe schon sechs volle Jahre alt war, wußte er doch noch nichts von Metafysik, Geografie, Astronomie, Weltgeschichte, Moral, Statistik, Grammatik und Dialektik; und Stilpon, wiewohl er ein Filosof war, schämte sich nicht eines so unwissenden Knaben Vater zu seyn, sondern half ihm, wie gesagt, Schmetterlinge fangen — als man ihm sagte, daß die Rathsherren Kleon und Eukrates in seinem Gartensahle wären.

Diese Herren waren seine Freunde, so gut als Rathsherren Freunde eines Filosofen, der kein Rathsherr ist, seyn können; sie schätzten ihn hoch, fragten ihn öfters um Rath, wiewohl gemeiniglich erst wenn es zu spät war; und wenn es auch nicht zu spät war, folgten sie ihm doch selten. Denn (sagten sie) sein Rath ist zwar gut; es ist klar daß man es so machen müßte, wenn mans recht machen wollte: aber — es läßt sich nicht thun; Stilpon würde das eben so gut einsehen als wir, wenn er ein Rathsherr wäre.

Der Filosof vermuthete die Ursache ihres Besuchs, und vernahm bald, daß er sich nicht geirret hatte. Die guten Männer waren in großer Verlegenheit; denn in der Lage, worin sich ihre Republik damahls befand, war dem gemeinen Wesen an der Wahl eines Oberzunftmeisters unendlich viel gelegen; und sie beide meinten es gut mit ihrem Vaterlande, zumahl wenn sie wohl verdauten, gut schliefen, und keine besondre Ursache hatten, fünf für gerade gelten zu lassen.

Rathen Sie uns, Stilpon, sagten sie: helfen Sie uns, wenn Sie können; nie hat sich Megara in einem gefährlichern Augenblicke befunden. Der Tod des rechtschaffnen Demokles hat alles Gute, was er angefangen hatte, unvollendet gelassen. Die Redlichen haben ihren Beschützer verloren; die Uebelgesinnten schöpfen Hoffnung; und diejenigen, in deren Dummheit oder bösem Willen alles, was zum gemeinen Besten unternommen wurde, immer den entschlossensten Widerstand fand, stehen an der Spitze aller Dummköpfe und bösen Buben bereit, die Republik zu überrumpeln. Die Wackelköpfe — wackeln, und die Schiefdenker, die überall Gefahr sahen wo keine war, wissen sich jetzt viel mit ihrer Scharfsichtigkeit — das Schwert nicht zu sehen, das an einem Pferdehaar über uns hängt. Alle, die durch Abstellung der alten Mißbräuche verloren haben, (und Sie wissen, Stilpon, wie

groß ihre Anzahl ist) glauben ihre Wiederherstellung als ein Recht fordern zu können, und arbeiten mit Eifer für denjenigen, dessen Schwäche oder verkehrte Denkungsart ihnen die meiste Hoffnung giebt zu ihrem Zwecke zu kommen. Was wird das kleine Häufchen der Wohlgesinnten gegen sie vermögen? zumahl da wir nichts weniger als zusammen stimmen. Denn einige haben den Muth nicht etwas zu wagen; andre sind schwach genug Masken für Gesichter anzusehen; einige sind es so sehr, daß sie sich einbilden können, ein Mann, den sie in hundert Fällen ungerecht, boshaft, falsch, rachgierig handeln gesehen haben, werde doch wohl kein so schlimmer Mensch seyn, und — zum hundert und ersten Mahle auch so handeln. Kurz, guter Stilpon, wir sind in unmittelbarer Gefahr in die Hände eines Lampus oder eines Megillus zu fallen.

Das ist, sagte Stilpon, ungefähr so viel, als entweder an Scylla zu stranden, oder von Charybdis verschlungen zu werden. Die Wahl ist nicht die angenehmste. Lampus ist schwach, Megillus boshaft; und die Megarer, wenn sie ihre Wohlfahrt von dem einen oder dem andern abhangen machten, was wären die?

Kleon. Sie kennen die Welt, Stilpon, und Ihnen sollte fremd vorkommen, was beynahe täglich geschieht? Wie oft befinden sich die ehr-

lichsten Leute in dem traurigen Falle, aus zweyen Uebeln Eines wählen zu müssen!

Stilpon. Da bedaure ich diese ehrlichen Leute!

Kleon. So bedauern Sie uns beide. Sie kennen unsre Lage. Lampus oder Megillus — Scylla oder Charybdis, wie Sie sagten! — Es steht nicht in unsrer Macht, zu verhindern, daß nicht einer von diesen beiden erwählt werde: aber wir haben wenigstens so viel Einfluß, daß wir die Wahl auf den einen oder den andern lenken können. Und eben dieß ist, was uns verlegen macht.

Stilpon. Aber was haben denn die armen Megarer gethan, daß sie nun schlechterdings einem Lampus oder Megillus aufgeopfert werden sollen? Bedenken Sie, meine guten Herren, daß eine einzige große Thorheit oder Uebelthat, die ein solcher Mann begehen wird, dem es an den Fähigkeiten oder an der Tugend, die sein Platz erfordert, mangelt, Folgen haben wird, deren Schädlichkeit noch die Kinder ihrer Enkel fühlen müssen! Fehlt es denn so gänzlich an rechtschaffenen Männern in Megara? Könnte die Wahl nicht für einen von Ihnen beiden entschieden werden? Warum soll der Mann, der uns regieren soll, nun eben schlechterdings einen schwachen Kopf oder ein schlechtes Herz haben?

Eukrates. In der gegenwärtigen Lage der Sachen werden wir uns vielleicht noch glücklich schätzen müssen, wenn es uns nicht noch schlimmer geht. Wissen Sie denn nicht, daß Gorgias Himmel und Erde bewegt, um seine beiden Mitbewerber zu verdrängen, und daß er, wenn keiner von diesen obsiegt, die größte Hoffnung hat?

Stilpon. Dieß wäre in der That noch schlimmer als schlimm. Ein verschobenes Gehirn und ein verkehrtes Herz in Einem Menschen vereiniget — an der Spitze der Republik, wäre gerade was wir nöthig hätten, um unfehlbar verloren zu gehen. — Daß es nur möglich seyn soll, so etwas besorgen zu müssen! — Der bloße Gedanke empört meine Seele gegen alle eure Republiken und policierten Staaten, in welchen — und in welchen allein — solcher Unsinn möglich ist! — O ihr glücklichen Baktrianer und Korasmier! wer wollte nicht lieber mit euch unter Zelten, oder in Grotten, Laubhütten und hohlen Bäumen wohnen? Ihr seyd frey, und wenn ihr einen Anführer braucht, so ist es der beste Mann unter euch! — Und wir — Vergeben Sie, meine Herren! — der Gedanke, daß Sie der armen Republik wohl gar einen Gorgias zum Vorsteher geben könnten, hat mich einen Augenblick umgeworfen, wie Sie sehen. Sie wissen, daß es mir für meine Person gleich

viel seyn kann, wer uns regiert. Aber ich kann und will es nicht dahin bringen, für das Glück oder Unglück meiner Nebenmenschen gleichgültig zu werden.

Eukrates. Wir eben so wenig, guter Stilpon; und bloß darum, weil wir überzeugt sind, daß der Republik kein größeres Unglück begegnen könnte, als die Beute eines Gorgias zu werden, sind wir zu allem entschlossen, was ein Mittel, dieses Aergste von ihr abzuwenden, werden kann.

Kleon. Es ist wahr, Gorgias hat wenig Freunde. Wer sollte den Mann lieben, von dem auch der schamloseste, feileste Lobredner keine einzige edle Neigung, keine einzige gute That anzuführen wußte, um die Schwärze seines Karakters nur durch Eine lichte Stelle zu mildern? Den Mann, den irgend ein feindseliger Dämon mit einer so unglücklichen Sinnesart gestraft hat, daß man nur alle diejenigen, die er haßt und verfolgt, zu zählen braucht, um die verdienstvollesten und liebenswürdigsten Personen von Megara herzuzählen!

Eukrates. Dem ungeachtet hat er sich einen Anhang zu machen gewußt. Ja, die meisten sind ihm gerade darum ergeben, weil sie ihn als einen übelthätigen und unversöhnlichen Mann kennen. Die Furcht thut bey vielen Menschen die Wirkung der Liebe. Darauf verläßt sich

Gorgias: sie mögen mich immer hassen, denkt er, wenn sie mich nur fürchten! — Die übrigen halten zu ihm, weil sie selbst so dumm und unwissend sind, daß er ein Mann von Einsicht und Geschicklichkeit in ihren Augen ist, ungeachtet ein paar Dutzend Kunstwörter, etliche wohl oder übel angebrachte Sprüche, die er aus irgend einer Sammlung gestohlen hat, und einige subalterne Talente, die ihn allenfalls fähig machten ein mittelmäßiger Sykofant oder ein erträglicher Schreiber zu seyn, sein ganzes Verdienst ausmachen. Wie dem auch sey, genug, er hat seinen Anhang; er wird unter der Hand von den Athenern unterstützt; er ist reich, und hat vermittelst einer Freygebigkeit, die durch ihren Beweggrund vielleicht zu seinem größten Verbrechen wird, einen ansehnlichen Theil des Volkes so sehr bethört, daß sie ihn heute noch zum Oberzunftmeister machen würden, wenn die Wahl vom Volk abhinge. Gorgias ist also furchtbar. Wenn wir nicht vorsichtig sind, wird er sich zwischen Lampus und Megillus hinein drängen, und, o der glücklichen Zeiten, die wir dann erleben werden!

Stilpon. Ich wüßte wohl einen Rath, aber er ist nur für unsre Urälterväter gemacht. Leute wie wir müssen sich alles gefallen lassen.

Kleon. Das wäre hart, guter Stilpon! So sehr wollen wir uns selbst nicht verlassen.

Da wir keine Hoffnung haben, der Republik so viel Gutes thun zu können als wir wünschten, so muß es nun unsre Sorge seyn, ihr so wenig Böses zufügen zu lassen als möglich. Wenn man einmahl in der unseligen Nothwendigkeit ist, aus zwey oder drey Uebeln eines zu erwählen, so ist da weiter nichts zu thun, als so genau als möglich abzuwägen welches das leichteste sey, und dann herzhaft zuzugreifen.

Eukrates. Dieß ist es auch eigentlich, was uns zu Ihnen führt, Stilpon. Wir wollten Sie um Ihren Rath bitten. Unglücklicher Weise können wir, Kleon und ich, uns nicht vergleichen, ob Lampus oder Megillus das kleinere Uebel sey. Lampus ist ein Schwachkopf, Megillus böse, Gorgias beides. Die beiden ersten zusammen genommen sind ungefähr so schlimm als der letzte allein; aber daraus folgt nicht, daß einer von ihnen gerade so viel wiegt als der andre. Megillus, so schlimm er ist, hat Verstand, sage ich: Lampus ist arm an Geist, aber er hat ein gutes Herz, sagt Kleon. Kleon ist für das Herz, ich für den Verstand; welcher von uns beiden hat Recht? Was ist Ihre Meinung, Stilpon?

Stilpon. Die Frage ist ungefähr wie diese: Wir brauchen zu einer Reise nach Syrakus einen Steuermann; wer taugt besser dazu, ein

Tauber oder ein Blinder? Ich gestehe Ihnen, meine Herren, ich habe einige Zweifel gegen das gute Herz Ihrer Dummköpfe und gegen den Verstand Ihrer Schurken. — Sie erlauben mir doch den Dingen ihren rechten Nahmen zu geben? Es ist eine böse Gewohnheit, die mir noch von dem ehrlichen Diogenes anklebt, den ich, wie Sie wissen, so lang' er lebte, als meinen Meister ehrte — Aber ich bin ein Mann, der sich berichten läßt. Lassen Sie hören!

Kleon. Wenn Sie mir zugeben, daß es am Ende doch immer das Herz ist, was den Menschen regiert, und daß ein Mensch, dessen Herz redlich und gut ist, so schwach er auch übrigens seyn mag, doch immer wenigstens den Willen hat gut zu handeln: so hoffe ich meine Sache noch wohl gewinnen zu können. Ein Mann von Verstand, dessen Herz schlimm ist, wird desto mehr Böses thun, je mehr er Verstand hat. Den Willen dazu hat er ohnehin; aber der Verstand vermehrt seine Macht, giebt ihm mehr Mittel an die Hand, lehrt ihn seine Absichten geschickter verbergen, seine übelthätigen Leidenschaften besser bemänteln, setzt ihn in den Stand, sich der Schwachheiten andrer Leute zu bedienen, und sogar redliche wohl gesinnte Personen zu Werkzeugen seiner bösen Anschläge zu machen. Ein guter Mensch von sehr eingeschränkten Fähigkeiten wird aus Unvermögen

weniger Gutes thun, als er zu thun wünscht; aber er wird doch gewiß alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit und Mittel zeigt. Da er selbst gut ist, so wird er auch die Guten lieben; und wenn unter diesen Leute von Verstand sind, so wird es ihnen nicht schwer seyn, ihn dahin zu bringen, daß er alles das Gute thue, was sie selbst an seinem Platze thun würden; zumahl wenn sie (nach unsrer Voraussetzung) klug genug sind, ihn ihre Stärke und Ueberlegenheit so wenig als möglich fühlen zu lassen. Der gute schwache Mann wird also (im glücklichen Falle wenigstens) nicht nur selbst so viel Gutes thun als er kann und weiß; er wird auch alles, oder doch einen großen Theil des Guten thun, was verständige Personen von rechtschaffnen Grundsätzen ihm an die Hand geben; und wissentlich wird er gewiß nichts Böses befördern. Denn dieß kann ihm nur alsdann begegnen, wenn er entweder von Uebelgesinnten falsch berichtet ist, oder seinen eignen Vorurtheilen, oder Leuten von unzuverläßigem Urtheil, die er vielleicht um angenehmer Eigenschaften willen liebt, zu viel Gehör giebt; ein Fall, der sich nur selten zutragen wird, wenn die Verständigen und Rechtschaffnen so wachsam und thätig sind, als man billig von ihnen erwarten sollte. Hingegen der böse Mann, der Verstand hat, wird nicht nur alles Böse thun, wozu ihn seine eigenen

Leidenschaften und schlimmen Fertigkeiten treiben, und wozu ihm sein Kopf die Mittel zeigt; er wird auch alles Böse thun, was alle übrigen Bösewichter in seinem Wirkungskreise mit seinen eigenen Anschlägen und Absichten zu verbinden wissen, und er wird mit unermüdeter Stetigkeit alles Gute hindern, was die Wohlgesinnten in Vorschlag bringen oder selbst thun wollen. Dieses letztere ist ein sehr wichtiger Umstand, der, wie mich däucht, der Frage den überwiegendsten Ausschlag giebt. Derjenige, der alles Gute, wozu man ihm Gelegenheit giebt, aus Neigung thut, und nur das Böse, wozu er unwissender Weise betrogen wird — wird unendliche Mahl weniger Böses thun, als ein andrer, der aus eigner Bewegung alles Böse thut, was er und seine Helfer thunlich finden, und alles Gute hindert, was ehrliche und verständige Leute thun wollen. Die Sache ist, wie Sie sehen, einer Art von Berechnung fähig. Ich glaube also nicht fehlen zu können, wenn ich mich für den ehrlichen Lampus erkläre, der zwar, wie wir alle wissen, leider! einen sehr schwachen und eng beschränkten Kopf, aber gewiß kein übelthätiges Herz hat, und also, höchst wahrscheinlicher Weise, der Republik in den vorliegenden Umständen das wenigste Böse zufügen wird.

Eukrates. Hören Sie nun —

Stilpon. Um Vergebung! — Wie wenn

wir uns vor allen Dingen etwas deutlicher erklärten, was wir unter einem Manne von gutem und bösem Herzen verstehen? — Sie wissen, daß nichts zweydeutiger ist als ein gutes Herz, nach dem Gebrauche, den man im gemeinen Leben von dieser liebenswürdigen Benennung macht. Der Bettler hält den ersten den besten, der ihm ein paar Dreyer giebt, für einen guten Mann; und die Nichtswürdigen, an die ein blöder Fürst seine Wohlthaten verschwendet, werden (wenigstens so lange sie Hoffnung haben noch mehr zu bekommen) vom Lobe seiner Großmuth und Gutherzigkeit überfließen. Der Pöbel, der die Großen nur von ferne sieht, urtheilt von ihrem Inwendigen nach ihrer Miene; ein freundliches Aussehen, eine muntre Laune, eine gewisse Popularität ist oft hinlänglich, dem schändlichsten Tyrannen eine Zeit lang Liebe zu erwerben. Ueberhaupt wird Schwachheit der Seele und gutes Gemüth täglich von den meisten verwechselt. Wie vielen schreibt man bloß darum ein gutes Herz zu, weil es ihnen an Muth fehlt, so viel Böses zu thun als sie wünschten; oder weil sie aus Trägheit, aus Furcht vor einem unangenehmen Augenblicke, sich lieber alles gefallen lassen, lieber alles übersehen, als sich die Mühe geben mögen Untersuchungen anzustellen; oder weil sie zu schwach sind, auch zu den unverschämtesten Bitten oder Forderungen Nein zu sagen! —

Wie manche Regenten haben den Ruf eines guten Herzens einzig und allein dem Umstande zu danken, daß man unter ihrer Regierung ungestraft ein so arger Bube seyn darf als man will! Und fehlt es etwa an Beyspielen von Heuchlern, die jenen Ruf bloß dadurch erschlichen haben, daß sie vorsichtig genug waren, alles Böse, was sie thun wollten, durch andre zu thun? — Lassen Sie uns also, ehe wir weiter gehen, übereinkommen, was wir für einen Begriff mit den Worten gutes Herz verknüpfen wollen.

Kleon. Ich glaube mich hierüber bereits deutlich genug erklärt zu haben. Vorausgesetzt, daß ein Mensch, der gar keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht fühlt, ein höchst ungewöhnliches Ungeheuer sey, verdient (däucht mich) derjenige den Nahmen eines guten Menschen, der alles Unrecht aufrichtig verabscheut, und eben so aufrichtig wünscht immer recht zu handeln. Die Unzulänglichkeit seiner Einsichten, eine gewisse Schwäche der Seele, die ihn dem Betrug oder der Verwegenheit andrer Menschen bloß stellt, oder ihn vielleicht unfähig macht seine eigenen Begierden und Leidenschaften gehörig zu regieren — kann nur zu oft die Ursache großer Uebereilungen und Fehltritte werden: aber alles Böse, wozu er solcher Gestalt verleitet werden mag, kann ihm doch den Nahmen eines guten Menschen nicht rauben. Er verdient ihn, weil

er gut zu seyn wünscht, und weil er es auch allezeit ist, so oft nicht äußere Einflüsse, die für ihn zu stark sind, ihn aus seiner gewöhnlichen Fassung setzen, oder seinen Bewegungen eine falsche Richtung geben.

Stilpon. Was sagen Sie zu dieser Erklärung, Eukrates?

Eukrates. Ich denke, daß es unserm Freunde Kleon vielleicht große Mühe gemacht haben möchte, eine andre zu finden, wobey die blöden Seelen, die er nun einmahl in seinen Schutz genommen hat, besser davon gekommen wären. Aber, wie dem auch seyn mag, da diese Erklärung zu dem Zwecke, wozu wir sie gebrauchen, so gut als eine andre ist, so bin ich bereit es dabey bewenden zu lassen; und behaupte also, ohne weitere Vorrede, daß ein schwacher Mensch, mit dem besten Herzen von der Welt, das unfähigste unter allen Wesen sey, sich selbst und andre zu regieren. Und, da mir Kleon einwenden wird, daß ein solcher schwacher Mensch, weil er doch, um zu regieren, regiert werden müsse, eben so wohl durch verständige und gute Menschen als durch Narren und Bösewichter regiert werden könne, und also (wenigstens im glücklichen Falle) unendliche Mahl weniger Böses thun werde als ein Mann von bösem Willen: so behaupte ich ferner, daß diese Art von Menschenkindern, ihrer Natur nach, unfähig sey,

sich von verständigen und guten Menschen regieren zu lassen. Ich glaube mir den Beweis dieser Sätze, und Ihnen die Mühe solchen zu fassen, nicht besser erleichtern zu können, als wenn ich Ihnen, nur mit flüchtiger Hand, das Bild eines schwachen Menschen vorzeichne, so wahr und getreu nach dem Leben kopiert, als ich nur immer kopieren kann. Der Originale, die dazu gesessen haben könnten, gehen so viele in der Welt herum, daß nichts leichter seyn wird, als sich zu überzeugen, daß ich kein Unding gemahlt habe. Ein schwacher Mensch — lassen Sie seinen Willen so gut seyn als er kann — hat nicht Verstand genug, Wahres und Falsches von einander zu unterscheiden; und dieß ist, wo nicht die einzige, doch gewiß die erste und fruchtbarste Ursache alles des Bösen, was ich von ihm zu sagen gezwungen seyn werde. Seine Seele schwebt je und allezeit in einer betrüglichen Dämmerung, wo ihm beynahe alle Dinge anders vorkommen als sie sind. Desto schlimmer für ihn, wenn er dem ungeachtet richtig zu sehen glaubt; denn desto unmöglicher wird es, ihm den Dunst von den Augen zu blasen. Vermöge des guten Willens, womit wir ihn begabt voraussetzen, wünscht er in jedem vorkommenden Falle recht zu handeln. Aber zum Unglück für den gutherzigen Schwachkopf ist es unmöglich, daß man in irgend einem Falle recht handle, wenn man

nicht weiß was sich gebührt, nicht unterscheiden kann, was im gegebnen Falle recht ist. Der schwache Mensch, der dieß nicht kann, möchte gar zu gern alles seyn was er seyn sollte; aber die beschwerlichen Fragen, wer, was, wie, wo, wann, warum und womit? — Fragen, die, zum Unglück für den blöden Kopf, alle Augenblicke wieder kommen — verderben ihm immer das Spiel. Denn entweder beantwortet er sich diese Fragen falsch, oder — kürzer davon zu kommen — er fragt gar nicht. Daher kommt es denn, leider! daß er standhaft ist wo er nachgeben sollte, und nachgiebt wo ein weiser Mann wie eine Mauer stände; daß er Herz hat wo er zittern sollte, und zittert wo nichts zu fürchten ist; daß er zurückhaltend ist, wo ihm nützlich wäre offen zu seyn; streng, wo er gelinde, verschwenderisch, wo er sparsam, und sparsam, wo er freygebig seyn sollte. Daher, daß er nie weder die Menschen mit denen ers zu thun hat, noch die Sachen wovon die Rede ist, noch die Umstände, auf die immer alles ankommt, zu unterscheiden weiß; daher so viele Fehler, die durch ihre Folgen oft so schädlich sind, daß er mit allem möglichen bösen Willen nichts schlimmers hätte thun können. Daher, daß er, weil er gehört hat daß einige Spitzbuben Verstand haben, alle Leute von Verstand für Spitzbuben hält;

daß er Kleinigkeiten mit Ernst und als wichtige Dinge, die wirklich wichtigen Dinge hingegen obenhin behandelt; daß er sich einbildet, was Einmahl gelungen oder mißlungen ist, werde immer gelingen oder mißlingen; oder eine Wirkung, die aus ihrer natürlichen Ursache sehr natürlich erfolgte, werde auch ohne Ursache erfolgen. Daher endlich das geheime Mißtrauen, das er in sich selbst setzt, und welches (so widersinnig dieß auch scheint) beynahe immer so groß ist, daß es das allgemeine Mißtrauen, das er in die übrigen Menschen setzt, überwiegt, und daher die Ursache wird, warum er seinem eignen Urtheil nur selten, und dann gerade am wenigsten folgt, wenn sichs zuträgt daß er richtig urtheilt. Gestehen wir, meine Freunde, daß der beste Wille ohne Verstand, und (worauf hier alles ankommt) ohne **den** Verstand, den man gerade vonnöthen hat, seinem Besitzer in den meisten Fällen ungefähr so viel Dienste thut, als ein Degen, der nicht aus der Scheide geht, einem Manne der sich wehren soll. Ich sage, ohne den Verstand, den man dazu, was man vorstellen soll, vonnöthen hat. Denn was hilft dem ehrlichen **Lampus**, um Oberzunftmeister zu seyn, daß er sich besser als irgend eine obrigkeitliche Person in Griechenland auf die Pastetenbäckerey versteht, und in der Kunst Wachteln abzurichten seines gleichen sucht?

„Aber (wird mein Freund Kleon sagen) können nicht andre ehrliche Leute für den schwachen Lampus Verstand haben?“ — Ehrliche Leute? Die ehrlichen Leute, denen er sich anvertrauen sollte, müßten so schwach seyn als er selbst, und wozu würden sie ihm alsdann helfen? Ein Blinder kann freylich eines andern Blinden Führer seyn, in so fern der Führer wieder seinen Führer hat; aber wenn nun auch des Führers Führer blind wäre, so würden alle drey gelegentlich in die Grube fallen. Die Sache wird, wie ihr seht, nicht besser, wenn gleich drey hundert Blinde einander führen wollten. Und von Blinden, das ist, von ihres gleichen, müssen sich die guten Schwachköpfe nun einmahl führen lassen. Sie müßten besonders glücklich seyn, wenn sie von ungefähr auf einen Einäugigen oder Schieler stießen. Man hat Beyspiele davon, aber sie sind selten; und man trifft zehn Fälle gegen Einen, wo die armen Blinden an einer langen Reihe, immer einer den andern am Aermel haltend, von irgend einem schlauen Spitzbuben daher geführt werden, ohne zu wissen wohin. Denn was die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, betrifft, so ist erstens ausgemacht, daß sie sich mit den ehrlichen Leuten, die keinen haben, von jeher nicht wohl haben vertragen können; und dann, gesetzt auch, daß sie sich aus Liebe zum gemeinen Besten überwinden

wollten, so könnte dieß zu nichts helfen. Denn, wie gesagt, die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, sind zum Unglück gerade die einzigen Menschen, denen der schwache Mann nicht traut, ja vor denen er sich als vor seinen ärgsten Feinden hütet. Den Schelmen, die ihn umringen, ist alles daran gelegen, einen jeden von ihm entfernt zu halten, der ihre Schliche beobachten und dem Betrognen die Augen öffnen könnte. Sie haben also nichts angelegeners, als jedem ehrlichen Manne, der eben darum nicht von ihrer Rotte ist, den Weg zu verrennen: und sollte ein solcher zufälliger Weise dennoch Mittel finden, das Ohr des schwachen Mannes zu erreichen; so werden sie ihr Haupt nicht eher sanft legen, bis sie ihm weiß gemacht haben, daß der ehrliche Mann ein übel gesinnter, gefährlicher Mensch ist; ungefähr wie die Wölfe in der Fabel den Schafen durch Abgeordnete vorstellen ließen, daß sie eher auf keine glückliche Stunde rechnen dürften, bis sie ihnen die geschwornen Feinde ihrer beiderseitigen Ruhe und Freundschaft, den Hirten und seinen Hund, ausgeliefert haben würden.

Aber gesetzt auch, der schwache Mann bliebe lediglich sich selbst überlassen, so kann man doch versichert seyn, daß ordentlicher Weise diejenigen, die es am besten mit ihm meinen, immer die sind, die er am wenigsten leiden kann. Ein Mann von Verstand kann ihm vielleicht eine Weile

zum Zeitvertreibe dienen: aber so bald er sich einfallen lassen wollte, einen ernsthaftern Gebrauch von seinem Verstande zu machen — ein Gedanke, der einem Manne von Verstand sehr leicht kommen kann — so bald er bey Gelegenheit dem schwachen Manne zu verstehen geben wollte, daß er in dieser oder jener Sache Unrecht habe, sich irre, sich betrügen lasse, seine Neigungen oder sein Vertrauen übel anlege, und dergleichen; so würde er das Geheimniß gefunden haben zu mißfallen, gähnen zu machen, und endlich unerträglich zu werden. Schwache Leute hassen nichts so sehr als Vorstellungen, die einem versteckten Tadel oder einer indirekten Beschuldigung von Schwachheit ähnlich sehen. Der Mann von Verstand, der ihnen aus guter Meinung die Wahrheit sagt, wird ihnen überlästig; sie entledigen sich seiner je eher je lieber, und kehren zu ihren Schmeichlern zurück, bey denen sie wieder frey athmen, und der beschwerlichen Zurückhaltung nicht bedürfen, durch welche sie sich dem beobachtenden Blick und dem gefürchteten Tadel des verständigen und ehrlichen Mannes zu entziehen suchen. Kurz, der schwache Mann müßte noch mehr als schwach, er müßte ein völliger Dummkopf seyn, wenn er Leute von Verdiensten zu seinen Freunden erwählen sollte. Dem Dummkopfe könnte so etwas begegnen, weil er bey allem, was er thut, bloß in einen Glückstopf greift; aber ein Lampus

hat gerade noch so viel Verstand, oder Instinkt, (wenn Sie es lieber so nennen wollen) daß er sich zu seines gleichen hält; und wenn er jemahls, aus Uebereilung oder Verführung, den Fehler begangen hätte, seine Neigung auf einen verdienstvollen Mann zu werfen, so kann man darauf zählen, daß er bald genug von seinem Irrthum zurück kommen, und ohne Mühe über eine so unnatürliche Neigung triumfieren würde.

Es sind also nicht die Verständigen und Rechtschaffnen, nicht Männer von Genie, Tugend und Ehre, die dem schwachen Manne, den wir an die Spitze unsrer Republik setzen wollen, zu Hülfe kommen werden. Alles, was diese für ihn thun könnten, geht in Verlust; es ist unmöglich, daß er sie für seine Freunde ansehe, daß er sich ihnen anvertraue. Sie werden ihm als Grillenfänger, seichte Köpfe und Schwärmer, oder als eigensinnige, aufgeblasene, unruhige, auch wohl als übelgesinnte und gefährliche Leute abgemahlt. Anstatt sich ihres Rathes zu bedienen, entfernt er sie so weit von sich als er immer kann. Sie selbst, überzeugt daß sie unter einer solchen Staatsverwaltung unnütz sind, ziehen sich zurück: und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn es noch dabey bleibt; wenn das Mißtrauen, der Kaltsinn, die Abneigung, womit man ihnen begegnet, nicht zuletzt in Haß und Verfolgung aus-

schlägt, und jede Bemühung für die gute Sache wirksam zu seyn, jeder Widerstand, den der blöde Mann und seine Genossen in ihrer Vernunft und Redlichkeit finden, ihnen als ein Verbrechen angeschrieben wird, wofür sie mit dem Verlust ihrer Ruhe, und vielleicht (eine Zeit lang wenigstens) selbst mit dem Verlust der öffentlichen Hochachtung bestraft werden. Denn sehr oft ist diese ein bloßer Wiederhall. Der Mächtige, auch dann, wenn seine schlechte Art zu denken und zu verfahren eine kundbare Sache ist, hat immer den großen Haufen auf seiner Seite; und je mehr Vorzüge der Verfolgte hat, desto geneigter ist man zu glauben daß er Unrecht habe.

„Der schwache Mann von gutem Willen wird alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit giebt, und nur das Böse, wozu er betrogen wird,“ — spricht Kleon. Um Vergebung, guter Kleon! dieß ist alles, was sich von dem weisesten und besten Manne sagen läßt. Denn auch dieser bleibt doch ein Mensch, Bedürfnissen, Leidenschaften und Einflüssen äußerer Ursachen ausgesetzt, bleibt fehlbar und kann hintergangen oder überlistet werden. Aber der schwache Mann wird immer betrogen — von andern oder von sich selbst — und stiftet um so viel mehr Unheil an, weil er sogar alsdann Böses thut, wenn er es, seiner Meinung nach, recht gut machen will. Und da es ihm gewöhn-

lich eben so sehr an guten Rathgebern als an Einsicht und Ueberlegung mangelt: so ist es ein bloßer und in der That seltener Zufall, wenn es ihm etwa einmahl begegnet etwas Kluges zu thun, und es mit einer guten Art zu thun.

Um uns aufs stärkste davon zu überzeugen, werfen wir nur einen Blick auf die Staaten, die von einzelnen Beherrschern regiert werden. Wenn man dem Augenschein glauben darf, so werden die meisten dieser Staaten öfter übel regiert als gut; und forschen wir der Ursache nach, so finden wir sie meistens in der Schwäche ihrer Regenten. Vielleicht machen unter einem solchen blöden Fürsten die Rechtschaffnen Anfangs einen Versuch sich seiner anzunehmen. Aber zum Unglück fürchten sich blöde Fürsten vor nichts so sehr, als vor dem Gedanken von andern regiert zu werden; und da sie sich die Ueberlegenheit eines Mannes von Verstand nicht verbergen können, so ist natürlich, daß sie ihn als eine Art von Hofmeister ansehen, dessen Obermacht ihnen desto unerträglicher wird, weil sie sich auf das Ansehen der Vernunft gründet, gegen welches sich, zu großem Verdruß der blöden Herren, nichts erhebliches einwenden läßt. Sie möchten immer in allen Dingen bloß nach ihrem Belieben handeln; und der rechtschaffene Mann beweist ihnen immer, daß sie nach Grundsätzen, nach Beschaffenheit der Sache, nach einem Gesetz, das über

den Fürsten ist, handeln müssen. Dieser Zwang der Vernunft, der die Freyheit des Weisen ausmacht, wird ihnen endlich unerträglich; und wer kann es ihnen verdenken? Alle Augenblicke sollen sie eine Neigung, einen Wunsch, eine Leidenschaft — der Gerechtigkeit, der Klugheit, ihrem Ruhme, dem gemeinen Besten aufopfern: wider die Gründe, die man ihnen vorlegt, ist nichts zu sagen; sie fühlen es und geben nach; aber sie fühlen auch, daß nichts unlustiger ist, als immer einen andern Weg gehen müssen, als den man gehen möchte. Verlassen wir uns also darauf, daß sie sich der beschwerlichen Leute, die immer Recht haben, so bald als möglich entledigen werden. Sie werden sich gefälligere Freunde wählen; die Weisen und Redlichen werden entfernt, oder so lange geplagt, bis sie selbst davon gehen; und bald werden wir Vertrauen, Gunst und Gewalt in den unwürdigsten Händen sehen. Eine Zeit lang glaubt der schwache Fürst sich wohl dabey zu befinden; es ist so angenehm immer getreue, ergebene Leute um sich zu sehen, die alles schön und gut finden was uns gefällt, alles möglich was wir wünschen, alles preiswürdig was wir thun! Aber gemeiniglich währt der süße Wahn nicht länger, als bis diese Nichtswürdigen sich tief genug eingegraben, sich so oft und fest um ihren Raub herum geschlungen haben, daß er sich nicht wieder

von ihnen los winden kann. Alsdann geht es ihm gemeiniglich wie den Männern, die sich, aus thörichter Furcht vor den vermeinten Fesseln des Ehestandes, von einer wetterlaunischen und unersättlichen Buhlerin tyrannisieren lassen. Sie seufzen unter einer unendliche Mahl beschwerlichern Abhängigkeit; und in Augenblicken der Nüchternheit fühlen sie sich desto unglücklicher, weil sie in der Nothwendigkeit sind, ihre Plage, wie einen unheilbaren Schaden, mit sich herum zu tragen und zu nähren. Eine unvermeidliche Folge dieses Zustandes ist das allgemeine Mißtrauen, welches sich endlich solcher Großen bemächtiget und ihr Elend vollkommen macht. Denn wem sollen sie sich vertrauen? Bey wem sollen sie Rath oder Hülfe suchen? — Bey den Männern von Verstand und Rechtschaffenheit? Unmöglich! Es ist nicht in der menschlichen Natur, zu jemand Vertrauen zu fassen, den man nicht lieben kann, jemand zu lieben, vor dem man sich scheuet, und den nicht zu scheuen, von dem man Vorwürfe verdient zu haben sich bewußt ist. Und wenn auch dieß nicht wäre, so bleibt ihnen doch jeder Mann von überlegnen Fähigkeiten aus eben dem Grunde verdächtig, warum ein eifersüchtiger Thersites seine Frau nicht gern von einem Adonis oder Herkules besucht sieht. Sie können sich nicht entbrechen, ihn als einen Menschen zu

fürchten, der auf die eine oder andere Art ihre Schwäche an den Tag bringen wird; und der Gedanke, ihm die Entdeckung davon selbst zu machen, beleidigt ihre Eigenliebe zu sehr, als daß sie sich jemahls dazu entschließen könnten.

Doch ich bin vielleicht noch viel zu freygebig, wenn ich bey einem schwachen Regenten die Fähigkeit voraussetze, Männer von Genie und Verdiensten unterscheiden zu können. Die wenigsten, die zu jener Klasse gehören, haben so viel Einsicht. Ihre Urtheile von dem Werthe der Menschen bestimmen sich gemeiniglich nach den zweydeutigsten Gründen, und der schlechteste Erdensohn kann in ihren Augen ein großer Mann seyn. Das findet vornehmlich bey denjenigen Statt, deren Karakter aus einer Vermischung von Gutherzigkeit und Indolenz besteht; die alles gern von der gefälligsten Seite ansehen, und aus herzlichem Widerwillen gegen alle Bemühung des Geistes, lieber jedermann für das, wofür er sich selbst giebt, gelten lassen, als sich die Mühe geben zu untersuchen, ob der vermeinte ehrliche Mann nicht vielleicht ein Schurke sey. Daher sehen wir unter guten Fürsten von diesem Schlage die besten und die schlechtesten Leute ungefähr auf einerley Fuße. Man kann ein verdienstloser Mensch, man kann sogar ein Bösewicht seyn, ohne zu fürchten, daß man darum weniger bey

ihnen gelten werde. Sie beobachten eine genaue Neutralität zwischen den Männern von Verdienst und ihren Gegenfüßlern, lächeln die einen so freundlich an als die andern, begegnen ihnen mit gleich viel oder gleich wenig Achtung, und können es unmöglich über ihr Herz bringen, einen schlechten Menschen so zu betrüben, um ihn merken zu lassen, daß er weniger werth ist als ein braver Mann. Nun ist es den meisten, wenn sonst alles gleich ist, viel bequemer, schlecht zu seyn, als sich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienste zu bewerben, für die man ihnen keinen Dank weiß, und die bey Beförderungen oder andern Belohnungen gar nicht mit in Anschlag kommen. Die natürlichen Folgen hiervon sind, daß Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit, mit Einem Worte, Tugend, unter solchen Regierungen ein leerer Nahme ist; daß Ruhmbegierde und Nacheiferung erschlaffen und endlich gar nicht mehr Statt finden; daß Leute ohne Werth sich in Stellen einschmeicheln oder einbetteln oder einheucheln oder eindrängen, wo sie entweder durch Untüchtigkeit oder bösen Willen oder beides zugleich den größten Schaden thun; daß diese Leute sichs recht zur Pflicht machen, jedes hervor glänzende Verdienst zu verdunkeln, jedes aufkeimende Talent zu ersticken, jede gemeinnützige Unternehmung abzuschrecken; — daß,

wo die Tugend keine Ehre giebt, das Laster endlich aufhört sich zu schämen, und ausschweifende oder niederträchtige Menschen Alles wagen, weil sie merken, daß sie Nichts dabey wagen; kurz, daß unter einer solchen nervenlosen Regierung just darum, weil jeder thut was ihm beliebt, entweder gar nichts, (welches oft besser ist als Etwas) oder so viel Unverständiges, Widersinniges und Verderbliches geschicht, daß oft Menschenalter erfordert werden, die Sachen wieder in einen leidlichen Gang zu setzen.

Kleon. Ich weiß nicht, ob sich unser Freund Eukrates von seinem angebornen Haß gegen die armen Seelen, die er Schwachköpfe nennt, nicht verleiten ließ, uns ein Fratzenbild hinzumahlen, wozu es ihm vielleicht schwer werden sollte, ein Original zu finden.

Eukrates. Nicht schwerer, lieber Kleon, als die Augen aufzuthun, und —

Kleon. Allenfalls will ich zugeben, daß in Staaten, wo alles von Einem abhängt, die Schwachheit dieses Einzigen einen großen Theil der schlimmen Folgen, die du uns vorgezählt, nach sich ziehen könnte. Aber in Republiken sehe ich nicht, wie ein schwacher Mann so großen Schaden sollte thun können.

Eukrates. Wir müssen nicht vergessen, daß die Rede von einem schwachen Manne ist, den man an die Spitze der Republik gestellt hat.

Kleon. Sehr wohl! Aber kommt denn alles auf ihn allein an? Ist seine Macht nicht eingeschränkt? Werden die Verständigen und Wohlgesinnten unthätig bleiben? oder ist es in seiner Gewalt, sie unthätig zu machen?

Stilpon. Ich besorge, guter Kleon, in einer Republik, wo man einen Mann, wie euer Lampus ist, eben dadurch, daß man ihn an die Spitze setzt, öffentlich für den Besten erklärt, möchten die Verständigen und Wohlgesinnten schwerlich stark genug seyn, die Thoren und Uebelgesinnten, die ihm den Staat verwirren helfen werden, an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Eine solche Wahl setzt schon einen Grad von Verderbniß in der Republik voraus, der wenig Hoffnung zur Genesung übrig läßt.

Eukrates. Sehr richtig! Eine solche Wahl kann nur in einer Republik zu Stande kommen, die schon lange aufgehört hat zu empfinden was Tugend ist. In dieser machen die Schlimmen gewiß die ungleich größere Zahl aus; und würden diese einen Mann wie Lampus (wenn man

anders so ein Geschöpf einen Mann nennen kann) erwählen helfen, wenn sie nicht unter ihm alles zu vermögen hofften? Was werden die wenigen Biedermänner, von denen wir drey vielleicht schon einen großen Theil ausmachen, gegen ein Bündniß zwischen Dummheit und Bosheit ausrichten? Das Ansehen, wodurch wir ihren Unternehmungen Schranken setzen könnten, müßten uns die Gesetze geben; und sind nicht diese immer auf der überlegenen Seite? Wahrlich, die Form des Staats macht hierin keinen wesentlichen Unterschied. Lampus am ersten Platze der Republik schadet schon genug, wenn er ihr nichts nützt; wenn er den Verstand nicht hat, weder das Böse zu verhindern das die Uebelgesinnten thun werden, noch die Partey der Wohldenkenden zu unterstützen, und ihrer Wirksamkeit die beste Richtung zu geben. Ich gestehe gern, daß er an einem der untersten Plätze im gemeinen Wesen unschädlich seyn würde. Auch hab' ich, wie ihr wißt, nichts gegen den Mann an sich selbst. Nur will ich nicht, daß ihr den guten Menschen, wider seinen Willen, zum Werkzeug unsers Unglücks, und vermuthlich auch seines eigenen machen sollt, indem ihr ihn an einen Platz stellt, wo er durch seine Unfähigkeit nothwendig schädlich werden muß.

„Aber, sagt Kleon, wie können wir uns

entschließen eben diesen Platz einem Manne anzuvertrauen, von dem wir alle wissen daß er ein Bösewicht ist?" — Freylich ist es eine traurige Nothwendigkeit, die uns dazu bringt. Aber gesetzt, wir hätten einen Steuermann vonnöthen, der uns über das Aegeische Meer nach Kreta führen sollte, und wir könnten in der Eile keinen andern geschickten Steuermann kriegen als einen, der sonst in jedem andern Verhältniß ein böser Bube wäre: würden wir uns und unser Schiff lieber einem guten, frommen Menschen anvertrauen, der von der Schiffahrt gar nichts verstände? Ich denke, Nein. Unser sind viele, würden wir denken. Wir wollen des bösen Menschen wohl Meister werden, wenn er es uns zu grob machen wollte. So ein arger Bube er sonst seyn mag, so ist er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerley Schicksal zu gewarten hätte wenn wir zu Grunde gingen, so können wir uns darauf verlassen, daß er sein Möglichstes thun wird uns zu erhalten. Dieß, däucht mich, ist nun gerade unser gegenwärtiger Fall. Megillus hat Verstand und Thätigkeit. Wahr ists, sein Herz taugt nichts; das Glück oder Unglück andrer Menschen ist ihm fremd; er ist stolz, herrschsüchtig, geitzig, hart und grausam; niemahls hat er sich über die Sittlichkeit der Mittel zu seinen Absichten ein Bedenken

gemacht; ein nützliches Bubenstück hat nichts abschreckendes für ihn, so bald er es ungestraft thun kann. Sein eigner Privatvortheil wird immer der letzte Zweck aller seiner Handlungen seyn. Er wird, wenn es ihm zugelassen würde, die Republik als sein Eigenthum behandeln, und die Gesetze nicht als Fesseln die er tragen, sondern als Schlingen denen er ausweichen muß, ansehen. Er wird alles anwenden sich einen Anhang zu machen, durch den er alles vermöge; und ein jeder Freund seines Vaterlandes, der ihm entgegen arbeitet, wird einen unversöhnlichen Feind in ihm finden. Dieß ist alles wahr! Aber Megillus hat Verstand, und dieser ist uns Bürge dafür, daß er mit Bedacht und Vorsicht handeln, und nie mehr, als zu seinem Zweck schlechterdings nöthig ist, Böses thun wird. Er wird sogar, theils um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben, theils um sein Spiel desto besser zu verbergen, zu allem Guten mitwirken, oder wenigstens durch die Finger sehen, was er, ohne Nachtheil seiner besondern Absichten, thun oder zulassen kann. Sein Ehrgeitz ist die schwache Seite, auf welcher ihn die Redlichgesinnten nicht selten mit gutem Erfolge werden angreifen können. Ein Mann, der Verstand hat, mag ein so schlimmes Herz haben als er will, so sieht er doch immer ein, wie nothwendig es

ist, daß er ein Mann von Ehre, ein Beförderer der öffentlichen Wohlfahrt, ein Freund der Männer von Talenten und Verdiensten zu seyn scheine; und dieß macht, daß er oft gerade so handeln muß, als ob ers wäre. Außerdem haben wir bey einem Manne von diesem Schlage noch den Vortheil, daß wir, weil er mit Ueberlegung und Klugheit zu Werke geht, beynahe in jedem vorkommenden Falle ziemlich zuverläßig wissen können, was er thun wird; ein Vortheil, auf den wir bey einem Lampus, der es selbst niemahls weiß, wenig Rechnung machen können. Mit Einem Worte, in einem Staate, wo ein Mann von Verstand und Thätigkeit an der Spitze steht, werden andre Männer, die diese Eigenschaften auch besitzen, so sehr sie in Grundsätzen und Absichten seine Gegenfüßler seyn mögen, nie ohne Einfluß seyn, und jenem ziemlich das Gleichgewicht halten. Die Gewißheit, daß er bey jedem Schritt aufs schärfste beobachtet wird, macht ihn behutsam; das Ansehen, worin die Patrioten ihres Karakters oder Platzes wegen stehen, nöthigt ihn sie zu schonen, und, da er doch zuweilen ihres Beystandes vonnöthen hat, sie dadurch zu gewinnen, daß auch Er zuweilen etwas Gutes, das sie unternehmen, befördern hilft. Ich gebe zu, daß er, auch wenn er etwas Gutes thut, aus unlautern Beweg-

gründen handelt; aber was bekümmert uns dieß? Genug für uns, die wir es mit dem gemeinen Wesen wohl meinen, daß ihn sein Eigennutz selbst oft auf unsre Seite ziehen, und sein Verstand ihn nöthigen wird, manches Böse, wozu er Lust hätte, zu unterlassen, weil es ihm selbst schädlich wäre oder werden könnte, und manches Gute, wider seine Neigung, zu befördern, nicht weil es gut, sondern weil es ihm selbst nützlich ist.

So reich der Gegenstand, wovon wir reden, ist, so unnöthig ist es, alles zu sagen was sich von einer Sache sagen läßt, so bald man mit Verständigen spricht. Kleon meinte, die Frage, über die wir verschieden dachten, wäre einer Art von Berechnung fähig. Ich glaub' es selbst, und überlaß' es nun unserm Freunde Stilpon, den Ausspruch zu thun, auf welcher Seite am wenigsten zu verlieren ist.

Stilpon. Soll ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen? Jeder, däucht mich, hat das beste für die seinige gesagt, was sich sagen ließ, und, so fern es hier auf eine ungefähre Berechnung der Wahrscheinlichkeiten ankäme, hat Eukrates unstreitig den Vortheil: wiewohl nicht zu läugnen ist, daß es in solchen Fällen immer die zufälligen Umstände sind, die am Ende den Aus-

schlag geben; und diese können eben so wohl für die eine als für die andre Meinung fallen. Aber legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns: Was müssen die Megarer seyn, und was verdienen sie zu leiden, wenn sie, ohne Noth, (denn noch ist es so weit mit uns nicht gekommen, daß wir keinen andern Ausweg hätten) die Wohlfahrt ihres gemeinen Wesens auf eine so gefährliche Spitze setzen? Welch ein Einfall, nur einen Augenblick in ernstliche Ueberlegung zu nehmen, ob es besser sey die Republik einem guten Manne ohne Kopf, oder einem Schlaukopf ohne Herz preis zu geben! Unglücks genug für die Staaten, die ihre Regenten aus der Hand des Glücks empfangen, wenn der Zufall sie mit einem unwürdigen betrügt. Sie haben keine Wahl! — Aber ein Volk, das offne Augen und freye Stimmen hat, dem sogar Gesetze und Eid die Ausübung seines kostbarsten Rechtes zur Pflicht machen, ein solches Volk muß den Menschenverstand verloren haben, wenn es sich jemahls einen andern als seinen weisesten und besten Mann zum Regenten giebt. Verzeihen Sie meine Freymüthigkeit —

Eukrates. Hier ist nichts zu verzeihen, guter Stilpon! Sie haben Recht. Aber wenn nun der größere Theil sich, wie es oft zu gehen pflegt, in seinem Urtheile betrügt, und gerade

den Unwürdigsten für den Besten ansieht? Wie dann?

Stilpon. Wie dann? Für diesen Fall haben die Gesetze von Megara gesorgt, dächte ich. Eben darum, weil das Volk so leicht einen Mißgriff thun könnte, haben sie das Wahlrecht in die Hände des Senats gestellt; und von den Vormündern des Staats darf und soll man doch voraussetzen können, daß sie Verstand genug haben, in jedem gegebenen Falle — weiß von schwarz zu unterscheiden.

Eukrates und Kleon bedankten sich lächelnd für das Kompliment, das der Filosof ihrem ehrwürdigen Orden zu machen beliebt hatte, und gingen ihres Weges. Zwey oder drey Tage darauf war der Wahltag. Die Rathsherren von Megara sahen so gut als irgend ein Filosof in der Welt, daß es sich nicht schicke, der Republik einen so blöden Mann wie Lampus, oder einen so schlimmen Mann wie Megillus, zum Vorsteher zu geben. Sie verglichen sich also, und erwählten einmüthig — den Gorgias; den einzigen Mann in Megara, von dem man gestehen mußte, daß er zugleich so unverständig und so bösartig sey, als ein und eben derselbe Mensch beides zugleich seyn kann.

Der Mann rechtfertigte ihre Wahl auf die außerordentlichste Weise; denn er gab gleich in

den ersten vier Wochen seiner Staatsverwaltung so viel tolles und heilloses Zeug an, als zwanzig weise Männer in eben so viel Olympiaden nicht wieder hätten gut machen können.

Bravo! rief der Filosof Stilpon, wenn er wieder von einem neuen Bubenstück oder albernen Streiche hörte, womit der Oberzunftmeister Gorgias seine Regierung verherrlichte.

Nichts war unschuldiger als Bravo zu rufen. Gleichwohl fanden sich Leute, die in dem Tone, womit er es aussprach, etwas sehr strafbares bemerkt haben wollten, und dem Oberzunftmeister einen Bericht davon erstatteten, der nicht zum Vortheil des Filosofen war.

Wer ist dieser Stilpon? fragte Gorgias. — „Ein Filosof.“ — Ich habe die Filosofen nie leiden können, und ich denke, wir haben sogar ein Gesetz wider sie, versetzte Gorgias. Wirklich war ein altes Gesetz gegen Müßiggänger, Sterngucker, Marktschreyer, und Leute die mit Murmelthieren im Lande herum zogen, vorhanden. Fort mit allem diesem Geschmeiße! sagte Gorgias.

Der Filosof Stilpon erhielt Befehl, binnen Tag und Nacht Megara zu räumen.

Bravissimo! rief der Filosof Stilpon, und zog nach Athen, wo die Filosofen (ausgenommen daß man ihnen zuweilen für ihr Geld einen Becher voll Schierlingssaft zu trinken gab) überhaupt so wohl gelitten waren als an irgend einem Ort in der Welt.

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit,

oder:

Ueber den Lehrsatz: „Daß die höchste Gewalt in einem Staate durch das Volk geschaffen sey.“

An Herrn Prof. Dohm in Cassel.

Geschrieben im Jahre 1777.

Schon lange, mein lieber Freund, hab' ich es bey tausend Gelegenheiten erfahren, daß ich für den Herausgeber eines Journals ein viel zu zartes Gewissen habe. Daher allein kommen die kleinen Anmerkungen, die ich mich zuweilen verbunden glaube unter den Text der Aufsätze, die mir von bekannten oder unbekannten Gelehrten eingeschickt werden, zu setzen. Der Augenschein lehrt zwar, daß ich mich seit geraumer Zeit über diesen Punkt mit großer Bescheidenheit und Selbstverleugnung betragen. Indessen begegnet es doch zuweilen, daß ich — wenn ein Verfasser sich entweder auf eine angebliche Thatsache stützt, von deren Ungrund ich gewiß bin, oder einen Lehrsatz für eine geheiligte Wahrheit ausgiebt, der nach meiner Ueberzeugung entweder geradezu falsch, oder wenigstens eines von diesen unauflöslichen Problemen ist, über die man ewig Pro und Contra streiten kann, ohne jemahls ans Ende zu kommen — in beiderley es nicht leicht von mir erhalten kann, eine solche Stelle ohne einen kleinen Avis au Lecteur passiren zu lassen.

So ging's mir neulich bey der Stelle Ihrer lesenswürdigen Nachrichten von Portugall (Teutscher Merkur, Sept. 1777.), wo Sie (Seite 265 u. 66.), nachdem Sie eine Art von herzlichem kosmopolitischen Jubel darüber angestimmt: daß die Portugiesischen Reichsstände in ihrem Manifest vom Jahr 1641. so viel Gefühl vom Menschenrecht geäußert, und unter anderm darin ausdrücklich behauptet: „das Volk habe „ein Recht, durch seine Repräsentanten über die „Aufführung seines Königs zu erkennen, und sich „von dessen Herrschaft los zu machen, wofern er „sich durch eine schlimme Staatsverwaltung des „königlichen Amts unwürdig mache“ — endlich in folgende Nutzanwendung ausbrechen: „sollte man sich nicht schämen, noch zuweilen in „aufgeklärten Ländern sich so auszudrükken, als wenn das Volk um des Monarchen, „nicht dieser um jenes willen da wäre, und als „verkennte man die große Wahrheit, daß in „einem Staat keine Gewalt von oben herab „dem Volk aufgedrückt, sondern allemahl von „unten herauf durch das Volk (dem sie nützen „und frommen soll) geschaffen sey — Wahrheiten, die schon im vorigen Jahrhundert und „(sogar) in Portugall anerkannt worden.“

Ich konnte diese Stelle, die mir gleich beym ersten Lesen wider die Stirne fuhr, aus zwey Ursachen unmöglich, ohne meines Orts Salvanda

zu salviren, vorbey gehen lassen — erstens, weil ich den Satz, den Sie (mit der Gewißheit eines Mathematikers, der von einem demonstrirten geometrischen Lehrsatz spricht) für eine große Wahrheit geben, für keine Wahrheit halte; und zweytens, weil Sie sich so auszudrücken scheinen, als ob er mit dem vorgehenden: „daß „das Volk nicht um des Monarchen „willen da sey,“ völlig von Einem Schlage sey, da doch, meiner Ueberzeugung nach, zwischen diesen beiden Sätzen ganz und gar keine nothwendige Verbindung ist. — Weil ich aber damahls weder Raum noch Zeit hatte, den Grund meines von dem ihrigen (vielleicht nur dem Scheine nach) so verschiedenen politischen Glaubens anzugeben, und Sie den Ihrigen mit einer so heroischen Zuversicht für Wahrheit gaben: so hielt ich's für anständig und bescheiden, mir den Nahmen selbst zu geben, den Sie mir als einem (nach Ihrem System) vom wahren politischen Glauben Abweichenden geben mußten, und mich einstweilen bis zum Austrag der Sache demüthiglich für den Ketzer zu erklären; wiewohl ich, nach der Schärfe zu reden, mich selbst für den Rechtgläubigen und Sie — mit Ihrer Erlaubniß — für den Ketzer hielt. Schon damahls war ich entschlossen, mich nächstens über die Gründe meiner Meinung zu erklären: und nun, nachdem Sie mich in Ihrem letzten Briefe

so ernstlich dazu auffordern, will ich ohne weitere Vorrede zur Sache schreiten. — „Im Ernste „(sagen Sie) ich wüßte nicht, wie man die große „Wahrheit, so wie ich sie ausgedrückt habe, ver„kennen könnte, und ich wäre sehr begierig zu „sehen, wie der Verfasser des goldnen „Spiegels, dem Lehrer der Könige, das „göttliche Recht seiner Schüler vertheidigen „könnte u. s. w.“

Die Könige bedürfen weder meines Unterrichts (denn die Starken bedürfen des Arztes nicht), noch meiner Vertheidigung — oder es stünde übel um ihre Sicherheit. Aber da ich ein Mensch bin, und nichts Menschliches als fremd ansehe, ist mirs ja wohl auch erlaubt, über menschliche — und, so weit meine Divinazionskraft reicht — auch über göttliche Dinge, zu sagen, was mich recht dünkt. Und so lassen Sie uns dann, wofern Sie just nichts Nöthigers oder Angenehmers zu thun haben, hören, wie ich das göttliche Recht — nicht der Könige oder Monarchen ausschließungsweise, sondern der Obrigkeit überhaupt, oder derjenigen, die (nach St. Pauls weisem Ausdruck) Gewalt über uns haben — für den ersten Anlauf behaupten werde.

Das göttliche Recht der Obrigkeit? — Winke mir nicht so furchtbar, ehrwürdiger Schatten Algernon Sidney's! Ich verkenne das göttliche Recht der Menschheit nicht. Beide Rechte in meinem Sinn, auf gleiche Weise heilig, auf gleiche Weise in dem höhern Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ich werde schreckliche Wahrheiten sagen — wiewohl sich deren nicht Eine sagen läßt, die nicht schon lange vor uns gesagt worden wäre. Denn welche Frage ist von Alten und Neuern mehr untersucht, mehr in alle Arten von Licht gestellt, mehr unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, mehr mit allem möglichen Eifer und Interesse für und wider debattirt worden, als die Frage: ob die obrigkeitliche Gewalt Gottes Ordnung oder bloße Menschensatzung sey?

Mir ist, denke ich, alles wohl bekannt, was die Verfechter der wirklichen und vermeinten Rechte der Menschheit für ihre Behauptung

„daß alle rechtmäßige obrigkeitliche Gewalt vom Volk herrühre"

jemahls vorgebracht haben. Ich zweifle sehr, ob Algernon Sidney, in seinem ausführlichen und vortrefflichen Werke Discourses concerning Government, irgend einem, der bisher auf ihn

gefolgt und künftig folgen wird, etwas wirklich Neues zur Befestigung dieses Grundsteins seines ganzen Systems aufzubringen, übrig gelassen habe. Sein Buch enthält, neben viel goldnen Wahrheiten, viele höchst verwickelte Probleme, an denen, so wie er sie behauptet, eben so viel falsch als wahr ist. Diese nach der Schärfe zu prüfen, und das Wahre darin vom Falschen zu scheiden, würde ein ewiges Werk seyn; und wozu könnte es helfen? — Wir werden, hoff' ich, einen kürzern Weg finden, um aus diesem Labyrinth ins Freye zu kommen.

Fürs erste etliche Präliminar-Fragen:

1) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfassung aus dem Menschengeschlechte werden, oder vielmehr längst geworden seyn?

„Barbaren?“ — Nein, denn alle Völker, die man so zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung.

„Wilde?“ — Auch diese haben ihre Oberhäupter.

Wir wollen also weiter fragen. Das einzige Volk, das, so viel man weiß, mit völliger Freyheit lebt, sind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geistreichen, glücklichen Einwohner von

Terra del Fungo; im Ernste, eine Art von menschenähnlichen Wesen, die so elend ist, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach in weniger als funfzig Jahren zur Ehre der Natur völlig erloschen seyn wird.

2) Wie lange gab es (allen Urkunden aus den ältern Zeiten unsers Planeten seit seiner letzten Umschaffung zu Folge) Völkerschaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden; bis sich endlich das Volk in etlichen kleinen griechischen Städten einfallen ließ, anstatt eines einzelnen Regulus sich von ihrer vielen unter einem andern Nahmen, und zuletzt (so kurze Zeit es auch dauern konnte) sich gar nicht mehr regieren zu lassen?

3) Wo ist der Beweis, daß die ersten Könige und Obrigkeiten unter den Menschen erwählt worden?

4) Wie sollt' es wohl ein Volk anfangen, um sich selbst zu regieren? — Und wenn es, von Natur und Nothwendigkeitswegen, unvermögend ist, sich selbst zu regieren, wie kann man sagen: es habe ein natürliches Recht zu etwas, wozu es von Natur unvermögend ist? Und wenn es also kein solches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem andern übertragen?

Ich denke, wir haben uns bereits durchs Dickste und Gröbste durchgehauen — Es fängt schon an, in dieser Sylva Sylvarum heller vor uns zu werden — Setzen wir uns denn zusammen hin, und sehen in aller Gelassenheit, ob die Wahrheit, von der uns die Begierde sie zu suchen, oft zu weit wegführt, nicht vielleicht dicht neben uns steht?

Eine Menge Volks ist — eine Menge großer Kinder — eben so unfähig ohne Obrigkeit sich selbst in einem leidlichen Zustande zu erhalten, als unsre kleinen Kinder leben und gedeihen könnten, wenn man sie der lieben natürlichen Freyheit überlassen wollte. Und warum hat die Natur diese letztern so lange bis sie sich selbst regieren können, der älterlichen Gewalt unterworfen? — Als weil sie sich eine Zeitlang nicht selbst regieren können. Und hier zeigt sich ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen dem Kind und einem jeden großen Haufen Menschen, die sich zusammen halten, und (es sey nun aus bloßem Zufalle und Instinkt, nur auf kurze Zeit, oder mit Vorsatz und Ueberlegung auf immer) für Einen Mann zu stehen gesonnen sind — und die man, in beiden Fällen, Volk nennt. Für das Kind kommt eine Zeit, wo es

sich selbst regieren kann, und sofort hört die väterliche Gewalt auf. Für ein Volk giebt's keine solche Zeit in der Natur, je größer, je älter, je aufgeklärter es wird: je unfähiger wird es, sich selbst zu regieren. Ich berufe mich über diesen und alle andere Sätze, die ich bloß ihrer Evidenz wegen nicht beweise, auf die allgemeine und besondere Geschichte der ganzen menschlichen Gattung, von so viel Jahrtausenden, als man zurück zählen will, bis auf diesen heutigen 31sten Oktober 1777. Der Urheber der Natur hat also durch eben den Akt, durch den er Menschen machte, das ewige Gesetz der Nothwendigkeit promulgirt: daß sie regiert werden müssen: und — so ist alle obrigkeitliche Gewalt an sich betrachtet göttlichen Rechts.

Wenn sich ein Auflauf unter dem Volk einer Stadt begiebt — wird der erste der beste, der Muth oder Verwegenheit genug hat, sich an ihre Spitze zu stellen, ihr Anführer, dem sie blindlings folgen. Erinnern Sie sich nur der Geschichte des Masaniello — sie ist, nach ihren Grundzügen, die Geschichte aller andern Aufrührer, Empörungen und Bürgerkriege. Wenn ein Volk in Gährung geräth und zu schwärmen anfängt, so muß es — diese Nothwendigkeit fühlt gar bald ein jedes einzelnes Glied desselben — einen Anführer haben. Und diesen Anführer hat immer die Natur gemacht.

Es ist der, der die meiste Kraft hat, der die übrigen in seinen Wirbel hineinziehn und mit sich fortreißen kann, der den meisten Muth, die festeste Entschlossenheit, den feurigsten und anhaltendsten Enthusiasmus äußert. — Unter gewissen Umständen ist's auch wohl der, der am besten schwatzen kann; aber allemahl, wo gegenwärtige Noth oder Gefahr gefühlt wird, ist's sicherlich der, der am entschlossensten handelt. Also — so bald ein vermischter Haufen Menschen, so klein oder groß er sey, sich, durch irgend einen Zufall, in dem wilden, ordnungslosen Zustande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet, oder mit Gewalt sich selbst hineinwirft: so wird der Stärkste das Oberhaupt der Uebrigen — nicht durch eine freye Wahl, sondern in Kraft der Natur selbst — weil er den Muth hat, sich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in sich fühlt, seinen Platz zu behaupten. — Indem ich der Stärkste sage, ist, wie Sie sehen, die Rede nicht vom Stärksten an Knochen und Sehnen, (wiewohl es Fälle giebt, wo ein Sänftenträger mehr zu bedeuten hat, als ein Julius Cäsär) sondern am stärksten an Sinn, Einbildung, Verstand und Muth — von dem, dessen Genius die übrigen im Zwang hält, und wie Wasserbäche leitet — und um dieser Stärke willen wurde Julius Cäsar am Ende doch Meister von allen Sänftenträgern in Rom, so gut, als von allen Rednern und

Schwätzern und kleinen raubsüchtigen Patriziern, parfümirten Cinäden, aimables Debauchés, wovon es im Lager des alten Pompejus wimmelte — und er hätte entweder zuvor das Leben verlieren müssen, oder er mußte, von natürlichem Zwangrechts wegen, Herr über sie werden. Denn was kann der Obergewalt der Natur widerstehen? Zehntausend Mahl tausend schwache Menschen sind zusammengezählt, nicht stärker gegen Einen überwiegend Starken, als es jeder von ihnen einzeln ist.

Ich dächte nach diesen so unmittelbar auf die Konstituzion der menschlichen Natur, und (eben darum!) auf die Geschichte aller Völker von Anbeginn der Welt sich stützenden Prämissen, sollt' es nun nicht mehr so schrecklich in Ihren Ohren klingen, wenn ich gerade heraussage: das Recht des Stärkern sey Jure Divino die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt. Es versteht sich, daß ich mir bey einem Satze, der, so wahr er auch ist, doch ersten Anblicks so gefährlich aussieht, alle Mißdeutungen, Sophismen und verhaßte Folgerungen verbitten muß. Die Rede ist nicht vom Mißbrauch der Stärke und Gewalt — wiewohl die Natur auch dafür schon gesorgt hat, daß gemißbrauchte und tyrannische Gewalt sich selbst zerstören muß. Ich betrachte für jetzt alles bloß in der Ordnung der Natur — und vermöge dieser ist der

Stärkste überall im ganzen All' der Schöpfung Meister und Herr; und die schwächern beugen sich vor ihm, lassen sich von ihm anziehen, bewegen sich um ihn her, vertrauen ihm, und erfreuen und trösten sich seines Schutzes: — um so mehr, da, gewöhnlicher Weise, die größte Stärke der wirkenden Kräfte mit verhältnißmäßiger Großmuth, Aufrichtigkeit, Treue, Gutherzigkeit gesellet zu seyn pflegt.

Es ist also dem Wesen der Sache gemäß, es ist Facti, ist immer so gewesen und wird immer so bleiben: unter einem Volk von Jägern ist der kühnste, unverdrossenste, scharfäugigste, duldsamste und dauerhafteste, mit Einem Wort, der beste Jäger, König; unter einem Volke von Hirten ist's der, der den furchtbarsten Wolf erlegt hat; unter einem wilden Volke, das von Krieg und Raub lebt, ist's der, der die meisten Feinde erschlagen hat — und so sind, ohne allen Zweifel, die ersten Könige entstanden. Die Natur giebt dem Schwächern im Stärkern einen Beschützer, einen Vater. Dieß ist ihr großes Gesetz. Sie hat es nirgends unter Trompetenschall ausrufen oder durch ihren Kanzler niederschreiben lassen, denn sie hat keine Trompeter und keinen Kanzler, und braucht auch keine — sie spricht durch Wirkung und That. Sie sagt nicht: „Ihr Planeten sollt die Sonne für euern König „erkennen!“ sondern setzt die Sonne mitten

unter sie hin; und nun entziehe sich einer ihrer Herrschaft, wenn er kann!

So stellte sie zu verschiednen Zeiten einen Sesostris — einen Cyrus — einen Alexander — einen Cäsar — einen Attila — einen Carl den Franken — einen Muhammed — einen Timurbeg — einen Gustav Vasa — einen Cromwell auf — —

„Wie? Was? einen Cromwell? — Ja, mein Freund, einen Cromwell! — und ich fechte dadurch nicht gegen mich selbst: denn der Plan der Natur ist so unermeßlich groß, daß sie oft und alle Augenblicke uns Kurzsichtigen nach widersprechenden Gesetzen und Zwecken zu handeln scheint. — Ja, dieser Cromwell, der Zerstörer der Staatsverfassung seines Vaterlandes, der Mörder seines Königs, der tapferste, der tugendhafteste, devoteste Bösewicht, der vielleicht jemahls gelebt hat — war zu seiner Zeit der Stärkste unter seinem Volke, und so folgte daraus, was unter damahligen Umständen folgen mußte. Und — was brauchen wir weitern Zeugnisses? — Die ehrwürdigsten Mächte erkannten laut oder stillschweigend sein Recht; Könige neigten sich vor dem Manne, der ihren Bruder öffentlich durch Nachrichters Hand zum Tode gebracht hatte, schickten ihre Gesandte, nahmen die seinigen an, schlossen Bündnisse mit ihm, und suchten seine Freundschaft. — Wenn

Könige nicht wissen sollten, was in ihrer eignen Sache Recht ist, wer sollt's wissen?

Doch, dieß im Vorbeygehn — denn auf diesem Seitenwege würden wir uns zu weit von unserer Hauptfrage verirren.

Alles, was ich bisher gesagt habe, zweckt dahin ab, als einen Grundsatz aufzustellen: es liege in der menschlichen Natur ein angeborner Instinkt, denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen, und uns willig von ihm leiten und meistern zu lassen, dessen Obermacht wir fühlen: und dieß sey die erste Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menschen gewesen.

Und nun behaupte ich, eben dieser Instinkt sey auch in der Folge auf Seiten der Völker die Hauptursache gewesen, warum sie sich bey allen den mannichfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach,

per varios casus et tot discrimina rerum

mit der politischen Form und Verfassung der Staaten vorgegangen. Immer verhielt sich das Volk, d. i. der größte Theil der Nazion, leidend dabey. Denn auch dann, wenn es anmaßliche oder erwählte Repräsentanten hatte, waren gemeiniglich die Rechte des Volks

nur der Schild und Deckmantel, unter welchem die Mächtigsten unter dem Adel und der Klerisey und die Ehrgeitzigsten, Verschmitztesten und Beredtesten unter dem Volke ihre Privatabsichten desto sicherer durchzusetzen wußten. — Wenn etwa noch jemand wäre, der nicht wüßte, was Repräsentanten einer Nazion sind: so kann er sich aus der neuern und neuesten Geschichte einer gewissen Ile flottante so trefflich davon belehren, daß es ihm, alles zusammengerechnet, (wenigstens) eben so sicher dünken wird, seine Menschheitsrechte in unsers lieben Herrn Gottes unmittelbarem Schutz zu wissen, als in den Händen solcher Repräsentanten, die alle Augenblicke die Rolle vergessen, die man ihnen zu spielen gegeben hat, und auch, wenn sie's am besten zu machen scheinen, doch immer nur sich selbst repräsentiren.

Man durchgehe die Geschichte aller Wahlreiche und aller erwählten Regenten, und sehe — wie viel die Nazion dabey gewinnt, daß etliche aus ihrem Mittel das Recht haben, denjenigen zum König zu setzen, der ihrem besondern Interesse am zuträglichsten ist! — Und eben weil in einem Wahlreiche der gemeine Mann, der doch den zahlreichsten und wichtigsten Theil der Nazion ausmacht, gar wohl fühlt, wie wenig es ihm verschlägt, wer ihn beherrsche, indem sein Schicksal im Ganzen genommen das Nämliche bleiben

wird; so sehen wir ihn so ruhig und gleichgültig abwarten, was die Götter dießfalls beschließen: oder wenn er sich ja für Einen Kandidaten mehr als für den andern interessirt, so ist es entweder aus irgend einer dumpfsinnigen Parteylichkeit für dessen Haus oder Person, oder aus vermeintem Religionsinteresse, oder weil er unter dem einen mehr in Ruhe und Frieden zu leben hofft, als unter dem andern. Allein, da auf seine Theilnehmung so ganz und gar nichts ankömmt — so ist's im Grunde für ihn auch einerley, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, darzu geboren oder erwählt sey. So bald er nur einen Reuter auf seinem Rücken fühlt, der seiner mächtig ist, so giebt er sich zufrieden, folgt dem Zügel und duldet den Sporn.

Ueberhaupt sehen wir, daß die Völker sich gern unter eine erbliche Regierung schmiegen, gern einem gewissen Hause, einer festgesetzten Folge von Prinzen unterthan sind; sich gar bald angewöhnen, diese ihre Herren für eine höhere Art von Wesen anzusehen, und vor einem neugebornen Kron- oder Erbprinzen kaum mit weniger Andacht, Glauben, Liebe und Hoffnung die Knice beugen, als die heiligen drey Könige vor dem Christkindlein. All dieß, lieber Herr und Freund, ist in der menschlichen Natur; und wohl dem gemeinen Manne, dem kein Stephanus Junius Brutus, kein Milton, kein Alger-

non Sidney, keine Cato's Briefe dieß treuherzige Gefühl wegfilosofiert haben! Er nimmt seine Regenten, gut oder schlimm, als ihm von Gott gegeben, an, und ein böser Herr müßte beynah der Dedschial selbst seyn, bis dem Volk einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wohl schuldig sey, alles von ihm zu leiden? — So tief sitzt im Menschen das Gefühl, daß die bürgerliche Gesellschaft eben so, wie die ganze Natur, von einer höhern, alles umfassenden, unabhängigen und unwiderstehlichen Macht zusammengedrückt und dadurch in ihrer Form erhalten werden müsse: *) — und so fern ihm nur erlaubt ist, über die eine oder die andere dieser regierenden Mächte zu murren, wenn sie's ihm nicht nach seinem Sinn und Bedürfniß machen; so fällt ihm nicht ein, sich gegen sie aufzulehnen, und ein einziger Sonnenblick ist wieder hinlänglich, ihn zufrieden und gutes Muths zu machen.

In ältern Zeiten hatten die Menschen einen großen Glauben an das Loos, oder was wir den ungefähren Zufall nennen. Sie sehen es als eine Art von Orakel an, als einen unmittelbaren Ausspruch der Götter, auf den sie mehr

*) Die Instanzen, die ich hievon aus den sogenannten Freystaaten selbst herhohlen könnte, würden diese Wahrheit auf die frappanteste Weise bestätigen.

Vertrauen setzten, als auf ihre eigne Klugheit. Und so wurde auch zuweilen, bey Erledigungsfällen, die Ernennung des neuen Regenten dem Loos oder Zufall überlassen — wie in vielen Republiken noch heutiges Tages geschieht. Die Erbfolge ist eine Art von Loos, die in den Augen der Völker eben dadurch eine ganz eigne Heiligkeit erhält, daß man (und dieß mit bestem Grunde) den Prinzen, der vermöge des Erbfolgerechts zum Thron geboren wird, gerade so ansieht und aufnimmt, als ob ihn ein Engel Gottes sichtbarlich aus den Wolken herabgebracht, und mit einer durchs ganze Land hinschallenden Stimme gerufen hätte: Sehet, das ist euer Herr! Und man braucht nur die Menschen, anstatt sie in abstrakten Theorien studirt zu haben, aus dem gemeinen Leben kennen gelernt, und ihre Art zu empfinden und sich die Sachen vorzustellen, in vielen besondern Fällen beobachtet zu haben, so wird man (glaube ich) so überzeugt seyn, als ich es bin: daß ein Volk zu einem Prinzen, der ihm solchergestalt aus dem Himmel in den Schooß gefallen ist, mehr Vertrauen hat, als zu einem, den es selbst erwählt hätte. Daß freylich die Herren Filosofen und Staatsgelehrten, und all das ehrsüchtige Völklein, das auch gern am Ruder sitzen und die Welt regieren helfen möchte, anders gesinnt ist, wollen wir ihnen nicht

verdenken; es ist sehr natürlich; nur sollen sie auch bedenken, daß sie nicht das Volk, vielleicht nicht der zehentausendste Theil des Volks sind, zu dessen ungebetenen Vertretern sie sich aufwerfen.

Die Natur hat jedem ihrer Geschöpfe die Triebe und innern Anlagen gegeben, ohne die es nicht das werden könnte, was es seyn soll. Da die menschliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich seyn, nicht einmahl erhalten werden konnte: so ist der Mensch von Natur das gelehrigste und lenksamste aller Wesen — man müßte ihn denn nun gar nicht zu behandeln wissen. Was ihn aber am meisten geschickt macht, sich regieren zu lassen — und so regieren zu lassen, wie es gewöhnlich geschieht — sind drey oder vier karakteristische Züge, um derenwillen er sich von seinesgleichen schon oft hat den Görgen singen lassen müssen. — Zum Exempel, daß tausend Menschen, die man einzeln nicht vom Flecke bringen könnte, alle zusammen hinter drein ziehn werden, sollt' es auch durch die Pforte der Höllen seyn, so bald Einer vorangeht und ruft: ein braver Kerl geht mit! — Sodann: daß sie es einem Jeden herzlich Dank wissen, der ihnen die Mühe erspart, sich über eine Sache, die gleichwohl besorgt werden muß, den Kopf zu zerbrechen; ferner: daß sie sich sehr leicht an etwas gewöhnen, daß

nichts so albern, widersinnisch, unlustig, müh-selig und beschwerlich ist, das ihnen die Gewohnheit nicht erträglich, und zum Theil so leicht macht, daß sie es zuletzt gar nicht mehr fühlen — und endlich: daß sie größtentheils und in den meisten Augenblicken ihres Lebens in einem Nebel wandeln, der sie nicht viel weiter, als vor ihre Füße hinsehen läßt; so daß sie sich um alles Gegenwärtige, was ein wenig weit von ihnen liegt, wenig, und um die Zukunft oder die entferntern Folgen des Gegenwärtigen gar nicht bekümmern —: Vier Qualitäten, die (unter uns gesagt) der weltberühmten menschlichen Vernunft eben nicht die größte Ehre machen. Aber — ohne sie, wie sollten auch Menschen von ihresgleichen regiert werden können? — Denn nachdem Regierung und bürgerliche Ordnung einmahl bey den verschiedenen Völkern Platz genommen und Wurzeln geschlagen: so wird freylich der Fall, daß die Regenten wirklich auch die Besten unter ihrem Volke sind, immer seltner. Aber es bedarf auch dessen nicht schlechterdings. Denn, wenn das Werk nur einmahl eingerichtet und im Gange ist, so braucht es eben keiner so starken Hand, um es darin zu erhalten; die Gewalt und Kraft, die den Staat zusammenhält, liegt dann in der ganzen politischen Maschinerie; und es ist zur Noth genug, wenn derje-

nige, der dafür angesehen wird als ob er den Olympus trage, nur unten steht und repräsentirt. Wäre das nicht, so müßte von zweyen der größten Reiche in Europa schon längst keine Fuge mehr in die andere passen. — Freylich kommen dann auch Fälle — aber darum giebt's auch keine Maschine und keinen Staat, der ewig dauert.

Ich habe behauptet: daß die Völker, aus eben dem Grunde natürlicher Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Gewalt unterworfen sind, um dessenwillen die Kinder natürliche Unterthanen ihrer Aeltern sind. Es wäre leicht, die Aehnlichkeit zwischen einem Volke und einem Kinde ausführlich darzuthun, wenn es, nach dem, was ich eben über die Ursachen der sonderbaren Lenksamkeit der menschlichen Gattung gesagt habe, noch nöthig wäre. Das bekannte: Ihr Griechen bleibt ewig Kinder! ist ein Kompliment, das man, ohne sich an ihrer angeblichen Majestät zu versündigen, allen Nazionen in der Welt machen kann. Und wie sollt' es auch anders seyn können, da jedes Volk, statt der täglich abgehenden, täglich wieder mit Kindern rekrutirt wird, und das eigent-

liche Alter der Vernunft bey jedem Menschen nur ein schmaler Isthmus zwischen einer zwiefachen Kindheit ist! — Ja selbst in diesem Alter der Vernunft, welch ein Unterschied zwischen tausend Menschen, jeder einzeln und für sich in seinem eignen Wirkungskreise genommen, und eben dieser tausend Menschen, wenn sie in Einem Haufen versammelt sind? Ist's nicht uralte, millionenmahl bestätigte Wahrheit, daß die Menschen, so bald sie sich in eine Masse zusammendrängen, einzeln den größten Theil ihrer Kraft verlieren? Wie oft hat man gesehen, daß die gescheidtesten Leute, einer oder vieler Nazionen, so bald sie in großer Anzahl feyerlich und in Ceremonien-Röcken versammelt sind, um über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit in Corpore zu deliberiren — sich just in Corpore so albern betragen, so wenig wissen, was sie wollen, einander so wenig verstehen, so viel Zeit mit Nebendingen verderben, über die klärsten Dinge so viel schwatzen, punktiren, grübeln, zanken und sophistisieren, als ob sie die ausgemachtesten — Abderiten wären; und endlich: — nach, Gott weiß! wie viel, Sessionen — zuletzt doch entweder gar nichts zu Stande bringen, oder von einem Einzigen, der durch List oder Gewalt Meister über sie wird, sich bemaulkorben, und (gern oder ungern) ganz anders wohin

führen lassen müssen, als wohin sie anfangs gehen wollten!

Und wenn es denn eine so große Wahrheit ist und bleibt, daß Kinder und Völker aus dem nämlichen Grunde regiert werden müssen: wie auffallend ist nicht das Widersinnische in der Meinung derjenigen, die zu einem Menschheitsrechte machen: „das Volk habe ein unverlierbares „Recht, über die Regierung seiner Obrigkeit zu „urtheilen, und sich, zum Exempel, der Herrschaft „seines Königs zu entziehen, wenn er durch eine „schlimme Regierung sich der Krone unwürdig „gemacht.“ Wie? Kinder — die eben darum, weil sie sich nicht selbst regieren können, unter väterlicher Gewalt stehen — sollen ein Recht haben, ihren Vater zu kontrolieren? Entscheidend zu urtheilen, ob seine Befehle vernünftig und zu ihrem Besten zweckmäßig seyen? Ob er ihnen nicht mehr Spielzeug und Naschwerk geben sollte? Ob er ihnen in diesem oder jenem Falle die Ruthe auch wohl mit Recht, oder nicht zu stark, oder keinen Streich zu viel gegeben habe? Ob er auch Weisheit und Tugend genug habe, so liebe, artige, gescheidte, und im Grunde doch wohl alles besser wissende Kinder, wie sie sind, zu regieren? Ob er nicht zuweilen selbst thue, was er ihnen verbeut? Und ob sie also nicht gar wohl befugt seyen, sich mit gesammter Hand über

ihn her zu machen, und ihm die Ruthe auch zu geben, die er sie so oft unbilliger Weise empfinden lassen? u. s. w. Feine, weise, wohl überlegte Grundsätze — deren Einführung in die Kinderzucht und in die bürgerliche Regierung herrliche Folgen haben würde! — Es mag, wenn Sie wollen, eine ganz löbliche Beschäftigung der Herren Filosofen seyn, immer und ewig darüber zu raffinieren, wie den Gebrechen und Schäden der Menschheit und ihren Einrichtungen geholfen werden könnte: Nur müssen die Mittel, die sie uns dazu anpreisen, nicht (wie leider! fast immer der Fall ist) ärger seyn, als das Uebel selbst, wovon sie uns heilen, oder dem sie zuvorkommen wollen.

Ich sehe wohl, daß ich noch gar viel zu sagen hätte, wenn ich ins Detail gehen, die Verbindung meines Grundsatzes mit den echten und allgemein anerkannten Grundmaximen einer jeden guten bürgerlichen Regierung zeigen, und auf alle Einwürfe, die ich voraussehe, auch voraus antworten wollte. — Aber, *μηδεν αγαν!* — Nur dieß lassen Sie mich jetzt noch sagen: Wenn wir die Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert, und die besondern Völkergeschichten von

Generazion zu Generazion übersehen und vergleichen, und sehen dann, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Ursachen und Wirkungen sich fortschlingt; wie immer ganz andere Effekte herauskommen als man von den vermeinten Ursachen erwartet hätte, wie ein Reich, dem von seinen eignen Staatsärzten der gewisse Untergang als eine Folge jeder angeblichen Sottise, so die Regierung gemacht, zwanzig und mehr Jahre hinter einander angedroht worden, dem ungeachtet sich in seinem Stand und Wesen erhält, und die Weissagungen seiner Profeten zu Schanden macht, wie oft die klügsten Maßregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wissen und Hoffen dessen, der ihn gemacht, den besten Effekt hervorgebracht; wie mitten unter allen anscheinenden Ursachen einer allgemeinen Zerrüttung sich das Ganze doch immer im Gleichgewichte, und jede Nazion wenigstens in einem leidlichen Zustande erhält — kurz — wenn wir sehen, durch was für ein Minimum von Weisheit die Welt regiert, und wahrlich wenigstens so regiert wird, daß es schwerlich einer von uns besser machen würde; so däucht mich, es leuchte stark in die Augen: daß es bloß die in allen Regierungen hinter der Scene spielende Theokratie sey, welche macht, daß es, trotz unsern eiteln Besorgnissen — nicht schlimmer,

und oft gegen alle unsere Deduktzionen, Theorien und Demonstrazionen so viel besser in der Welt geht, als es, unsrer einfältigen Meinung nach, gehen sollte.

Uebrigens hoffe ich, Sie werden mit mir überzeugt seyn, daß die Auflösung des politischen Problems, worüber ich Ihnen hier meine geringe Meinung en gros mitgetheilt, auf welche Weise sie auch geschehe, in die Praxin wenig oder gar keinen Einfluß habe. Dergleichen Dinge sind gut per la predica. Im Leben selbst aber bleibt's doch immer beym Alten. Es gab eine Zeit, wo die Monarchenfresser — gefährlich waren; dermahlen braucht Claus Zettel seinen Kopf nicht aus der Löwenhaut herauszustecken, um uns zu sagen, daß er kein Löwe im Ernste sey. Der Cynismus, der je länger je mehr Mode zu werden scheint, und unter dessen mancherley komischen Symptomen auch dieß ist, daß wir so stolze Blicke aus unsern Tonnen hervor auf die Könige werfen — wird, wie alle unsre Moden, vorübergehn, und schwerlich mehr Spur hinter sich lassen, als die ellenlangen Haaraufsätze und die dreyfingerbreiten Haarbeutel. Und so lassen Sie mich mit einer Wahrheit schließen, die gewiß von uns Beiden, so verschieden wir auch über den Grund der

obrigkeitlichen Macht denken mögen, mit gleich starker Ueberzeugung für eine große Wahrheit anerkannt wird — und die ich nicht besser noch kürzer auszudrücken weiß; als wie sie auf dem Grabmahl der berühmten Mistriß Macaulay eingegraben steht:

Government
is a Power
delegated for the
Happiness of Mankind
when conducted by
Wisdom, Justice
and Mercy.

Und — um dieser theoretischen Wahrheit auch noch eine Nutzanwendung beyzufügen — möchten Obrigkeiten und Unterthanen der Ermahnung Pauls des Apostels — der auch bloß als Mensch einer der Weisesten und Größten war, die je gewesen sind — ewig treu bleiben:

Ihr Kinder,
seyd gehorsam den Aeltern
in allen Dingen,

denn dieß ist dem Herrn gefällig!
Ihr Väter,
erbittert eure Kinder nicht,
auf daß sie nicht scheu werden!

Athenion,

genannt Aristion,

oder:

das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Filosofen.

1781.

1.

Unter die gelehrten Weidsprüche, die auf das Wort irgend eines großen Mannes, der sie zuerst gesagt hat, und um des blendenden Scheins willen, den sie beym ersten Anblick von sich werfen, ohne weitere Untersuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: Felix Respublica ubi aut Philosophi imperant aut Imperantes philosophantur; das ist, „glücklich sind die Staaten, wo entweder die Filosofen regieren, oder die Regenten filosofieren."

Friede sey mit der Asche des Weisen, aus dessen Munde oder Feder dieser Spruch zum ersten hervorgegangen! Ich bin gewiß, er hätte mit gutem Gewissen schwören können, daß er eine große Wahrheit zu sagen glaubte; und ich selbst wollte darauf schwören, daß er ein Filosof war, und daß sein gnädiger Herr oder seine gnädigen Herren — nicht filosofierten.

Ich denke nicht, daß hier erst zu fragen sey, was er unter einem Filosofen verstanden habe. Hätte er nichts weiter mit seinem Spruche sagen wollen, als: ein Volk sey glücklich das von

einem weisen Manne weislich regiert werde: so hätte er eben so wohl gethan, nichts zu sagen. Denn wer wird mit einer Miene als ob er eine gar wichtige neue Wahrheit zu Tage gefördert habe, sagen: Weisheit ist besser als Unweisheit. Aber ganz gewiß war das auch seine Meinung nicht. Er verstand unter einem Filosofen keinen Weisen, sondern was man von jeher unter einem Filosofen verstanden hat, einen Mann der sich auf Filosofie gelegt hat und Filosofie treibt: so wie man unter einem Arzt nicht einen Mann meint, der selbst gesund ist, und alle Kranken gesund macht, sondern einen der die Arzneykunst gelernt hat und treibt so gut er kann und weiß; oder wie man nicht denjenigen einen Schiffer nennt, der sein Schiff glücklich und wohl behalten an Ort und Stelle führt, sondern den, der die Kunst versteht ein Schiff zu führen. Vorausgesetzt also, daß in vorbesagtem Weidspruch das Wort Filosof weder mehr noch weniger bezeichnet, als einen Mann, der, nach Cicero's Erklärung, die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder nach Wolfens, die Wissenschaft aller möglichen Dinge in sofern sie möglich sind, zu seiner Profession gemacht hat: so sehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Zepter eines Filosofen glücklicher seyn sollte als unter irgend einem andern Ehrenmann, der so viel Verstand hat seine rechte Hand von

seiner Linken zu unterscheiden. Daß die Filosofen andrer Meinung sind, und daß es ihnen, weil sie andrer Meinung sind, an Gründen, ihre Meinung aufzustutzen, nicht fehlen könne, laß ich gerne gelten. Aristoxenus, der Tonkünstler, behauptete: die Seele sey ein Akkord und das Universum eine große Harfe, auf der die Natur Solo spiele! Einem Manne, der so parteyisch für seine Kunst dachte, war es gewiß nicht zu viel, auch zu behaupten oder doch wenigstens zu glauben, die Staaten würden am glücklichsten seyn, wenn sie von lauter Tonkünstlern regiert würden. Und der Französische Tanzmeister, der unmöglich begreifen konnte, was die Königin Anna an Herrn Robert Harley gesehen haben könnte, daß sie ihn zu ihrem ersten Minister gemacht, da er doch der größte Schöps auf seinem Tanzboden gewesen — ich bin versichert, daß in den Augen dieses ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeister geschickter war die Welt im Gang zu erhalten, als die sämmtlichen Mitglieder aller Akademien der Wissenschaften in Europa. Es ist nun einmahl nicht anders: Jedermann ist öffentlich oder heimlich für die Profession die er treibt, und für die Klasse zu welcher er gezählt wird, eingenommen: Warum sollten's die Filosofen, die doch unstreitig so viel vor uns andern voraus haben, weniger seyn?

Der kürzeste und sicherste Weg über diesen

Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, ist wohl dieser, daß man sich umsehe, wie glücklich die Staaten gewesen sind, denen es so gut worden ist von Filosofen regiert zu werden. So viel ich weiß, ist der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber desto auffallender und vorstechender wird ohne Zweifel auch das Glück solcher Staaten gewesen seyn. Mir ist davon ein Beyspiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das merkwürdigste in seiner Art ist, das die Geschichte aufzuweisen hat. Da zu vermuthen ist, daß der Filosof, den ich meine, wenigstens neun und neunzig von hundert meiner Leser gänzlich unbekannt sey: so will ich Ihnen seine Geschichte umständlich genug erzählen, um sie eben so bekannt mit ihm zu machen, als ob sie das Glück gehabt hätten selbst unter seiner Regierung zu leben; mit der vorläufigen Versicherung, daß Sie Sich auf die historische Wahrheit aller Umstände, so außerordentlich und mährchenhaft sie auch zum Theil klingen mögen, so gut als bey irgend einem andern Stück alter Geschichte verlassen können.

2.

Ungefähr hundert und dreyßig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewisser Athenion, Bürger und Filosof daselbst; denn er gehörte zu der Schule des Peripatetikers Erymnäus, von dessen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen ist, als „daß er, ungefähr um diese Zeit der Schule des Aristoteles, oder dem sogenannten Lyceum vorgestanden haben soll." Dieser Athenion schaffte sich in seinen alten Tagen eine Aegyptische Sklavin an. Diese Sklavin gebar nach einiger Zeit einen Sohn; und dieser Sohn, der nach dem Nahmen seines Patrons Athenion genennt wurde, ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Wer auch der Vater seyn mochte, vermuthen läßt sichs wenigstens, daß es der Filosof Athenion so gut seyn konnte als ein anderer; und daß er es vielleicht selbst glaube, schlossen viele daraus, weil er auf den jungen Menschen, nachdem er herangewachsen war, eine besondere Neigung warf, und ihn sogar zum Erben einsetzte.

Indessen wollen wir denen, welche vielleicht, um der Ehre der Peripatetischen Filosofie willen, lieber sehen möchten, daß der alte Athenion schußfest gegen die Reitze der Aegyptischen Magd geblieben wäre, unverhalten lassen, daß seine Freygebigkeit gegen den Sohn seiner Sklavin eben

sowohl die bloße Erkenntlichkeit für die besondere Treue, womit ihm der junge Mensch zugethan war, als ein stärkeres natürliches Gefühl, zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geschichte sagt: als der Filosof endlich vor hohem Alter schwach und unvermögend geworden, habe Athenion ihn überall, wo er gegangen und gestanden, an der Hand geführt, und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die Treue und Hülfleistung bewiesen, die er nur immer von der zärtlichsten Gattin und dem dankbarsten Sohn hätte erwarten können.

Diese besondre Treue und Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menschen die bloße reine Wirkung seiner Dankbarkeit gegen seinen alten Wohlthäter seyn; sie konnte aber eben sowohl die bloße reine Wirkung seiner Neigung zur Verlassenschaft desselben seyn. Wir erinnern dieses beyläufig denen zu Lieb, welche (mit weniger Menschenkenntniß als Gutherzigkeit) immer geneigt sind von jedem Schein der Tugend das Beste zu denken, und sich dadurch der Unlust aussetzen, unter zehn Fällen gewöhnlich sieben oder achtmahl richtig betrogen zu werden. Wahr ists, daß sie dafür auch von jedem Schein des Bösen das Aergste zu denken pflegen, und nicht wenig betroffen sind, wenn sich (wie öfters) am Ende zeigt, daß, unter Zweyen, der, den sie für den bösen Menschen ansahen, der Gute, und der, für

dessen Rechtschaffenheit sie sich verbürgt hätten, der Bösewicht ist.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle seyn mochte, genug der Sohn der Aegypterin fand nach dem Tode des Alten, dessen präsumierter Sohn und Erb er war, Mittel, sich das Athenische Bürgerrecht zu verschaffen; welches in diesen Zeiten nicht mehr so wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demosthenes, und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu solchem Ende in eine von den Athenischen Zünften eingeschrieben werden mußte; so vertauschte er bey dieser Gelegenheit seinen bisherigen Nahmen Athenion mit Aristion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bey den Alten, welche von ihm sprechen, vorkommt.

3.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben geboren, womit die Natur, nach der Meinung des Filosofen Vanini, seines gleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Kultur dieser Gaben, und der kluge Gebrauch den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt

und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die filosofischen Wissenschaften, mehr aus Liebhaberey als um Gewinns willen trieb, und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zubrachte — hatte er vermuthlich von dem, was damahls zur Encyklopädie der Peripatetischen Schule gehörte, schon so viel begriffen, daß er, nach dem Tode seines Vaters, Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröffnen, und nach unsrer Art zu reden, den Professor der Filosofie und der schönen Wissenschaften zu machen. Er widmete sich also dieser Lebensart mit eben so viel Eifer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Larissa, und verdiente viel Geld. Mit diesem Geld und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Nahmen kehrte er nach Verfluß einiger Jahre in die Minervenstadt zurück; wo er sich durch seinen lebhaften geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bey einem Volke in Ansehen zu setzen wußte, über welches Witz und Beredtsamkeit von jeher alles vermochten.

Ich hätte beynahe einen kleinen Umstand vergessen, den ich gleichwohl nicht übergehen darf, da ein Filosof wie Posidonius in seiner Erzählung der Lebensumstände des Aristion, wovon uns Athenäus den Auszug liefert, dessen

nicht ohne Absicht, wie es scheint, Erwähnung that. Aristion fing nehmlich seine neue Lebensart damit an, daß er ein schönes junges Mädchen (παιδισκαριον ευμορφον) heirathete — eine Handlung, die ihm, in so fern als er das Mädchen heirathete, noch sogar zum Verdienst angerechnet werden könnte; denn das war mehr als sein eigener Vater gethan hatte; wenigstens war es einem Filosofen aus der Peripatetischen Schule, welche, bey Berechnung dessen was das Summum Bonum eines weisen Mannes ausmache, den bonis corporis ihr volles Drittel einräumte, so wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne übel auszulegen. Aber unsern Aristion werden wir bald auf einen solchen Fuß kennen lernen, daß wir ihm mit vieler Wahrscheinlichkeit zutrauen können, er habe bey der Heirath der schönen jungen Dirne noch eine kleine Nebenabsicht gehabt, die seiner Klugheit mehr Ehre macht als seinen Sitten — nehmlich (um es nur heraus zu sagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich Jagd machen wollte, desto leichter ins Garn zu locken. Wenigstens scheint es, Posidonius hätte sich, wenn er eine so unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verstehen geben wollte, kaum verständlicher ausdrücken können. Auch der Umstand, daß er Athen verließ und

seine sofistische Bude in entlegenen Orten aufschlug, bestärkt diesen Verdacht. Die Athener sollten keine Augenzeugen davon seyn, wie er das Vermögen erworben, womit er zu ihnen zurückkehrte. Ein Mensch bleibt immer verächtlich, dem man, in der Operazion, sich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichsam Schritt vor Schritt zugesehen hat. Erscheint er aber nach einer langen Abwesenheit auf einmahl wieder als einer, der sein Glück gemacht hat, so läßt sich die Menge immer vom Glanz des Goldes blenden, und fragt wenig darnach, wie es erworben worden.

4.

Als Aristion nach Athen zurück kam, befand sich Griechenland am Ausbruch einer Krisis, welche der Gestalt seiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfassung von Europa und Asia, eine wichtige Veränderung anzukündigen schien.

Seitdem Roms große und unversöhnliche Mitwerberin um die Oberherrschaft, Karthago, gefallen, und Antiochus der Große gedemüthigt und jenseits des Gebirges Taurus eingeschlossen worden war, schien nun alles dem glücklichen Genius dieses wundervollen Freystaats

weichen zu müssen. Aber das Schicksal, oder (richtiger zu reden) die Herrschsucht der Römer, (die keine andre Grenzen des Römischen Reiches anerkannte, als wo die Natur aufhörte Menschen hervor zu bringen) erweckte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarsten, der sich ihnen jemahls entgegen gestellet hatte, in der Person des Königs von Pontus, Mithridates, dem seine außerordentlichen Eigenschaften den Beynahmen des Großen erwarben; eine zweydeutige Ehre, die fast immer zu sehr auf Kosten des menschlichen Geschlechts erworben worden ist, um von einem guten Menschen gesucht oder beneidet zu werden. Der große Alexander selbst hatte nichts vor ihm voraus, als sein Glück; und auch in diesem schien ihm Mithridates eine Zeit lang gleich zu seyn.

Die Römer konnten den Ehrgeitz dieses Fürsten — der weder mit dem höflichen Vasallennahmen eines Freundes und Bundesgenossen des Römischen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die sein Vater von demselben empfangen hatte, zufrieden war — eben so wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz dieser Bürger einer Italiänischen Stadt, die von den Ufern des Tibers sich zu Richtern über die entferntesten Könige aufwarfen, und entschlossen schienen, nicht eher zu ruhen, bis sie es dahin gebracht hätten, von den Trümmern der größten

Thronen herab der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. Bey solchen gegenseitigen Gesinnungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadozien, woraus der König von Pontus den von Rom beschützten Ariobarzanes vertrieben hatte, gab den ersten Vorwand: im Grunde aber war es (wie Marius dem Könige auf gut Römisch unter die Augen gesagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates, oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhängigkeit zu entsagen. Der ehrsüchtige Fürst, durch seine Verbindung mit dem Könige von Armenien, und durch den freywilligen oder erzwungnen Beystand vieler andern Asiatischen Völker verstärkt, zog gegen die Römer mit einem Heer zu Felde, in welchem man bis auf zwey und zwanzig Nazionen von verschiednen Sprachen zählte.

Der Moment, in welchem er diese gebornen Feinde des königlichen Nahmens, welche außer der Majestät des Römischen Volkes keine Majestät erkennen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für sein Vorhaben nicht günstiger seyn. Die Römer waren, seit ungefähr zwanzig Jahren, erst durch den Krieg mit dem Numidischen Fürsten Jugurtha, dann durch die Nothwendigkeit, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidigen,

welche Fluthenweise aus Germanien in Gallien eingedrungen waren, und Italien zu überschwemmen drohten, endlich durch den blutigen Marsischen Krieg (mit ihren mißvergnügten und empörten Italiänischen Bundesgenossen), worin Italien in wenig Jahren über dreymahl hundert tausend streitbarer Männer und Jünglinge verloren hatte — die Römer, sage ich, waren durch dieß alles außerordentlich erschöpft worden; und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eignen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des kleinen Asiens gegen den Römischen Nahmen erfüllt waren; ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreyer sich aufwerfenden Erobrer die Thore aller Städte dieser reichen und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öffnen versprach.

Mithridates zögerte nicht, sich diesen Zusammenfluß günstiger Umstände zu Nutze zu machen; und glücklicher Weise für ihn waren die ersten Römischen Feldherren, die sich ihm entgegen stellten, keine Sylla noch Lukulle. Er schlug sie zu verschiednen Mahlen, vernichtete ihre Armeen, und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam, so sehr wider alles was unter Menschen und Völkern Sitte ist, daß man schon daraus genugsam abneh-

men konnte, daß seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Rom's Untergang zum Ziele hatten, und sich mit diesem — oder seinem eignen, enden würden.

5.

Wir haben die Athener und den Filosofen Aristion einen Augenblick aus dem Gesicht lassen müssen; weil es, da doch der Angelegenheiten des Mithridates Erwähnung geschehen mußte, anständiger war, dem Leser die Erinnerung an die Geschichte dieses berühmten Römer-Feindes durch etliche Federstriche zu erleichtern, als ihn an Bücher zu verweisen, die er jetzt vielleicht weder Lust noch Gelegenheit hat, nachzuschlagen. Wir kehren, nach diesem kleinen Absprung, erst zu den Athenern, dann zu unserm Sofisten zurück.

Es war ungefähr zweyhundert und vierzig Jahre, seit die Griechen durch die berühmte Schlacht bey Chäronea ihre Freyheit verloren — und über hundert, seit sie etwas der Freyheit ähnliches durch den Römischen Konsul Flaminius wieder erhalten hatten. Athen hatte während aller dieser Zeit mancherley abwechselnde, zum Theil sehr widrige Schicksale

erfahren. Sie war noch immer eine der größten, volkreichsten und herrlichsten Städte in der Welt; noch immer, wenigstens dem Nahmen und Andenken nach, die Stadt der Minerva, die Mutter und Pflegerin der Künste und der Wissenschaften; aber der Geist, den ihr, etliche Jahrhunderte zuvor, einige große Männer eingehaucht hatten, war schon lange verflogen, und Athen hatte aufgehört große Männer hervorzubringen. Der edle schöne Karakter, welchen Perikles und Isokrates dem Athenischen Volke beylegen, war zuerst durch die Demokratie, hernach unter der Oberherrschaft der Macedonischen Fürsten, stufenweise so ausgeartet, daß jene alten Athener, die mit Themistokles, Aristides und Cimon den größten König von Asien gedemüthigt hatten — die Athener, die dem Antigonus und Demetrius bey lebendigem Leibe einen eigenen Priester bestellten, und sie, als Schutzgötter ihrer Stadt, der Minerva und den Eleusinischen Göttinnen an die Seite setzten, gewiß nicht für ihre Nachkommen erkannt haben würden. Das Herz empört sich, wenn man beym Plutarch bald die übermüthigen Bübereyen, bald die knechtischen Niederträchtigkeiten liest, welche sie sich nicht schämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorketes heute die unbesonnenste Verachtung, morgen die ausschweifendste Verehrung und Unterwürfigkeit zu bezeu-

gen. Indessen blieb doch die Idee der Freyheit immer die Dulcinea dieses leichtsinnigen Volkes, ungeachtet sie mit Händen greifen konnten, daß die Zeit, schimmernde Entwürfe zu machen, für sie vorüber sey.

So schwärmerisch ihre erste Dankbarkeit gewesen war, als Flaminius sie von dem Joche des Königs Filippus befreyte; so konnten sie sich doch bey kälterm Blute des Gefühls nicht erwehren, daß die Freyheit, die man ihnen geschenkt hatte, nicht viel besser als eine Kinderpuppe sey; und alle hellenisierende Politesse, königliche Freygebigkeit und herablassende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perseus, Paulus Emilius, die Römische Majestät zu mildern und ihr das Verhaßte zu benehmen suchte, alle Wohlthaten, welche sie, vor andern Griechischen Städten von ihm empfangen hatten; erzeugten, eben darum weil es Wohlthaten waren, bey einem so flüchtigen, veränderlichen, und auf seine ehemahlige Größe so eitelstolzen Volke, nur eine vorüberrauschende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblicke, bey dem geringsten Anschein sich wieder unabhängig machen zu können, in Haß und Empörung umschlug. Das widersinnigste bey diesem allen war, daß sie durch so viele Erfahrung, wie sie sich bey jedem ihrer vielen Befreyer so wenig besser als vorher befunden, und im Grunde nur einen neuen Beherrscher um den Alten ein=

getauscht, nicht klüger geworden, sondern immer bereit waren, auf eigene Kosten einen neuen eben so vergeblichen Versuch zu machen; wiewohl es nur von ihnen abhing, zu sehen, daß in ihren Umständen, und bey der damahligen Lage der Sachen, gar nichts mehr zu versuchen war.

6.

So waren die Athener, und so waren die meisten Griechischen Städte in Asien und in der eigentlichen Hellas beschaffen und gestimmt, als Mithridates sich ihnen, gleichsam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreyer von der Oberherrschaft eben dieser Römer zeigte, denen sie kurz zuvor so ergeben gewesen waren. Ein glattzüngiger Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieses Fürsten das Zauberbild der Unabhängigkeit mit hellen fröhlichen Farben vorzumahlen, um sie, in der Trunkenheit der ausschweifendsten Hoffnungen, zu Maßnehmungen zu treiben, welche gerade das Gegentheil ihrer Wünsche hervorbringen mußten; und es war Nichts was sie in einem solchen Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Dieß war immer ihr Fehler und ihr Unglück gewesen. Schon Solon hatte ihnen, als sie sich vom Pisistratus

bethören ließen, in einer von seinen gesetzgeberlichen Satiren den Vorwurf gemacht:

Immer schaut ihr dem Mann nur auf die schmeichelnde Zunge,
Immer auf das, was er spricht, nimmer auf das, was er thut.
Schlau wie der Fuchs ist jeder für sich: doch Alle zusammen,
Fahrt ihr, wie Blasen voll Luft, leicht an Verstande daher.

Die Verse sind auch im Original eben nicht die schönsten: aber sie sagten den Athenern eine Wahrheit, die durch ihre ganze Geschichte bestätigt wird. Der erste also, der ihnen den Eroberer Mithridates — nach ihren eigenen Begriffen einen Barbaren, der nur über Knechte zu herrschen gelernt hatte — in dem Licht eines Befreyers und Schutzgottes zeigte, machte sie im nehmlichen Augenblick aller Verbindlichkeiten, so sie den Römern hatten, vergessen. Eben diese Freundschaft mit Rom, auf welche sie kaum noch stolz gewesen waren, schien ihnen jetzt die schimpflichste Knechtschaft. Mithridates ward nun der Abgott, an den die Reihe kam. Für ihn, für seine Waffen und Entwürfe, beeiferten sie sich nun aufs lebhafteste; und so wie sie ehmahls, aus lauter Dankbarkeit für ihre wiedergeschenkte Demokratie, die ersten waren, die den Antigonus

und Demetrius zu Königen ausriefen: so lag es auch jetzt gewiß nicht an ihnen, daß Mithridates, von welchem sie das nehmliche Geschenk zu erhalten hofften, nicht auf der Stelle überall zum allgemeinen Herrn der Welt ausgerufen wurde.

7.

Der Mann, der sie in diesen neuen Anfall von Schwärmerey setzte, war der Filosof Aristion, der (wie gesagt) seit seiner Zurückkunft, durch seine Beredtsamkeit, und durch die Figur, die er mit seinem auswärts erworbenen Gelde machte, sich bey dem Athenischen Volke in Ansehen zu setzen gewußt hatte. Man sieht aus der Art seines ganzen Verfahrens, daß er nach einem Plan handelte, von dessen Entwicklung die leichtsinnigen Vögel des Aristofanes sich wenig träumen ließen; wiewohl der Knoten mit allem Fleiße so geschlungen war, daß er sich just auf diese Art entwickeln mußte.

Er fing damit an, daß er die Athener die Nothwendigkeit fühlen machte, sich in Zeiten um die Freundschaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in kurzem das Schicksal von Griechenland, ja von ganz Europa in seiner Hand haben würde. Dieser Punkt war, so wie die

Sachen damahls standen, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer hatten nie mißlicher ausgesehen. Mithridates ging wie eine neue Sonne über dem politischen Horizont auf. Alle Griechischen Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die schlauen Athener wollten lieber unter den ersten, als unter den letzten seyn, die sich bey ihm wichtig zu machen und in Gunsten zu setzen suchten. Die Frage war also, wen man an den König Mithridates abschicken sollte? Natürlicher Weise den beredtesten Mann in Athen; folglich den Aristion. Dieß zu erhalten, war der große Punkt gewesen, und der Filosof erhielt ihn. Es war zwar nur der erste Schritt nach seinem Ziele, aber die übrigen machten sich dann von selbst.

Aristion reisete also an Mithridates Hoflager ab, und wurde sehr wohl empfangen. Denn dem eben so staatsklugen als tapfern und entschloßnen Fürsten, der die Tücken des Glücks kannte, und dessen Macht, im Grunde, doch immer von sehr zufälligen Kombinazionen abhing, kam es auf Gefälligkeit und Liebkosungen nicht an, wo es darum zu thun war, die Partey seiner Feinde zu schwächen und die seinige zu verstärken. Der König und der Filosof wurden (wie man sich's leicht vorstellen kann) bald einig: das ist, der König versprach was der Filosof wollte, weil er wußte daß er immer Herr blei-

ben würde, gerade so viel zu halten als ihm belieben würde; und der Filosof, der die gute Disposizion und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuschrieb, die sein Verstand und seine Wohlredenheit über denselben ausübe, wünschte sich selbst zu seiner Geschicklichkeit Glück, den König unvermerkt (wie er sich schmeichelte) zum Werkzeug seiner eignen Absichten gemacht zu haben. Die Geschichte sagt zwar nichts ausdrücklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Filosof mit einander abredeten; aber es erhellet aus dem ganzen Zusammenhang der Sachen, daß ein solcher Geheimartikel existierte, und daß er darin bestand: Aristion sollte, mit Genehmigung und Beystand des Mithridates, sich der höchsten Gewalt in Athen bemächtigen, und dafür Seiner Majestät in allen billigen und — unbilligen Dingen gehorsam und gewärtig seyn.

Mithridates war ein zu großer Fürst, um sich viel darum zu bekümmern, wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrschte; und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen: aber es war jetzt bloß darum zu thun, die Athener mit der Lockspeise der Freyheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeständigkeit dieser selbst in ihrem Verfall noch immer ansehnlichen Republik war bekannt. So lange sie Republik blieb, war nicht acht Tage auf sie zu rechnen. Sie mußte also,

nach damahliger Art zu reden, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann mußte ein Mann seyn, der ohnehin schon viel beym Volke vermochte. Niemand schickte sich dazu besser als Aristion. Sein eignes Interesse nöthigte ihn, dem König vor der Hand getreu zu seyn: und, wie es auch in der Folge ausfallen möchte, genug daß Mithridates durch diesen Mann erreichte, was jetzt für den Moment seine Absicht war. Ging sein Hauptplan glücklich durch, so blieb den Griechen ohnehin nichts anders übrig als sich an den Sieger anzuschmiegen; fiel' es aber widrig aus, so halfen die Athener wenigstens die Römer aufzuhalten; und er gewann indessen Zeit, sich in Asien desto besser in Verfassung zu setzen. Der König war also bey diesem Geheimartikel immer der gewinnende Theil; und überließ es übrigens dem Athenischen Sofisten, wie gut oder schlecht er bey dem ganzen Handel fahren würde.

Aristion mußte bey dem allen sein Spiel sehr behutsam spielen, um seine wahre Absicht nicht vor der Zeit durchscheinen zu lassen, und ein Volk dadurch scheu zu machen, das eben so eifersüchtig über seine Rechte, als unbesonnen in seinen Anschlägen und schwärmerisch in seinen Leidenschaften war. Die Römer hatten noch immer eine Partey in dieser großen Stadt; zwar die geringste an der Zahl, aber an Ansehen und Einfluß beträchtlich genug, weil sie

aus den Edelsten und Reichsten bestand, denen mit gefährlichen Veränderungen selten gedient ist. Das Volk fing zwar wieder an den Meister zu spielen; und das, was ihm den Aristion ganz außerordentlich werth machte, war, daß er ihm in seinen von Hofe aus geschriebenen Briefen immer die stärkste Hoffnung gab, die Demokratie — den ewigen Gegenstand ihrer Wünsche und Träume — durch Mithridats Unterstützung, wieder hergestellt zu sehen: Aber eben darum würde der kleinste Vorlaut von seinen geheimen Absichten alles verderbt haben.

8.

Aristion war ein zu feiner Politiker, um die Maske des Patriotism eher abzulegen, bis sie ihm ihre völlige Dienste gethan, und ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo sie ihm zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenern in seinen gesandtschaftlichen Berichten den großen König immer nur in dem Licht eines großmüthigen Befreyers von dem Römischen Joche gezeigt, und so, wie sie jetzt größtentheils gesinnt waren, konnte sie nichts mehr zurückhalten, sich diesem in die Arme zu werfen, als etwa die

Ungewißheit, ob er auch mächtig genug sey, sie bey der Unabhängigkeit, welche sie von seiner Freundschaft erwarteten, gegen ihre ehemahligen Freunde, die Römer, zu schützen. Allein dieß konnte nun, da Mithridates Meister von ganz Kleinasien war, da er alles, was Römisch hieß, an Einem Tage aus dem ganzen Umfang dieser weitläufigen Provinzen vertilgt hatte, und schon im Begriff stand, mit einem siegreichen Heer und mit den glänzendsten Hoffnungen in Europa überzugehen, bey einem so lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athener, keine Frage mehr seyn. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Aristion ergreifen mußte, um sich zu gleicher Zeit seiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und seinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte also in Person, als der Herold einer fröhlichen Botschaft, nach Athen zurück; und da er die Erwartung seiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug gespannt hatte, um gewiß zu seyn daß sie ihn mit schwärmerischem Entzücken empfangen würden, so ließ er es auch auf seiner Seite an Nichts ermangeln, was diese seinen Absichten so günstige Disposizion des Volkes unterhalten konnte. Er wußte wie viel man über die Menschen gewinnt, wenn man sie zu rechter Zeit als Kinder behandelt, ihre Sinne durch ungewöhnliche Eindrücke überrascht, und

ihnen nicht Zeit läßt, sich selbst wegen der Bewegungen, wovon sie hingerissen werden, zur Rechenschaft zu ziehen. Der Sohn der Aegyptischen Magd, vor kurzem noch ein bloßer Winkelschulmeister und einer der unbedeutendsten Menschen von der Welt, zog, unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern, die von allen Enden zu dieser prächtigen Farce herbeyströmten, in einem schimmernden Purpurkleide, auf einem Thron mit silbernen Füßen getragen, unter dem lautesten Freudengeschrey des Volkes, wie im Triumf zu Athen ein; und glücklich, wer sich am nächsten zu ihm hinandrängen und den Saum seines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundschaft des großen Königs verschafft hatte; der Mann, der sie von den Schatzungen der Römer zu befreyen, ihre liebe Demokratie wieder herzustellen, und das schöne Athen zu seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder zu erheben — versprochen hatte! War dieß nicht genug, die unmäßigste Freude zu erregen, und die ausschweifendsten Ehrenbezeugungen zu rechtfertigen, die einem solchen Mann erwiesen wurden?

Kaum daß man ihm Zeit gelassen hatte in seinem alten Quartier abzusteigen, so wurde er mit großem Gepränge in ein öffentliches Haus abgehohlt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Mahlereyen, Bildhauerwerken

und silbernen Gefäßen aufs prächtigste versehen war. Bald darauf erschien Aristion wieder in einem reichen Staatskleide, mit einem Ring am Finger, in dessen Stein der Kopf des Mithridates geschnitten war, mit einem großen Gefolge vor und hinter ihm her, und begleitet von einer Menge Volkes, die vor dem Hause auf ihn gewartet hatte. Mit diesem Pomp erhob er sich in den Tempel des Bacchus, wo die Gewerkschaft dieses Gottes dem Könige Mithridates, als dem neuen Bacchus, und seinem Günstling Aristion zu Ehren, ein großes Fest angestellt hatte, und beiden öffentlich Libazionen gebracht wurden. Ganz Athen schien sich in einem seltsamen Taumel von Freude und Erwartung herumzudrehen. Der Keramikus wimmelte von Einheimischen und Fremden. Man sprach von nichts als vom Aristion und Mithridates, und von den großen Dingen, die zum Heil Griechenlands geschehen würden.

Kluge Leute sahen ohne Zweifel alle diese Ausschweifungen mit eben so nüchternen Augen an, wie wir: aber sie mußten am Ende thun wie die andern. Denn das Volk war in keinem Zustande, worin es rathsam gewesen wäre, ihm widersprechen oder Mäßigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten sie, dem Günstling des neuen Weltbezwingers Bacchus-Mithridates nicht zu viel Ehre erweisen, sich nicht zu viel um die

Gunst des Mannes bewerben, durch dessen Hand jeder was er wünschte von dem großen Geber alles Guten zu erhalten hoffte. Aristions Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Ging er aus, so hatte er immer einen Hof von Klienten um sich her; kam er zurück, so war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gasse zu Gasse immer zahlreicher wurde.

9.

Unser Filosof war der Mann nicht, der eine so erwünschte Hitze ungebraucht hätte erkalten lassen sollen. Vermuthlich geschah es auf seine Veranstaltung (wiewohl Athenäus dieß nicht ausdrücklich sagt) daß, bald nach seiner Ankunft, das ganze Volk, ohne von den obrigkeitlichen Personen, denen solches allein zukam, zusammenberufen zu seyn, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathschlagungen sich versammelte, um zu hören was ihnen der wundervolle Aristion zu sagen hätte.

Aristion erschien, bestieg die Rednerbühne, von welcher er das ganze Volk übersehen konnte, und fing seine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen

von der äußersten Wichtigkeit vorzutragen; aber eben dieß, und die Betrachtung der großen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläuften daraus entstehen könnten, wenn er ihnen alles sagte, was ihn *seine Liebe zur Republik* zu sagen dringe, mache ihn schüchtern und binde seine Zunge.

Das Volk, dessen Erwartung durch einen solchen Eingang aufs äußerste gespannt war, rief ihm zu, daß er ungescheut reden könne; und Aristion, der sie völlig in der Stimmung sah worin er sie haben wollte, stellte ihnen nun mit einer hinreißenden Beredtsamkeit vor: daß die Begebenheiten dieser Tage so groß und außerordentlich seyen, daß sie alles überträfen, was der ausschweifendste Traum einem Menschen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates, sagte er, ist in diesem Augenblick Meister von Bithynien, woraus er den Freund der Römer *Nikomedes* vertrieben hat, von Kappadozien und dem ganzen festen Lande von Frygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am Europäischen Meere bis zu den Mäotischen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Persien stehen zu seinem Befehl; die Römer selbst, deren Obermacht vor kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der seinigen weichen müssen. Ihre Kriegsheere sind aufgerieben, ihre Feldherren Oppius und

Aquilius sind seine Gefangnen; und dieser Aquilius, ein Mann der die höchsten Würden in Rom bekleidet und über Sicilien triumfiert hatte, muß sich gefallen lassen, einem fünf Ellen langen Pontischen Reiter, Nahmens Basternes, an einer langen Kette, womit er ihm an den Leib geschlossen ist, zu Fuße nachzutraben. Alle Römer, von welchen Asien voll war, sind an Einem Tage bis am Fuß der Altäre, wo sie vergebens Zuflucht suchten, erschlagen worden. Die Griechen selbst — so wüthend ist in Asien der Haß gegen alles was einem Römer gleich sieht — sogar die Griechen, die das Römische Bürgerrecht haben, konnten sich nicht anders retten, als indem sie eilends die verhaßte Toga von sich warfen, und die Kleidung ihres Vaterlandes wieder anzogen, welches Mithridates ehrt und in seinen ehmahligen Glanz wieder herzustellen beschlossen hat. Durchdrungen von diesen Gesinnungen empfangen ihn alle Städte Asiens mit offnen Armen, empfangen ihn nicht wie den größten der Könige, sondern wie einen Gott. Alle Orakel kündigen ihm die Herrschaft über den ganzen Erdkreis an. Schon erfüllen seine Heere Thracien und Macedonien. Die Provinzen Europas eilen in die Wette sich auf seine Seite zu schlagen; und nicht nur von den Völkern Italiens, sondern sogar von den Karthagern sind Gesandte bey ihm angelangt, und bezeigen ihm ihre Bereitwilligkeit zur Zerstörung

Roms ihre Waffen mit den seinigen zu vereinigen."

Hier hielt der redselige Sofist ein, weil er dem erstaunten Volk etliche Augenblicke Zeit lassen wollte, den Gemüthsbewegungen, worein sie das Anhören dieser Wunderdinge gesetzt, etwas Luft zu machen. — Nach einer kleinen Pause schritt er zur Nutzanwendung des bisher gesagten. — „Was soll ich euch nun sagen, rief er, wo die Sache selbst so laut spricht? Oder, ihr Männer von Athen, soll ich euch noch erst ermahnen müssen, nicht länger diese Anarchie zu dulden, in welcher euch die Römer zu halten entschlossen sind, bis sie vielleicht einst für gut befinden, euch eine neue ihren Absichten anpassende Verfassung zu geben? Nicht länger zu dulden, daß eure Tempel zugeschlossen bleiben, und eure Gymnasien, Schauplätze und Gerichtshöfe öde und verlassen stehen? In solchen Umständen wäre es rühmlich, auch bey einem bloßen Schimmer von Hoffnung alles zu wagen; aber es wäre Schande unthätig zu bleiben, wo der Beystand eines allvermögenden Freundes euch des glücklichsten Erfolges gewiß macht."

Die Vögel des Aristofanes merkten die Schlinge nicht; sie sahen nur die Lockspeise, und fielen gierig und sorglos zu. Sie hatten sich durch ihre tumultuarische Versammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Besitz der

Demokratie gesetzt; aber was konnte ihnen die höchste Gewalt helfen, wenn sie den ausübenden Theil derselben nicht einem Manne auftrugen, der mit ihnen eines Sinnes war, und zu dessen Wohlmeinung sie sich eben so vieles Guten versahen, als zu seinem Ansehen bey dem großen Könige, ihrem neuen Freund, Beschützer und Abgott? Aristion wurde also einhellig zum Oberbefehlshaber über die Athenische Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben was der verschmitzte Jünger des Aristoteles mit allen seinen bisherigen patriotischen Bemühungen abgezweckt hatte.

10.

Es war nicht das erste Mahl, daß die Athener, in einer Anwandlung von unbesonnener Fröhlichkeit, die den Abderiten selbst Ehre gemacht hätte, einen Menschen zum Oberfeldherrn schufen, der vom Kriegswesen gerade so viel verstand, als — ein Magister der über den Polybius liest. Schulmeister, Gerber, Hufschmidt, alles galt ihnen gleich! Der Mann, den sie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte alles. Aber — glücklich ist die Republik, die von Filosofen beherrscht wird! War es nicht Plato der das sagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen,

wo die Filosofen herrschen, die Weiber gemein sind, und alles gut geht? Der Weise, sagen die Stoiker, ist schön, edel, reich, durchlauchtig, großmächtig und unüberwindlich, König der Könige, und Herr über alles, weil er Herr über sich selbst ist. Und doch glaube ich nicht, daß sie gesagt haben, er sey ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die Athener, man muß es gestehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch, da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Filosof Aristion, den sie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verstand? Das was sie eigentlich wünschten war ja Friede, und Ueberfluß, und Schauspiele und Lustbarkeiten, und ewiger Müßiggang, und Unabhängigkeit, und alles thun zu können was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Aristion nur die Kunst verstand, ihnen dieß alles zu verschaffen, was bekümmerten sie sich darum, wie er's anfing, um ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit sie sich um die Mittel nicht weiter bekümmern müßten, hatten sie einem so weisen, so wohlmeinenden Manne die oberste Gewalt übertragen.

Wir wollen sehen, wie Aristion die gute Meinung rechtfertigte, die er den Athenern von seiner Weisheit und Tugend eingeflößt hatte, und

was er that, um sie — wenigstens so glücklich zu machen als er konnte. So wenig Gutes wir uns vielleicht zu ihm versehen mögen, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er, in seiner Art, mehr leistete als wir ihm zugetraut hatten.

II.

Ehe wir aber fortfahren, wird es rathsam seyn, eine Vorsicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt, als sie es zu Anfang dieser Geschichte war, und unsre Leser wegen der historischen Glaubwürdigkeit derselben sicher zu stellen. In der That wäre die Geschichte des Filosofen Aristion das platteste Stück Arbeit, das man sich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines Politisch-Satirisches Romänchen wäre, welches wir, in der wohlgemeinten Absicht, den Lesern ein Paar gute Sittenlehren dadurch beyzubringen, aus dem Füllhorn unserer eignen Erfindungskraft ausgeschüttet hätten. Allein die Geschichte des Aristion ist nichts weniger als Roman; sondern, in ganzem Ernst, mit allen Umständen, die man bereits gelesen hat und noch lesen wird, eine wahre Geschichte, deren Glaubwürdigkeit auf dem Ansehen zweyer Zeugen beruht, gegen welche keine

Einwendung Statt findet; wie man uns gern eingestehen wird, wenn wir sagen, daß der eine kein geringerer als der berühmte Posidonius, und der andere der weise und biederherzige Plutarchus selbst ist. Posidonius von Apamea in Syrien, auf welchen sich Athenäus ausdrücklich als auf den Gewährsmann alles dessen beruft, was er im fünften Buche seines Gelehrten-Gastmahls von unserm Aristion erzählt, war ein Zeitgenosse des letztern, und stand (wie man aus verschiedenen Stellen des Cicero sehen kann) in dem Ruf eines der gelehrtesten, beredtesten und weisesten Männer seiner Zeit und seiner Sekte, welche die Stoische war. Gesetzt aber auch, der Posidonius, aus welchem Athenäus seine Nachrichten von Aristion gezogen, wäre nicht der Stoische Filosof dieses Nahmens, sondern ein andrer Posidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher Athenischer Geschichten oder Denkwürdigkeiten zuschreibt: so wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit desselben zu bezweifeln. Doch dieß im Vorbeygehen, da es allenfalls an dem bloßen Zeugniß des Athenäus, wenn er auch seinen Gewährsmann nicht genannt hätte, und an dem, was Plutarch im Leben des Sylla von Aristion meldet, schon genug seyn könnte.

12.

In dem Augenblick, da Aristion von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher seine wahre und letzte Absicht versteckt hatte. Er nahm auf einmahl das Ansehen, die Miene und den Ton eines Perikles an, und sagte ihnen, nachdem er sich für das Zutrauen, wovon sie ihm eine so wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da ihr also wieder eure eignen Herren seyd, so werde ich nun, wenn ihr getreulich zu mir haltet, so viel vermögen, als ihr alle zusammengenommen.“ Die albernen Leute glaubten, daß er ihnen ein großes Kompliment gemacht habe, und merkten nicht, daß er sie mit einer zweydeutigen Spitzfündigkeit zum Besten hatte. In einer Republik ist der Mann, der allein so viel vermag als die andern alle zusammen, ein Despot, und die Athenische Demokratie hatte mit der ersten Souveränitätshandlung, die sie dadurch ausübte, daß sie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art wie sich der Filosof Aristion der unumschränkten Macht bediente, die ihm von einem unbesonnenen Pöbel in einem unglücklichen

Anstoß von schwärmerischem Wahnwitz anvertraut worden war, ist, unsers Wissens, ohne Beyspiel in der Geschichte. Einfacheres kann man sich nichts denken als den Plan seiner Staatsverwaltung. Seine einzige Absicht scheint gewesen zu seyn, sich so bald als nur möglich in den alleinigen Besitz des Ganzen zu setzen, indem er alle Athener, die nicht schon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu verlieren, dachte der Filosof; wer nichts zu verlieren hat, hat für nichts zu sorgen, und wer ohne Sorgen bloß von einem Tage zum andern lebt, ist, so bald er dieser Art von Glückseligkeit ein wenig gewohnt ist, der glücklichste Mensch von der Welt. Der erste und der wichtigste Punkt seiner neuen Regierung war also — die Athener von allen Hindernissen eines so glücklichen Zustandes zu erleichtern. Das Mittel, wodurch er diese große Staatsoperazion bewirkte war das zweckmäßigste von der Welt. Er brauchte nur den Reichen alles zu nehmen, so blieb auch den übrigen nichts mehr, die sich bisher durch ihre Industrie von den Reichen genähret hatten. Glücklicher Weise war in der damahligen Lage der Sachen nichts leichter als dieß, wiewohl unter andern Umständen nichts schwerers gewesen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte, und bey weiten den zahlreichsten Theil ausmachte, war

Mithridatisch gesinnt — alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich, Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Aristion standen für Einen Mann; alle Römischgesinnten wurden also für Verräther und Feinde des Vaterlands erklärt, und als solche entweder ohne weitern Proceß todtgeschlagen, oder, wenn es Männer waren, mit denen man so kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeschickt. In beiden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staat, d. i. dem Regenten Aristion anheim, der, vermöge seiner mit dem Volke getroffenen stillschweigenden Konvenzion, den ganzen Staat in seiner Person vorstellte. Wer nur die mindeste Miene machte, daß er mit dem gegenwärtigen Zustande des Vaterlandes nicht zufrieden, und also (nach der gemeinen Difinizion) kein guter Bürger sey, wurde, wenn es sich nur einigermaßen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verständnisses mit den Römern, oder doch wenigstens eines Vorsatzes sich in dergleichen einzulassen, angeklagt, und wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit Daumenschrauben und Folterseilen gefragt, bis er sich schuldig gab. Aristion betrieb dieses Geschäft mit solchem Ernst, daß viele, an welche (weil man doch nicht alles auf einmahl thun kann) die Reihe noch nicht gekommen war, sich für glück-

lich genug gehalten hätten, wenn sie nur ihre Person in Sicherheit hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Aristion besetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne seine Erlaubniß hinaus lassen durften; und da sich einige bey Nacht über die Stadtmauer an Stricken heruntergelassen hatten, schickte er ihnen auf allen Straßen Reiter nach, welche sie Theils wieder zurückbrachten, Theils niedermetzelten, wenn sie sich nicht gleich ergeben wollten. Auf diese Weise brachte er in kurzer Zeit einen unermeßlichen Schatz an barem Geld und Geldeswerth zusammen; denn, vermöge seines angenommenen staatswirthschaftlichen Grundsatzes, wollte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, sondern auch, so viel möglich, aller Lebensmittel seyn, und seine Kornböden wurden also mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der konfiscierten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieser Administrazion war, daß in kurzer Zeit auch die Mithridatischgesinnten Athener nichts mehr zu essen hatten. Aber der weise Aristion hatte dieß vorhergesehen, und sich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in Händen hatte, das Schlimmste, was daraus hätte erfolgen können, ein allgemeines Hungersterben, zu verhüten. Er ließ nehmlich alle Tage beynahe ein Pfund Gerste

(einen Chönix, d. i. ein Maß von sechzig Unzen, auf vier Tage) auf den Mann, unter die ganze Bürgerschaft austheilen — eine Porzion, welche Hühnern oder Gänsen angemeßner gewesen wäre als Menschen. Aber Aristion, dem nichts so sehr am Herzen lag als die Sicherheit seiner Regierung, hatte wohl erwogen, daß man nicht leben soll um zu essen; daß es also genug ist, so viel zu essen als man braucht um nicht zu sterben; und daß das sicherste Mittel die animam concupiscibilem und irascibilem, den thierischen Theil der Menschen, welcher der Sitz aller bösen und gefährlichen Leidenschaften, Begierlichkeit, Unzufriedenheit, Widerspenstigkeit und Meuterey ist, im Zaum zu halten, unstreitig dieses ist, wenn man ihm den Brotkorb so hoch als möglich hängt, und ihm dadurch die Kräfte entzieht, sich gegen die Vernunft, seine Regenten und Oberherren, aufzulehnen.

Der Athenische Pöbel war ein so leichtsinniges und jovialisches Völkchen, daß er sich bey Müßiggang und funfzehn Unzen Gerste des Tags eine Zeitlang noch ziemlich glücklich finden konnte. Allein Aristion hatte doch nicht alles, was besser als Pöbel war, ausrotten können, und es war zu besorgen, daß noch immer manche hier und da verborgen stecken könnten, denen das Glück seiner Regierung nicht so völlig einleuchten möchte,

daß sie nicht fähig seyn könnten, die Köpfe zusammen zu stecken und Entwürfe zu machen, wobey sein Interesse schwerlich zu Rathe gezogen würde. Bey Tage konnte er deshalben ruhig seyn, denn da wurde die kleinere Anzahl von der größern genugsam beobachtet; aber heimliche Zusammenkünfte bey Nacht zu verhindern, gab es nur Ein Mittel, das seine vorsichtige Furchtsamkeit beruhigen konnte. Dieses war eine Polizeyverordnung, vermöge welcher bey hoher Strafe verboten war, daß sich niemand, weß Standes, Alters und Geschlechts er auch seyn möchte, nach Sonnenuntergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken lassen. Diese Verordnung hatte etwas, das man nicht bey allen Polizeyverordnungen findet; sie erreichte ihren Zweck; aber das undankbare und unbeständige Volk fing jetzt an gewahr zu werden, daß es, um sich besser zu befinden, eine Arzney genommen hatte, die um ein großes Theil schlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unserm regierenden Filosofen sehr übel genommen, daß er, nicht zufrieden das Vermögen so vieler Privatpersonen an sich gezogen zu haben, seine gottesräuberischen Hände auch sogar nach dem reichen Schatz, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgestreckt, und denselben mit Hülfe von zweytau-

ferd Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates, unterstützte, weggenommen und nach Athen bringen lassen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur seinem Karakter, und dem großen Grundsatz seiner Staatsökonomie, zu nehmen was er erreichen konnte, sondern selbst der gemeinen Politik gemäß gehandelt. Denn, indem er sich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts, als daß er dem Römischen Feldherrn Sylla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delfi, Olympia und Epidauros eben so machte. Wem die Rechte der Menschheit nicht heilig sind, von dem ist nicht zu erwarten, daß er die Schätze der Götter respektieren werde.

13.

Wir haben oben zu bemerken vergessen, daß Aristion, sobald er sich an der Spitze der Republik sah, statt der Archonten, welche damahls waren, und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen ließ, und, wie leicht zu erachten, Leute, die gänzlich von ihm abhingen, und alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geschichte

nennt uns von seinen Freunden und Werkzeugen nur einen einzigen, welcher auch, wie Er, die Prätension hatte ein Peripatetischer Filosof zu seyn und, ohne Zweifel durch Aehnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte Gefälligkeit gegen den Tyrannen, und dadurch, daß er sich willig begnügte nur eine Nebenrolle unter ihm zu spielen, sich bey ihm in Gunst zu setzen gewußt hatte. Dieser Mensch nannte sich Apellikon, und wir erwähnen seiner hier, da es die Gelegenheit mit sich bringt, um so eher, weil sein Nahme zufälliger Weise einige Celebrität in der Gelehrtengeschichte erhalten hat.

Apellikon, der so glücklich gewesen war viel zu erben, hatte sich aus Liebhaberey oder Prätension in den Kopf gesetzt, eine kostbare Bibliothek zu besitzen, und kaufte alle Bücher zusammen, die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefähr wurde ihm die Originalhandschrift der sämmtlichen Werke des Aristoteles zu Kauf angeboten, welche dieser Fürst der Filosofen in seinem letzten Willen seinem Freunde Theofrast, Theofrast auf gleiche Weise seinem Freunde Neleus von Skepsis, und dieser seinen eignen ungelehrten Erben hinterlassen hatte, von welchen sie über hundert und dreyßig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäusen Preis gegeben wurden. Das Haus, worin dieser unerkannte Schatz be-

graben lag, kam endlich an einen Besitzer, der, da er zufälliger Weise hörte, daß Apellikon viel Geld um alte und rare Handschriften gebe, sich erinnerte, daß er dergleichen Waare in einem Winkel seines Kellers liegen habe, und, es sey nun daß er durch die Tradizion oder auf andre Weise erfahren was es war, diese Handschriften, wiewohl sehr übel zugerichtet, hervorzog, und als die Originalhandschrift der Werke des großen Aristoteles an besagten Apellikon verkaufte; der über diesen, wiewohl ihm wenig brauchbaren Schatz eine desto größere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach, außer der alten Bibliothek zu Alexandria (wo entweder das wahre Avtografon dieser Werke oder wenigstens eine davon genommene Abschrift befindlich war), kein anderes Exemplar davon in der Welt existierte. Er blieb im Besitz desselben, bis Sylla, nach Eroberung von Athen, unter anderm was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen ließ. In der Folge erhielt ein gewisser Grammatiker Nahmens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amysa mit nach Rom gebracht, und dessen Cicero an verschiednen Orten seiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sylla die Erlaubniß, diese Handschrift der Werke des Aristoteles zu kopieren; und, nachdem er sich unend-

liche Mühe gegeben, den Text wieder herzustellen, oder wenigstens an den verderbtesten Stellen, so gut ihm möglich war, verständlich zu machen; stellte er eine neue Ausgabe derselben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abschriften ins Publikum kamen. Wenn man es also gleich (wie einige allzugütig sich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, daß wir noch auf diesen Tag im Besitz der meisten Aristotelischen Schriften sind: so ist doch gewiß, daß er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schicksale derselben verflochten zu seyn.

Apellikon, um seine Büchersammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente sich eines zwar sehr wohlfeilen aber etwas gefährlichen Kunstgriffes, dessen auch einige berühmte Neuere beschuldigt worden sind. Er machte sich kein Bedenken alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zusammen zu stehlen; würde aber, als er über einer solchen Plünderung des Tempels der Göttermutter auf frischer That ergriffen worden, diesen Frevel theuer haben bezahlen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, sich mit der Flucht zu retten. Indessen wirkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger Zeit die Erlaubniß aus, zurückzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigsten Beförderern des Aristions war,

mit welchem ihn die gemeinschaftliche Profession der Peripatetischen Filosofie in genauere Verbindung gebracht hatte, so war er auch einer von denen, die von der Erhöhung desselben den meisten Vortheil zogen. Aristion hatte eine so gute Meinung von seinen militärischen Fähigkeiten, oder war vielmehr so arm an geschicktern Männern, auf die er sich hätte verlassen können, daß er ihm die Behauptung der Insel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wußte so wenig was bey einem solchen Geschäfte zu thun war, daß er die wichtigsten Posten unbesetzt, und sich selbst mit den Tausend Mann, die er bey sich hatte, somno vinoque sepultus, von dem Römischen General Orbius überrumpeln ließ, noch wohl zufrieden, mit Verlust seiner ganzen Mannschaft, wenigstens seine eigne Person durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

14.

Mithridates hatte inzwischen durch seinen Feldherrn Archelaus so große Fortschritte in den zunächst an Asien grenzenden Europäischen Provinzen, welche die Oberherrschaft der Römer erkannten, gemacht, daß diese, ungeachtet des gefähr-

lichen Zustandes, worin sich die Republik durch den Zusammenstoß der Partheyen des Marius und Sylla in ihrem Innersten gesetzt befand, es nicht länger anstehen lassen konnten, dem Fortgang eines so furchtbaren Feindes Grenzen zu setzen. Sylla, welcher kürzlich die Oberhand über die Parthey seines Gegners erhalten hatte, und sich die Ehre den Uebermuth des Mithridates zu dämpfen von keinem andern nehmen lassen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öffneten. Aristion und Archelaus, von welchen jener die Stadt und dieser den Piräeus besetzt hielt, waren eben so entschlossen es aufs äußerste ankommen zu lassen, als Sylla es war, sich, was es auch kosten möchte, von Athen Meister zu machen. Der Detail dieser Belagerung, die den Römischen Feldherrn sehr theuer zu stehen kam, gehört nicht zu unserm jetzigen Zweck; wir berühren also nur diejenigen Umstände, welche den Karakter des Aristion, und die Art wie er die Athener glücklich machte, besonders auszeichnen.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch diesen einzigen Menschen über die größte und schönste Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglück der Zeiten schieben. So ein thörichtes Volk die Athener zuweilen waren, so

hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Partey des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn sie von Aristion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden sie unsinnig genug gewesen seyn, eine Belagerung von einem Römischen Feldherrn wie Sylla, aushalten zu wollen. Denn sie hatten wenig oder nichts zu verlieren, wenn sie ihm ihre Thore gutwillig öffneten, und alles, wenn sie es aufs äußerste ankommen ließen. Aber Aristion hatte sie bethört, da sie noch frey genug waren einen eignen Willen zu haben; und jetzt, da er seinen Zweck erreicht und sich zum Herrn über sie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr, was die Athener wollten oder wünschten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglücklichen Einwohner erforderte; sondern, was der Tyrann Aristion wollte, welcher wohl wußte, daß er, sobald Athen in der Römer Hände zurück fiel, wieder nichts war, und also alles, was er für den Mithridates that, für sich selbst that. Es ist zu glauben, daß er auf die anscheinende Uebermacht des letztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entsatz gerechnet habe. — Und doch, wenn man sein Betragen während der Belagerung ansieht, kann man kaum anders von ihm denken, als daß er, nach dem großen Grundsatz aller Diebe und Räuber, denen mitten in den

zügellosesten Befriedigungen ihrer Lüste immer vom Galgen träumt, sich wenigstens, wie Kurzius, eh er sich in den Pfuhl stürzte, die kurze Zeit, wo ihm noch alles erlaubt war, recht überschwenglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von sinnlosem Uebermuth und kaltblütiger Grausamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich seyn, wenn sie nicht den gutherzigsten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch selbst, zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menschen, so schlimm er auch seyn mochte, mehr Böses nachzusagen, als er sich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Aristion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weise dafür gesorgt, daß die Athener seiner Gnade leben mußten, und es lag nur an ihnen, sich bey ihren vielen Schauspielen und einem Pfund Gerste des Tags, (welches doch immer mehr war als worauf ein Diogenes sicher rechnen konnte) glücklich zu halten. Aber diese Munificenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sylla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten hatte. Aristion mußte nun dafür sorgen, daß es Ihm und seinen Gesellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für sich selbst sorgen wie sie konnte. Das Elend der unglücklichen Leute wurde unbeschreiblich groß. Ein Medimnus Korn (unge-

fähr hundert Pfund am Gewichte) wurde bis um tausend Drachmen (über hundert sechs und sechzig Rtlhr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras — und, als es auch daran gebrach, gesottnes Leder von ihren Schuhen und Oelflaschen zu essen. Viele trieb die Wuth des Hungers sich sogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter diesem allgemeinen Jammer überließ sich Aristion mit seinen Freunden allen möglichen Ausschweifungen, brachte Tag und Nacht mit Tanzen, Schwelgen und Trinken zu: und über der Tafel erschöpften die feinen Herren ihren Witz, Spöttereyen und Zoten zu erfinden, um sie dem Sylla von den Mauern herab zuzurufen, und ihm dadurch zu zeigen, wie wenig man sich aus ihm mache. Zu der sorglosesten Gleichgültigkeit gegen das Elend seiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grausamste Verhöhnung. Als ihn die Oberpriesterin der Minerva, in der äußersten Noth, nur um ein halbes Nößel Weitzen bitten ließ, schickte er ihr ein halbes Nößel Pfeffer; und die Rathsherren und Priester, die ihn fußfällig baten, Mitleiden mit der Stadt zu haben, ließ er mit Pfeilenschüssen zurücktreiben, ohne sie nur anhören zu wollen.

Indessen wurde die Noth zuletzt so groß, daß sich der unsinnige Mensch endlich entschloß, ein

Paar von seinen Zechbrüdern an den Römischen Feldherrn abzuschicken, die ihm von Friedemachen sprechen sollten. Die Deputierten waren, wie es scheint, dessen der sie abgeschickt hatte, vollkommen würdig. Denn anstatt irgend einen vernünftigen Vorschlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, schwatzten sie dem Sylla ein Langes und Breites von den Verdiensten des Theseus und Eumolpus und von den großen Thaten ihrer Vorfahren im Medischen Kriege vor; so daß ihm endlich die Geduld ausging, und er sie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine schöne Herren, steckt eure Rede wieder in euren Schulsack und geht wo ihr hergekommen seyd! Die Römer haben mich nicht zu euch geschickt, um in die Schule zu gehen, sondern um Aufrührer zu züchtigen.“

Während dieser Audienz war dem Sylla eine gewisse Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo sie, wegen einer daran stoßenden Anhöhe, am leichtesten zu ersteigen war; und gerade diese Stelle hatte Aristion, um sich in allem immer gleich zu bleiben, unbeschützt gelassen. Sylla machte sich diese Entdeckung in der nächsten Nacht zu Nutz, erstieg die Mauer, ließ sogleich so viel, als nöthig war, niederreißen, und zog mitten in der Nacht, unter einem entsetzlichen Lermen von Trompeten und Hörnern, und bey dem noch

schrecklichern Geschrey seines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaubniß zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglückliche Stadt ein. Die Soldaten stürzten sich mit bloßen Schwertern durch alle Gassen, und ermordeten in der ersten Wuth ohne Verschonen alles was ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder. Die armen Leute waren von Hunger so entkräftet, daß sie nicht einmahl fliehen konnten. Sie blieben stehen, und ließen sich geduldig niedermetzeln; viele, welche diese gräuliche Verwüstung ihrer Stadt, dieses schönen Athens, worauf sie einst so stolz gewesen waren, nicht überleben wollten, gaben sich den Tod selbst. Jedermann erwartete von dem bekannten Karakter des Römischen Feldherrn, daß nichts als die gänzliche Zerstörung einer Stadt, deren Eroberung ihm so viel gekostet hatte, seine Rache würde sättigen können: aber Meidias und Kallifon, zwey von dem Tyrannen Aristion verbannte vornehme Athener, die sich ihm zu Füßen warfen, von den Vorbitten aller anwesenden Römischen Senatoren unterstützt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, daß er der Stadt zu verschonen versprach. Ich vergebe, sagte er, den Vielen um der Wenigen, und den Lebenden um der Todten willen.

Aristion hatte sich indessen in die Burg zu-

rückgezogen, und ergab sich nicht eher, bis er aus gänzlichem Mangel an Wasser dazu gezwungen war. Er wußte was er von den Römern zu erwarten hatte; aber er hatte keinen Muth, sein Leben wenigstens mit Einer edeln That zu enden.

15.

Bald darauf machte sich Sylla auch vom Piräeus Meister, dessen Befestigungen er nebst dem Arsenal, einem der herrlichsten Gebäude im ganzen Griechenland, gänzlich zerstöret.

Dieser Tag war, so zu sagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die sich noch immer für ansehnlich genug gehalten hatte, bey Gelegenheit ihre Rolle mitzuspielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf, und erhielt unter den Cäsarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, sondern wurde sogar von Hadrian, der sie vorzüglich liebte, ansehnlich verschönert; aber sie begnügte sich, zu ihrem Glücke, an der Ehre, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, des Geschmacks und der feinern Sitten zu seyn, und entsagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, sich in die Händel der Weltbeherrscher zu mengen.

Aristion, der das, was er an den armen Athenern verschuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüßt hätte, wurde, nach Plutarch und Strabo, nebst einigen seiner schlimmsten Mitschuldigen, sogleich nachdem er sich auf Gnad und Ungnad hatte ergeben müssen, auf Befehl des Sylla umgebracht; nach dem Bericht des Appianus hingegen eine Zeitlang gefangen gehalten, und erst nach dem zwischen dem Römischen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus geschloßnen Vergleich, dem Letztern zu gefallen, heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieser Elende, der ohne Zweifel den Nahmen eines Filosofen nicht besser verdiente als den Nahmen eines Regenten, wiewohl er die Eitelkeit gehabt hatte, in verschiednen Zeitpunkten seines Lebens beides seyn zu wollen, giebt eines von den stärksten Beyspielen ab, wie viel die Entwicklung dessen, was in einem Menschen liegt, von den Umständen abhängt. Wäre er sein Lebenlang Schulmeister oder Peripatetischer Filosof (wie er sich nennen ließ) geblieben, so wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, daß seine Seele, nach Plutarchs Ausdruck, eine Komposizion von Schwelgerey und Grausamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Mensch gewesen seyn, und, bey Gelegenheit, eine Schuld

abgeschworen, ein falsches Testament untergeschoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wohl, wenn etwas dabey zu gewinnen gewesen wäre, einem ehrlichen Mann Gift gegeben oder, im dunkeln und hinterrücks, ein Messer in den Leib gestoßen haben: aber, um sich in seiner wahren nackten Gestalt zu zeigen, mußte er in eine Lage kommen, wo er alles seyn durfte, was er seyn wollte.

Indessen war eine Zeit, wo ihm die Athener von allen den schändlichen Eigenschaften, wovon sie endlich das Opfer wurden, nichts zutrauten; eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und staatsklugen Mann, und für einen ihrer Besten galt, welches er doch, so schlecht auch die andern seyn mochten, sicherlich nicht gewesen ist. Gestehen wir jedoch, daß es ihre eigene Schuld war, wenn sie so übel von ihm betrogen wurden. Daß der vorgebliche Filosof einer von denen sey, welchen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht, so lange gleichviel gilt, bis ihnen dieses oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenschaften beförderlicher ist, dieß hätten sie früher merken können: und von dem Menschen, der unter dem Nahmen eines Professors der Filosofie, in Kompagnie mit einem hübschen Mädchen, auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Aergste zu erwarten, sobald man ihn in den Stand setzte, seine kleinen

Bübereyen im Großen zu treiben. Auf einer andern Seite lassen sich Umstände denken, unter deren Einfluß eben dieser Athenion, genannt Aristion, ohne sich jemahls etwas von Tyranney träumen zu lassen, ein ganz feiner Professor zu Athen oder Alexandria gewesen wäre, ein neues System gemacht, eine Sekte gestiftet, und, anstatt einer häßlichen Rolle in der politischen Welt, eine sehr glänzende in der filosofischen Geschichte gespielt hätte — und das alles, ohne, im innern Grunde seines Wesens, um ein Haar ein beßrer Mann gewesen zu seyn, als er auf dem Wege war, worauf ihn sein Schicksal führte.

Die Umstände machen also, bald daß ein Mensch scheint was er nicht ist — bald daß das wirklich sichtbar und fühlbar wird, was er ist; aber der edle und gute Mensch ist und bleibt unter allen Umständen edel und gut. Abdalonymus war ein rechtschaffner Mann, da er von dem Ertrag eines kleinen Gartens lebte, den er mit eignen Händen baute; und blieb was er war, nachdem ihn Alexander zum König von Tyrus gemacht hatte. Aristion war ein maskierter Bösewicht, da er noch der Filosof Aristion hieß, und wurde als ein Bösewicht erfunden, sobald ihn das Glück auf die Kapelle setzte.

Die Kaiser Markus Aurelius und Julianus machten der Filosofie ganz andre Ehre als Aristion, und doch ist vielleicht noch eine

Frage, ob beide, ohne die Prätension an den Filosofen-Mantel, nicht noch bessere Regenten gewesen wären; aber dieß ist gewiß, wenn sie es waren, so kam es nicht daher weil sie Filosofen, sondern weil sie tugendhafte Menschen waren.

Patriotischer Beytrag

zu

Deutschlands höchstem Flor,

veranlaßt

durch einen im Jahr 1780 gedruckten
Vorschlag dieses Nahmens.

So haben wir sie denn endlich erlebt, diese von Barden und Allraunen geweissagte, aber selbst von Barden und Allraunen nicht so nahe geglaubte Zeit! Nicht erst unsre Urenkel, oder die Enkel unsrer Urenkel, nein, wir selbst werden sie sehen! Es nähert sich das goldne Alter Deutschlands — ja, was sag' ich? Es ist schon da!

Magnus ab integro Seclorum nascitur ordo,

Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna!

Deutschland in seinem höchsten Flor! In einem Flor, worin noch kein Land, kein Volk der Erde gestanden, seitdem es Völker auf Erden giebt! In einem Flor, der Germanien zur Königin der Länder, die zukünftige Deutsche Akademie zur Königin aller Akademien, und das neue Reichs-Kammergerichts-Archiv zum Urbild aller Archive machen wird! Selige, goldner als goldne Zeit!

Eilet, sagten die Parzen zu ihren Spindeln, die schönen
Tage zu spinnen!

Und dreymahl glücklich wir, daß wir sie erlebt haben! Und o! des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, dessen letztes Fünftel ausersehen ist, seine zahlreichen Wunder mit dieser unsre verwegensten Wünsche übertreffenden Fülle von immer dauernder, immer steigender Nazionalglückseligkeit zu krönen!

Sage mir niemand: „Es ist ja nur ein Vorschlag!“ — Was Vorschlag! Alles ist so gut als ob es schon wäre. Das neue Reichs-Kammergerichts-Archiv steht schon in Altgothischer Majestät vor meinen Augen da! Schon seh' ich die zehn oder zwölf Mitglieder der Deutschen Akademie pragmatischer Wissenschaften ihre jährlichen Pensionen von zehn tausend Gulden einstreichen! Schon haben die Deutschen Fürsten und Herren (die Reichsstädte hoffentlich mit eingeschlossen) von dem ihnen so edelmüthig zu zwey und ein halb pro Cent vorgestreckten Kapital von zwey und siebzig Millionen Gulden ihre Schulden bezahlt! Kurz, was in sechs oder zehn oder zwölf Jahren unfehlbar seyn wird, ist so viel als ob es jetzt schon wäre. Deutschland in seinem höchsten Flor wenn es will! Da haben wirs mit klaren Worten! Deutschland darf nur wollen. Denn der Mann mit der wundervollen Nasenwurzel sagte ja: Man kann alles was

man will; und alles Volk sprach Amen! und seitdem sagen und glauben Leute mit allerley Nasenwurzeln, daß man nur wollen dürfe!

Und, wer wollte nicht wollen? Was ist leichter und mehr in eines jeden Gewalt als wollen? Oder, falls es auch eines Bewegungsgrundes bedürfte, was für ein stärkerer Antrieb zum Wollen, als alles können so bald man will? Unsre schwachmüthigen, einfältigen Vorfahren, die ließen sich freylich so was nicht träumen! Die würden sich eingebildet haben, daß ein solcher Vorschlag zu den süßen patriotischen Träumen gehöre, deren man sich in guter Laune auf einen Tag bey Dutzenden und Schocken träumen lassen kann, weil man nur träumen wollen darf, und gegen die weiter nichts einzuwenden ist, als daß sie — in dieser armen Alltagswelt — moralisch politisch und ökonomisch unmöglich sind. Aber, seitdem uns die große Wahrheit geoffenbart ist, daß man alles kann was man will; seitdem kann von einer so schwachherzigen Einwendung die Rede nicht mehr seyn. Deutschland in seinem höchsten Flor wenn es will — Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländischer Deutscher Mann! Deutschland will. Warum sollte es nicht wollen? Wer sollte nicht den höchsten Flor seines Vaterlandes wollen? O ganz gewiß es will! — Die herrlichen Zeiten! Ich sehe sie

schon! Sie sind da! Deutschland will! Die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerey, womit dieser eben so unverhoffte als glücklich ersonnene Vorschlag aufgenommen wurde, ist uns Bürge dafür. Kaiser und Reich, an welche derselbe gerichtet ist, können unmöglich die so offenbaren, so einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von sich weisen! Und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, so bald das Ratifikazionsgeschäft des Teschner Friedens und die Westfälische Grafensache beendiget sind, nichts dringenders haben werden als zu wollen, „daß Deutschland die höchste Stufe seines Glücks und Ansehens erreiche.“

Und man bedenke, nur mit einem Fond von hundert Millionen Gulden Rheinisch! Welch ein geringer Aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unsrer aller Taschen (so wenig auch darin seyn mag) liegendes Mittel zu einem so großen Zwecke! Was sind hundert Millionen Gulden? Was sind sie für ein so reiches Land wie Deutschland? Für ein Land, dessen Einwohner, wenn man auch nur vierzig Gulden auf jeden Kopf im Durchschnitt rechnet, wenigstens tausend Millionen jährlicher Einkünfte haben? Welcher Ehrenmann, der zum Beyspiel tausend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden hundert Gulden hergeben wol-

len, um die sämmtlichen Deutschen Reichslande in die allerblühendsten Umstände zu setzen. Hat der edle Erfinder des Vorschlags also nicht vollkommen Recht zu sagen, daß Deutschland nur wollen dürfe?

Indessen, so einleuchtend dieß alles ist, so ist doch nicht zu bergen, daß sein Vorschlag über die Art und Weise, wie diese wahre Kleinigkeit der hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden soll, in der Ausführung mehr Schwierigkeiten finden dürfte, als sich der patriotische Verfasser im ersten Feuer der Erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt, (spricht er) im Durchschnitte, von jedem Morgen Land fünf, sechs oder zehen Kreuzer; so geben die neunzig Millionen Morgen, die in Deutschland wirklich angebaut werden, gerade neunzig Millionen Gulden.“ — Das ist freylich leicht zu sagen; und eben so leicht ists in der Vorstellung, „die Deutschen Zins- und Zehntherren, die Juden, die getauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fischwasser, und die gesammte Dienerschaft der Deutschen Staaten, binnen zwölf, zehen, oder sechs Jahren mit einer Abgabe von zwölf Millionen zu belegen.“ — Aber Sie glauben nicht, werthester Herr, was diese Auflage in Concreto in den zehn Reichskreisen, rücksichtlich auf die (wie

Sie wissen) so sehr verschiedene fysisch-ökonomische und noch ungleich verschiednere und zum Theil (wie Sie gleichfalls wissen) höchst verwickelte bürgerliche Verfassung und Verhältnisse der unzähligen Deutschen Staaten, in der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hindernisse finden würde!

Ich habe daher, aus patriotischem Triebe das Meinige nach Möglichkeit zu Beschleunigung eines so erwünschten Werkes beyzutragen, auf einen kürzern, einfachern, und nicht der geringsten erheblichen Schwierigkeit ausgesetzten Weg gedacht, wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden könnten, und mein unmaßgeblicher Vorschlag ist folgender.

Man rechnet bekannter Maßen die Anzahl der sämmtlichen Bewohner des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nazion auf vier und zwanzig Millionen. Wahrscheinlich ist diese Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter ist der Meinung, daß bey einer genauern Zählung des Volkes wohl sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer Uebereilung beschuldiget zu werden, bey der runden Zahl der besagten vier und zwanzig Millionen lassen.

Diese vier und zwanzig Millionen Menschen vel quasi würden, wenn Deutschland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch

übrigen zwanzig Jahre dieses gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfsteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt, welche an jedem Ort auf die bequemste Weise erhoben, und der ganze Betrag quartaliter von den höchsten und hohen Ständen an die allgemeine Reichs-Flor-Kasse frachtfrey abgeliefert würde.

Die vier und zwanzig Millionen Pfennige, welche solcher Gestalt wöchentlich erhoben werden, machen sechs Millionen Kreuzer, und diese sechs Millionen Kreuzer geben just die runde Summe von hundert tausend Gulden Rheinisch. Diese Kopfsteuer würde also in einem Jahre genau fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden abwerfen, folglich in zwanzig Jahren die von dem Herrn Erfinder des Projekts verlangten hundert Millionen, mit einem Ueberschuß von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im folgenden erklären werde.

Einem jeden muß sogleich in die Augen leuchten, daß die jährlichen fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden unmöglich auf eine einfachere und das werthe Publikum weniger belästigende Weise erhoben werden können, als durch die vorgeschlagene wöchentliche Pfennigsteuer. Einzeln lebende Personen zahlen für sich selbst; jeder Hausherr oder Hausvater für sich und seine sämmtlichen Hausgenossen. Ich gestehe, daß dieß

bey den Personen von den obersten Klassen jährlich eine Abgabe von sechs, acht bis zehn Gulden machen kann. Allein, wer ein großes Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich bin versichert, daß in ganz Germanien kein einziger Biedermann athmet, der den höchsten Flor des lieben Deutschen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beytrag von etlichen Pfennigen mit tausend Millionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieses, der nur einen sehr unbedeutenden Pfahlbürger des heiligen Reichs vorstellt, würde es wöchentlich mit sechzehn Pfennigen und also jährlich mit drey Gulden acht und zwanzig Kreuzern betreffen: er erklärt sich aber hiermit bereit, nicht nur diese drey Gulden acht und zwanzig Kreuzer, sondern selbst das Triplum und Quintuplum, wenns nöthig seyn sollte, willigst beyzutragen, wenn dadurch auch nur der höchste Flor von Neuholland, Neuseeland, Feuerland, oder Kalifornien bewirkt werden könnte; geschweige denn zu einem Institut, wo es um nichts geringers als den höchsten Flor von Deutschland zu thun ist. Und welcher Deutsche Patriot sollte nicht eben so denken, und allenfalls nicht lieber zwier in der Woche fasten oder ohne Frühstück bleiben, als sich seinem Beytrage zu einem so glorreichen Werke entziehen wollen?

Was diejenigen betrifft, die so arm sind, daß sie auch nicht einmahl einen Pfennig wöchentlich entbehren können, so versteht sich von selbst, daß ihnen (übrigens dem Bettelmandate jedes Ortes in allewege unbeschadet) erlaubt seyn müsse, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln: da denn mit nichten zu zweifeln ist, daß sich unter den Reichen und Vermögenden nicht ihrer genug und überflüssig finden sollten, die einander das Vergnügen noch streitig machen würden, ihre dürftigen Mitbürger durch ein so geringes Almosen in den Stand zu setzen, zu Deutschlands höchstem Flor Prästanda zu prästieren.

Wenn nun, nach diesem meinem Vorschlage, zu Ende des Jahres 1781 bereits fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden erhoben seyn werden: so kann sogleich im Jahre 1782 mit Erbauung des vorgeschlagenen Reichs-Kammergerichts-Kanzley- und Archiv-Gebäudes der Anfang gemacht, die zu Straßburg und Aschaffenburg zerstreuten Kammergerichts-Akten herbey geschafft, das Deutsche Richter- und Advokaten-Seminarium, wie auch die zwey großen Filanthropine in jedem der zehn Reichskreise erbaut, das Kammergericht friedensschlußmäßig besetzt, und das sehr respektable besondere Exekuzionsregi-

ment zum Gebrauch desselben aufgerichtet werden!

Da alles dieß, mit Einschluß der zu Bezahlung der filanthropinischen Lehrer und Versorgung armer Filanthropinisten jährlich erforderlichen zwey hundert tausend Gulden, nach dem Anschlage des Herrn Verfassers erst vier Millionen wegnehmen wird: so könnte unmaßgeblich von der übrig bleibenden Million noch im Jahre 1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude, und das Laboratorium für die Deutsche Akademie erkauft, erbaut, und mit den nöthigen Geräthschaften versehen werden. Mit den noch übrigen zweymahl hundert tausend Gulden müßten sich die Bedienten und Kommissarien zur Ausführung und Besorgung dieser wichtigen Geschäfte, der Kasse und Rechnungen, anstatt der ihnen ausgeworfenen zweymahl hundert und funfzig tausend einstweilen begnügen lassen; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihnen der Abgang von dem Ertrage der künftigen Jahre baldmöglichst erstattet werde.

Die im Jahre 1782 eingehenden fünf Millionen könnten (nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers S. 6. No. 9.) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes im heiligen Römischen Reiche verwandt werden. Den Spöttern, welche bey die-

sem Artikel einwenden könnten, „daß es nöthiger seyn dürfte, auf Verminderung des Viehstandes, zumahl in gewissen bekannten Reichskreisen, Bedacht zu nehmen,“ — gebührt gar keine Antwort.

Im Jahre 1784 können die zwey Arbeits- und Manufakturhäuser in jedem Kreise, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beiden Arbeitshäuser zu Stande kommen. Und wenn dann der Ueberschuß, nebst dem Ertrag der Jahre 85 und 86, auf die Urbarmachung und respektive Austrocknung und Anbauung der morastigen Gegenden und öden Distrikte verwandt würde: so würde man im Jahre 1787 bereits mit allem fertig seyn, wozu der Herr Verfasser die ersten acht und zwanzig Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im Jahre 1788 mit den Anlehen an die höchsten und hohen Stände zu Erleichterung ihrer Schuldenlast der Anfang gemacht werden.

Mein Deutsch-patriotisches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glücklichen und ehrenvollen Zustand denke, worin ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abfluß dieses Jahrzehends zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie die leidigen Franzosen vor Neid über unsre Vorzüge gelb werden, wie die stolzen Eng-

länder uns anstaunen, kurz, wie Sonne, Mond und Sterne kommen und sich vor uns zur Erde neigen werden: so verjüngt sich meine Seele in mir, und ich fange an vor Freuden zu springen und zu jubeln, und kann mich nicht enthalten, Deutschland hiermit stehendes Fußes um Erlaubniß zu bitten, daß ich dem Urheber unsrer Glückseligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieses weisen und in seiner Art einzigen Vorschlags, von den ersten eingehenden fünf Millionen eine jährliche Pension von 25000, sage fünf und zwanzig tausend Gulden Rheinisch, für ihn und seine ehelichen Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, schöpfe und auswerfe; zu einem, wiewohl geringen, Zeichen der unendlichen Dankbarkeit der ganzen Nazion für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewußtseyn des verdienstvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Deutschland noch überdieß wollen, daß ihm, etwa auf dem Platze des neuen Kammergerichts- Kanzley- und Archivgebäudes, dessen Stifter er ist, oder im Vorhofe der Deutschen Akademie, eine metallene kolossalische Bildsäule errichtet würde: so würde ich einer solchen Auswirkung des vaterländischen Enthusiasmus nicht anders als meinen wärmsten Beyfall zujauchzen können. Auch ist nicht zu zweifeln, daß der Burgundische Kreis, dem

der Herr Verfasser (über alles billige Verhoffen) eben so gut wie dem Schwäbischen und Westfälischen, zwey Filanthropine, zwey Armenhäuser, zwey Arbeits- und Manufakturhäuser, zwölf tausend Gulden für Urbarmachung und Grundverbesserung, und fünfmahl hundert tausend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes, angewiesen hat, ihm für diese großmüthige Gleichstellung eine besondere verhältnißmäßige Erkenntlichkeit zufließen lassen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeschlagene Pfennigsteuer in zwanzig Jahren abwirft, macht (wie schon gesagt) ein hundert und vier Millionen, und also vier baare Millionen mehr als der Herr Verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen zwanzig Jahren beyzurechnenden fünf Schalttage, als welche noch fünf und ein Siebentheil einer Woche, und also ein und siebzig tausend vier hundert acht und zwanzig Gulden drey Kreuzer, und ich weiß nicht wie viele Häller, eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses Ueberschusses im mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor der Hand nur zwey Vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewohl sie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Herr Verfasser des Projekts S. 6. seines Werkes in petto behalten hat.

Der erste betrifft die vermuthliche Nothwendigkeit, außer dem oben bemeldeten besondern Exekuzionsregiment zum Gebrauch des höchstpreislichen Kammergerichts, noch ein besonderes Exekuzionsregiment zu allfallsiger Beytreibung der jährlichen Interessen, welche die Deutschen Fürsten und Herren von den ihnen zu zwey und ein halb pro Cent vorgestreckten Kapitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmaßgeblich die jährlichen Interessen von drey Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweytens möchten wohl die noch übrigen eine Million ein und siebzig tausend vier hundert acht und zwanzig Gulden drey Kreuzer schwerlich besser und gemeinersprießlicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotierung eines allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals, worin alle die wackern Leute, die vor lauter übermäßiger Weisheit, Deutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäß versorgt würden.

Sollte dieser mein Bey- und Nachtrag zu Beförderung des großen Werkes, dessen Ausführung gewiß jeder wackre Deutsche Landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beytragen können, wer würde glücklicher seyn als ich? —

Ich muß indessen unter der Hand gestehen, daß ich selbst deßfalls in gewissen Augenblicken etwas schwachgläubiger bin als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht los machen kann, Deutschland möchte etwa am Ende wohl gar nicht — wollen wollen. Das wäre ein verzweifelter Streich! — Und doch — warum sollten wir uns solche kleinmüthige Gedanken machen? Daß der Vorschlag Deutschlands höchsten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel seyn. Die hundert Millionen sind auch da. Woran sollt' es also liegen? Ist denn Deutschland nicht eine moralische Person? Kann denn Deutschland, als eine solche, nicht wollen was zu seinem Besten dient? Und da dieser große moralische Koloß acht und vierzig Millionen Arme hat, (freylich sind auch einige Millionen Aermchen darunter!) warum sollte er nicht alles können, was er will? — Also, wer ein ächter blauäugiger und goldhaariger Deutscher ist, ziehe seinen Seckel, und die Spötter sollen bald zu Schanden werden!

Doch nein! — In diesem Lucianischen Tone will und darf ich über einen Gegenstand wie dieser nicht aufhören! Die Wörter Vaterland, Vaterlandsliebe, Allgemeines Bestes, bezeichnen heilige Dinge; und wie lächerlich auch bey einzelnen Personen die Aus-

brüche ihrer Vaterlandsliebe seyn mögen, so verdient doch die Quelle und die Absicht derselben gelobt zu werden. Wenn irgend eine Art von Wahnsinn an den Respekt, den (wie man sagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnsinnige Menschen tragen, Anspruch machen kann, so ist es gewiß der patriotische. Also noch ein paar Worte in vollem Ernste.

Ein jedes Projekt, dessen Ausführung voraussetzt, daß zwanzig, oder zehn, oder fünf Millionen, oder auch nur Eine Million Menschen, uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer Theilnehmung an dem Besten aller übrigen, voll anhaltenden Eifers zu thätiger Beförderung des höchst möglichen Glückes ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt, seyn sollte — oder, mit andern Worten, jedes Projekt, welches auch nur bey Einer Million Menschen eine Sinnes- und Denkensart voraussetzt, die man kaum bey Einem von hunderten findet, — ist ein unmögliches Projekt. Aber seine moralische Unmöglichkeit steigt auf den höchsten Grad, wenn es voraussetzt, daß fünf Millionen Köpfe, oder auch nur fünfmahl hundert tausend, ja nur funfzig tausend denkende Köpfe unter Einen Hut gebracht, und in eine zusammen stimmende Wirksamkeit zu Ausführung eines weitläufigen, verwickelten, in einen unübersehbaren Detail eingehenden, und von allen Seiten mit Schwie-

rigkeiten umringten Plans, gesetzt werden müßten.

Kein Mensch in der Welt kann alles was er will, es sey denn, daß er weise genug ist, nichts zu wollen als was er kann. Eine ganze große Nazion kann freylich mit vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die Schwierigkeit im Wollen, oder in dem Mittel, ihr den Willen zu machen. — Gebt mir wo ich stehen könne, so will ich die Erde von ihrer Stelle rücken, sagte Archimedes, ohne Furcht nicht Wort halten zu können. Aber diejenigen, denen er dieß zumuthete, konnten eben so wohl den Mond mit den Zähnen fassen oder auf einem Sonnenstrahle nach dem Ringe des Saturns reiten, als ihm geben wo er stehen könne um die Erde fortzurücken.

Die tägliche Erfahrung lehrt zu Paris und London, daß einige tausend, ja nur einige hundert Privatpersonen sehr viel Gutes thun können wenn sie wollen; und daß, so bald es bloß um Wohlthätigkeit gegen die Armen, oder um die Errichtung eines Museums, um ein herrliches musikalisches Fest, oder nur um das Steigen eines großen Luftballs zu thun ist, sehr ansehnliche Summen ohne große Schwierigkeit zusammen gebracht werden. Aber versuche es einmahl ein patriotischer Projektmacher zu

Paris, durch freywillige Beyträge zwey hundert Millionen Livres zu Anlegung großer Filanthropine und Arbeitshäuser, Urbarmachung wüster Plätze, und Vermehrung des Viehstandes in jeder Französischen Hauptprovinz zusammen zu bringen; und man wird sehen, ob er mit seinem Antrage mehr Eingang finden wird, als unser wohlmeinender Landsmann mit dem seinigen!

Und gleichwohl wäre der Unterschied zwischen beiden Nazionen ganz zum Vortheil des Französischen Patrioten. Denn alle Einwohner Frankreichs machen unter einem einzigen suveränen Haupte nur Ein Volk, nur Einen Nazionalkörper aus, dessen Kräfte in einer großen Nazionalhauptstadt, wie in dem Herzen des Ganzen, koncentriert sind: Deutschland hingegen ist ein vielköpfiges Aggregat von einer großen Anzahl ganz verschiedener Völker und Staaten; eine Republik von Fürsten und Ständen unter einem durch Gesetze und Kapitulazionen beschränkten Wahlkönige; durch eine Staatsverfassung verbunden, die niemahls ihres gleichen gehabt hat; — durch nichts als diese Staatsverfassung und eine gemeinschaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene Schriftsprache verbunden; sonst durch alles andere, Religion, Regierung, Staatswirthschaft, Polizey, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse, Interesse, Mundarten, Grade der Kultur u. s. w.

zum Theil himmelweit verschieden, getrennt und in Kollision gesetzt. Diese unsre Staatsverfassung, vermöge welcher Deutschland in gewissem Sinne, noch eben so wie das alte Germanien, in mehr als zwey hundert besondere, größere, mittelmäßige und kleine, zum Theil sehr mächtige, zum Theil sehr unmächtige Staaten zerstückelt ist, wovon der geringste, als ein unmittelbarer Stand des Reiches, die Landeshoheit in seinem Bezirke eben so vollkommen auszuüben berechtigt ist als der größte; diese Staatsverfassung ist es, welche jedem Vorschlage, jeder Bestrebung, die auf allgemeines Nazionalbestes, allgemeinen Nazionalruhm, allgemeine Nazionalreformen abzweckt, im Wege steht. Diese Staatsverfassung ist es, die uns immer verhindern wird, ein anderes allgemeines Nazionalinteresse zu haben als die bloße Erhaltung derselben; wiewohl nie alle Glieder des Ganzen hiervon überzeugt seyn werden. Sie ist es, weßwegen die Deutschen nie als Ein Volk denken und handeln, nie das, was man in moralischem Sinne Nazional-Uniform nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichsam für Einen Mann stehen, oder, in so fern wir Einen Staatskörper vorstellen, eine große thätige Rolle in Europa spielen. Um ihrentwillen werden wir niemahls einen gemeinsamen Mittelpunkt, nie einen gemeinschaftlichen Schauplatz

für Talente, Künste und Wissenschaften, nie ein allgemeines und lebendiges Modell für Geschmack und Urbanität, nie eine wahre Nazionalschaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptstadt Germaniens haben, von deren Daseyn jenes alles die natürlichen Folgen seyn würde. Um ihrentwillen wird unsre Sprache, unsre Litteratur, unsre Kunst, und unser Ruhm in diesem allen nie das werden, was sie vermöge unsrer Fähigkeiten werden könnten; — und ach! um ihrentwillen werden alle solche Projekte, die Deutschlands möglichsten Flor zum Gegenstande haben, ewig patriotische Träume bleiben, und niemahls, niemahls wird es dahin kommen, daß die Ravensteiner oder Waldecker sich um den Viehstand der Ellwanger, oder die Stände von Mecklenburg um die bestmöglichste Erziehung der Bürgerskinder der Reichsstadt Buchhorn bekümmern werden.

Aber alle diese Nachtheile unsrer Staatsverfassung werden (anderer minder wichtiger Vortheile jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unschätzbaren Gewinn weit überwogen: daß, so lange wir sie erhalten, kein großes poliziertes Volk in der Welt einen höhern Grad menschlicher und bürgerlicher Freyheit genießen, und vor allgemeiner auswärtiger und einheimischer politischer und kirchlicher Unterjochung und Sklaverey sicherer seyn wird als die Deutschen.

Zwey einander immer entgegen drückende Kräfte werden das aus so ungleichartigen Theilen bestehende Ganze immer im Gleichgewicht erhalten, und selbst jede Gefahr, diese Verfassung reißen zu sehen, wird sie fester zusammen ziehen. Wir werden, so lange wir sie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür Gewissensfreyheit und das Recht behalten, aus dem alten oder neuen Kirchengesangbuche zu singen. Wir werden mit männlicher Freyheit filosofieren, untersuchen, reden, lesen und schreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der sich eine ungebührliche Gewalt über seine Untergebenen heraus nehmen wollte, außerdem daß die Gesetze Hülfe gegen ihn verschaffen, wird dem Abscheu aller übrigen Theile der Nazion ausgesetzt seyn. Unsre Schriftsteller und Künstler werden weniger belohnt, weniger träg' oder übermüthig gemacht, aber dafür auch weniger gefesselt, gedrückt und eingezwängt werden; wir werden ihrer eine desto größere Anzahl besitzen, und der Wetteifer unter ihnen wird Gewinn für die Nazion seyn. Alle Talente werden sich mit größerer Freyheit, Mannigfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abschleifen, aber den Stempel, den die Natur jedem aufgedrückt hat, desto schärfer erhalten. Wir werden keine Deutsche Akademie haben, die sich anmaße über Werke des Genius ex Cathedra zu entscheiden; Hofgunst, Grille

und Eigensinn der Reichen und Großen wird keinen so mächtigen Einfluß auf Geschmack, Denkart und Sitten bey uns behaupten können als in einer unbeschränkten Monarchie. Selbst die Sprache wird (zu großem Behuf der Litteratur) an der Nazionalfreyheit Theil nehmen; man wird uns so wenig ein Wörterbuch als ein Glaubensformular aufdringen können; und ein jeder, den eine Partey, eine Kabale unterdrücken wollte, wird in dem aufgeklärten Theil der Nazion einen Beschützer und Rächer finden.

Dieß sind einige der wesentlichsten Vortheile, die wir unsrer gesetzmäßigen Konstituzion zu danken haben; und wahrlich! sie allein sind schon wichtig genug, und von unsern Vorfahren theuer genug erkauft worden, um sie über alles hoch zu achten, stolz auf sie zu seyn, und sie als das Palladium der Nazion anzusehen, an dessen Besitz oder Verlust ihre Freyheit, ihre Stärke, ihr Ruhm, ihr des Steigens noch immer fähiger Wohlstand geheftet ist.

Diese Beobachtung führt uns, meines Bedünkens, zu einem zwiefachen Resultat, wovon uns das eine zur Aufmunterung, und das andre auf alle Fälle zum Troste dienen kann.

Das erste ist: unserm Patriotismus, besonders dem schriftstellerischen, — der seit geraumer Zeit wie die Taube Noahs herum flattert, und, weil er nirgends Grund finden kann,

im Lande der Träume hin und her fährt, Schimären ausbrütet, auf die Erfindungen, Talente und Verdienste einzelner Mitbürger sich viel zu gute thut, oder durch Verachtung fremder Vorzüge, die wir nicht erreichen können, sich nach Art des berühmten Fuchses in der Fabel zu helfen sucht — seine wahre Richtung und sein ächtes Geschäft anzuweisen. Wenn unsre dermahlige gesetzmäßige Konstituzion das einzige ist was uns Deutsche zu einer Nazion macht, und wenn sie augenscheinlich der Grund unsrer wesentlichsten Vortheile ist: was kann denn also Deutscher Patriotismus anders seyn als Liebe der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens, und aufrichtiges Bestreben, zu Erhaltung und Vervollkommnung derselben alles beyzutragen, was jeder, nach seinem Stande, Vermögen, und Verhältnisse zum Ganzen, dazu beyzutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Deutschen sagen, was der Römische Dichter von den Landleuten sagt: Felices sua si bona norint! Glücklich, wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgültig, blind und undankbar gegen die größten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätte; wenn wir ihrer nicht genössen, wie der Gesundheit, deren hohen Werth man erst fühlt wenn man sie verloren hat!

Sollte dieß letztere aber — wie es denn nicht

unmöglich ist — jemahls bey uns oder unsern Nachkommen der Fall seyn: so würden wir, beym Verlust einer Verfassung, von welcher so mancherley Nachtheile unzertrennlich sind, uns mit dem trösten können, was wir dabey auf einer andern Seite gewinnen würden. Und da der Mensch glücklicher Weise nun einmahl so organisiert ist, daß er sich mit der Zeit in alles finden, und seine Vorstellungsart und Lebensweise unvermerkt zu seinen Umständen umstimmen kann: so würden wir uns an die Vortheile halten müssen, die uns durch die Veränderung der Nazionalverfassung zuwachsen würden, und vermuthlich in ihnen hinlängliche Beweggründe finden, uns ein Schicksal gefallen zu lassen, das so manche edle Nazion schon betroffen hat, und, vermöge der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und der natürlichen Verkettung zwischen Ursachen und Wirkungen, über lang oder kurz auch das unsrige werden dürfte.

Gespräche

über einige

neueste Weltbegebenheiten.

Gehalten im Jahre 1782.

Erstes Gespräch.

Walder.

Aus dem Munde des einzigen Protestanten, der heute an unsrer Tafel saß, hätte ich mir eine so eifrige Vertheidigung des Mönchswesens und der Hierarchie nicht vermuthet.

Diethelm. Eifrige sagen Sie? — Das wäre mehr als meine Meinung war. Aber beynahe besorge ich selbst, der Muthwille, womit diese jungen Neulinge auf alles was ihren Voraltern heilig war, losstürmten, könnte mich wärmer gemacht haben, als ich unter bescheidnern Gegnern geblieben wäre.

Walder. Dafür haben Sie auch mit aller Ihrer Beredsamkeit schwerlich mehr gewonnen, als daß jeder Ihrer Zuhörer mit der Ueberzeugung weggegangen ist, Sie könnten eine schlimme Sache gut vertheidigen.

Diethelm. Was das Gewinnen betrifft, so glauben Sie wohl, daß ich mir von dieser Seite wenig versprochen habe. Die Mönche haben nun einmahl den fatalen Zeitpunkt erlebt,

wo selbst die Beredsamkeit eines Basilius, Chrysostomus und Bernardus — wenn diese Heiligen auch in Person wieder kämen und ihre Vertheidigung übernehmen wollten — zu Schanden darüber würde. Aber wir sind jetzt unter vier Augen, und niemand wehrt uns, einander unsre wahren Gedanken ohne Zurückhaltung mitzutheilen. Halten Sie die Sache, deren ich mich annahm — weil sich sonst niemand ihrer annehmen wollte — wirklich für so schlimm, daß sie keine gute Seite hätte?

Walder. Welche Frage! Wo ist ein Ding in der Welt, das keine gute Seite hätte?

Diethelm. Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daß eine Zeit war, wo das Mönchswesen —

Walder, ironisch. ein vernünftiges, dem ersten aller göttlichen Gesetze — dem Gesetze der Natur, gemäßes und den wesentlichsten Endzwecken der bürgerlichen Gesellschaft sehr beförderliches Institut gewesen? nicht wahr?

Diethelm, gelassen. Nun, das möcht' ich eben nicht zu behaupten haben! Aber dieß werden Sie mir doch zugeben: daß eine Zeit war, wo das Mönchswesen der Kirche und dem Staate viele wichtige und wesentliche Dienste geleistet hat?

Walder. Ich hätte große Lust Ihnen dieß — nicht zuzugeben; und ich würde nicht verlegen seyn zu zeigen, wie Kirche und Staat Mittel gefunden haben könnten, sich diese wichtigen und wesentlichen Dienste durch andre Leute auf eine wohlfeilere und unschädlichere Art leisten zu lassen, als durch die Mönche. Aber dieß würde uns zu weit führen, und am Ende doch zur Entscheidung der Frage, wie sie jetzt gestellt wird, wenig beytragen. Gesetzt also, ich hätte Ihnen zugegeben was Sie verlangt haben; gesetzt, das Mönchswesen habe in jenen finstern Jahrhunderten, wo es entstand und sich so schnell und mächtig ausbreitete, der Welt wirklich Gutes gethan: was beweiset dieß für seinen Nutzen, für seine Schicklichkeit im unsrigen? — Es war eine Zeit, wo die Bewohner Europens Eicheln aßen und Büffelshörner vor der Stirne trugen, und sich wohl dabey zu befinden glaubten. Es war eine Zeit, wo der Adel, von Kopf zu Fuß gepanzert, mit Schild und Sper auf Abenteuer auszog, um Räuber und Heiden zu bekämpfen, bedrängte Jungfrauen zu erlösen, Wittwen und Waisen zu beschützen, kurz, überall sich des Schwächern gegen den Stärkern anzunehmen — welches wahrlich ein sehr löbliches Unternehmen war, und dem Institut der fahrenden Ritterschaft zu seiner Zeit großen Ruhm und Ansehen zuwege brachte. Wollten

wir aber darum diese Zeiten wieder hergestellt sehen?

Diethelm. Warum nicht? die Menschheit gewänne vielleicht mehr dabey als sie verlöre —

Walder, erstaunt. Das Institut der alten Ritterschaft in unsern Zeiten?

Diethelm. Nicht doch! die Zeiten mit dazu, das versteht sich! Zeiten, worin dieß Institut an seinem rechten Platze war, und außer welchen freylich Reinhold von Montalban und der große Roland selbst nur Don Quischotte wären.

Walder. O das ist ein andres, mein Herr! Ich dachte wir sprächen im Ernste. Wenn es aber aufs Wünschen ankommen soll, warum wünschen wir nicht lieber gleich mit Einem großen Zauberwunsche das ganze Geschlecht Adams nach Eldorado, oder ins Severambenland? — Bis dahin ließen wir, dächte ich, die Zeiten wie sie sind; und da möchten denn wohl in den unsrigen die Mönche gerade so nöthig und nützlich seyn als — die Ritter von der runden Tafel.

Diethelm. Auch glauben unsre vernünftigen Leute an ihre Skapuliere, Lorettoglöckchen, Lukas- und Agatha-Zettel, Ignazius-Bleche, C†M†B†, wunderthätigen Bilder, Gespensterhistorien, Exorcismen, u. s. w. gerade so viel als

an die bezauberten Waffen, Talismane, unsichtbar machenden Ringe, Hippogryfen, Wassernixen, Zauberer und Feen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein Freund, die runde Tafel, die Turnierspiele und das ganze irrende Ritterwesen ist vorbey: das Mönchswesen hingegen hat sich, trotz aller Policierung, Aufklärung und bessern Staats-Organisierung des christlichen Europa, bis Anfangs dieses 1782sten Jahres im Besitz aller seiner, wohl oder übel, erworbenen Rechte, Befreyungen, Güter und Reichthümer — und (was nicht das unbedeutendste ist) auch im Besitze seines Einflusses auf den größern Theil des geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Popelli in der katholischen Christenheit erhalten — und dieß, däucht mich, macht einen großen Unterschied.

Walde. Sie meinen also, ein so weit ausgebreitetes, so tief eingewurzeltes Institut, wie das Mönchswesen noch bis diesen Tag ist, könne leichter verbessert als gänzlich aufgehoben werden?

Diethelm. O, was das betrifft, auch das letztere möchte in unsern Tagen leichter zu bewerkstelligen seyn als man beym ersten Anblick denken sollte. Weder die Mönche noch die Laien sind in diesem letzten Viertel des achtzehenten Jahrhunderts mehr was sie ehmahls waren. Jene scheinen die Unfüglichkeit

ihres Daseyns in einer Welt, wo der Mann im Monde kaum eine seltsamere Figur machen würde, unter Menschen, denen sie theils sehr entbehrlich, theils überlästig, theils gar verächtlich sind, selbst zu fühlen. Nichts entschädigt sie mehr für das Opfer aller ihrer Menschenrechte und Ansprüche an häusliches Glück, das sie ihrem unnatürlichen Stande bringen müssen. Die besten unter ihnen (und wer läugnet, daß es sehr vortreffliche, sehr ehrwürdige Männer unter ihnen giebt?) wissen sehr wohl, daß sie das was sie sind auch in einem andern Stande seyn könnten, und seufzen heimlich unter der erdrückenden Last ihrer Gelübde, welche zu tragen man entweder ein Halbgott oder — ein Vieh seyn muß. Ueberall setzt sich die Vernunft unvermerkt wieder in den Besitz ihrer unverlierbaren Rechte, und selbst von den Augen des Volks fällt eine Schuppe nach der andern ab. Wenigstens in den höhern Ständen blenden die alten Blendwerke niemand mehr. Popanze, deren bloßer Nahme sonst Helden zittern machte, werden jetzt sogar von Knaben verlacht. Der furchtbare Fluch des Ernulfus, der ehemahls so große politische Wunder wirkte, hat die magische Kraft verloren, die ihm die unwissende Einfalt unsrer Voraltern beylegte — Kurz, alles ist zu einer großen Revoluzion vorbereitet, die der Herrschaft des Aberglaubens den Untergang droht, und die Religion in ihre

ursprüngliche edle Simplicität und wohlthätige Lauterkeit wieder einzusetzen verspricht.

Walder. Dank sey dem Himmel wenn es so ist! — Aber was für Aussichten giebt Ihnen dieß für die Sache, die Sie in Ihren Schutz genommen haben? Was meinen Sie daß die geistliche Ritterschaft des Römischen Hofes sich von dem Tage, der in den Köpfen aller guten Katholiken aufzugehen anfängt, zu versprechen hat?

Diethelm. Wenn ich glaube, daß die gänzliche Einziehung und Abschaffung aller religiösen Ordensstiftungen in unsern Zeiten eine sehr mögliche Sache sey, so habe ich damit noch nicht eingestanden, daß ich sie so geradezu für billig, oder der Kirche und dem Staat für zuträglich halte.

Walder, befremdet. Wie? Die Mönche, unter irgend einer Gestalt oder Modifikazion, bey welcher sie Mönche bleiben, der Kirche, dem Staat, nützlich? Sie machen mich auf den Beweis eines so paradoxen Satzes sehr begierig!

Diethelm. Ich sage nicht, daß die Mönche unter irgend einer Modifikazion, bey welcher sie gerade solche Mönche bleiben wie sie bisher waren, von einigem Nutzen, der sie der Erhaltung werth machte, seyn würden. Ganz gewiß ist das, was Sie und ich unter dem Mönchs-

geiste verstehen, einer der unsaubersten Geister, die jemahls von menschlichen Leibern Besitz genommen haben. Aber, was hat die ursprüngliche Regel des heiligen Augustin oder Benedikt mit dem Mönchsgeiste zu schaffen? Und wenn nun eine Anzahl Klöster in jedem katholischen Lande auf die genaueste aber freywillige Beobachtung dieser Regeln zurück gesetzt würde, (so lang' es noch Menschen geben mag, die sich aus eigner Bewegung dazu entschließen) hätten wir nicht Ursache, solche Institute, zumahl wenn sie noch alle Modifikazionen, die der Aufklärung und dem Bedürfniß unsrer Zeit angemessen sind, erhalten hätten, für nützlich anzusehen?

Walder. Und diese Modifikazionen, worin sollen sie bestehen?

Diethelm. Ich denke mir, zum Beyspiel, eine Art von klösterlichen Stiftungen, worin eine kleine Anzahl (denn klein wird sie unter diesen Umständen immer bleiben) von Personen, die sich zu einem kontemplativen und abgeschiednen Leben berufen fühlten, mit freywilliger Begebung aller Vortheile der Welt, aber auch ohne ihre Pflichten, Sorgen und Zerstreuungen, sich lediglich der ruhigen Betrachtung der himmlischen Wahrheiten widmeten, und in ihrem Wandel die

Unschuld, Einfalt und Reinigkeit des ersten Christenthums darstellten. Ich entferne von einem solchen Institute alle Formen, Gebräuche und Uebungen, die an der beschränkten Vorstellungsart jener Zeiten der Unwissenheit und Einfalt hangen, und mit den richtigern Begriffen der unsrigen unverträglich sind. Ich entbinde sie von dem Zwang ewiger Gelübde, lasse ihnen die Freyheit in die Welt zurück zu kehren —

Walder. Kurz, Sie heben die religiösen Orden mit ihrer ganzen dermahligen Verfassung, ihre Gesetze, Gebräuche und Uebungen, ihre Disciplin und Hierarchie, ihren Geist und Zweck auf, nehmen den reichen Ordensleuten ihren unnützen Reichthum, den armen ihren dem Volk überlästigen Bettelsack ab, und verwandeln durch eine Operazion, die alle Verwandlungen der Fabel übertrifft, die Klöster und ihre dermahligen Einwohner, aus dem was sie jetzt größten Theils sind,

— fruges consumere nati,
Remigium vitiosum Ithacensis Ulyssei,

in apostolische Christen, wie sie sich dem guten mystischen Fenelon, in den seligen Träumen seiner sanften Seele, nach dem Ideal eines Ignazius, Polykarpus, u. s. w. darstellten! — Lieber Freund! was soll ich Ihnen ant-

worten, wenn Sie die Beybehaltung des Mönchswesens auf Ovidische Metamorfosen gründen?

Diethelm. Lassen Sie mich den Ausleger meiner Meinung seyn, Walder! Ich gestehe gern, daß die ungeheure Anzahl der Mönche, die jetzt für manchen Staat so drückend ist, durch meinen Vorschlag im Ganzen vielleicht auf wenige hundert zusammen schmelzen würde. Desto besser! Diese Wenigen würden der Welt in zehn Jahren mehr Gutes thun, als die ganze Möncherey, wie sie bisher gewesen ist, in eben so viel Jahrhunderten. In ihren einsamen Wohnungen würden sich Menschen bilden, wie man in der Welt keine mehr sieht, und wie die Welt doch so sehr vonnöthen hat — wahre Gottesmänner, ächte Weise, über welche die Verführungen und Versuchungen, denen wir andern Weltleute fast immer unterliegen, keine Gewalt hätten; die, zu Erduldung jedes Ungemachs, zu Entbehrung jeder Gemächlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens gewöhnt, den festen Muth und die aushaltende Stärke hätten, sich dem Strome des sittlichen Verderbens entgegen zu stellen, und Wahrheit, Gerechtigkeit, allgemeines Bestes zu ihrem einzigen Zwecke zu machen. Sagen Sie mir, wo anders als in einer solchen Lebensordnung hätte sich ein Mann wie der große Ximenes bilden können? Ein Mann, dessen Karakter

der Menschheit so viel Ehre bringt, daß ich (falls die Sache von mir abhinge) versucht wäre, die ganze unzählbare Familie des guten Serafischen Vaters — so wenig ihrer auch darunter sind die er für seine Söhne erkennen würde — beyzubehalten, wenn ich gewiß wäre, daß alle funfzig Jahre nur ein einziger Ximenes aus ihrem Schooße hervorgehen sollte.

Walder. Ich verehre den großen Mann wie Sie: aber wahrlich, das hieße einen Ximenes theuer erkauft! Und warum so theuer? Erinnern Sie Sich des eben so vortrefflichen, vielleicht im Grunde noch größern und bessern Johann von Palafox! Welchem Helden der Tugend, den irgend ein Zeitalter hervorbrachte, kann man diesen Mann nicht an die Seite stellen? — Und Palafox war kein Mönch! — Männer von dieser Art sind außerordentliche Erscheinungen in der moralischen Welt. Sie werden weder in Klöstern noch Filanthropinen gebildet; sie fallen gleichsam aus den Wolken herab. Der Himmel selbst hat sie erzogen, sie zu besondern Verrichtungen, die nur durch sie geschehen konnten, herab geschickt und ausgerüstet; sie erscheinen, führen ihren Auftrag aus, und verschwinden wieder, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen. — Lieber Freund! So wenig an der Zahl auch die Klöster seyn möchten, welche Sie beybehalten wissen wollen:

so würden auch diese wenigen zu viel seyn, wenn Sie keine andre Absicht dabey hätten, als Männer Gottes, in der reinen Bedeutung dieses Wortes, darin gebildet zu sehen. Schulen, Seminarien, Institute, unter welchem Nahmen Sie wollen, können (wenns noch gut geht) brauchbare Gelehrte, Geschäftsmänner, Kameralisten, Negocianten, Kriegsleute, u. s. w. erziehen: aber die Ximenes, die Paolo Sarpi, die Palafox, kommen von selbst. Ich sage noch mehr. Wenn Sie die Saiten auch nicht so hoch spannen, wenn Sie in den wenigen Klöstern, auf welche Sie das Mönchswesen zurück setzen, auch nur eine gewöhnlichere Art von Menschen, aber reine Sitten, exemplarische Frömmigkeit, und den Geist des unverfälschten Christenthums sehen wollten: so würden Sie gleichwohl Ihren Zweck verfehlen; und diese wenigen, so gut auch ihr Anfang seyn möchte, würden binnen funfzig Jahren schon wieder so unlauter und verdorben seyn, als der Orden der Mindern Brüder schon bey Lebzeiten seines unschuldigen und wohlmeinenden Stifters war.

Diethelm. Die Ursachen, warum die Familie des heiligen Franciskus so bald ausartete, würden bey meinen Klöstern, unter den Abänderungen die ich voraussetze, gänzlich wegfallen.

Walder. Nun ja — ich besinne mich!

Ihre Mönche würden freylich — keine Mönche seyn.

Diethelm. Eine Art von Cönobiten, christliche Pythagoräer, wenn Sie wollen, auf eine kleine Anzahl und auf das bloße Nothwendige eingeschränkt, einer zweckmäßigen Lebensordnung oder Regel freywillig unterworfen, übrigens einander alle gleich, und von der Hierarchie ganz abgeschnitten — wo sollte da die Verderbniß herkommen?

Walder. Wo sie herkam, als nur ein Paar Menschen in der Welt war, und unschuldigere Menschen, als Sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit finden werden. Aber ich will über alles hinaus gehen, was ich sagen könnte um zu beweisen, daß Ihre christlichen Pythagoräer sich unvermerkt entweder in bloße Filosofen, Mathematiker, Sternseher, Sprach- und Alterthums-Forscher — oder in eine neue Art von Jesuiten — verwandeln, oder ganz aussterben würden. Ich will Ihnen die etlichen hundert Cönobiten, die Sie auf Ihre vorgeschlagene Weise beybehalten oder vielmehr neu gestiftet wissen wollen, gelten lassen. Aber, was sind diese gegen das ganze unermeßliche Mönchswesen, welches Sie entweder abschaffen, oder wie es jetzt ist lassen müssen? Daß das Letztere ungereimt sey, haben Sie selbst eingestanden: und das

Erstere würde, wie Sie sagten, weder billig, noch dem Staat und der Kirche zuträglich seyn.

Diethelm. Sie erinnern mich, daß ich Ihnen meine Erklärung über einen heutiges Tages so paradox klingenden Satz noch schuldig bin. Gut! — ich will Ihnen aufrichtig sagen, wie ich die Sache ansehe. — Sie hat viele Seiten, und kann aus mehr als Einem Gesichtspunkte betrachtet werden. Allein unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten ist doch nur Einer, woraus sie angesehen werden muß, wenn die Frage ist, ob die klösterlichen Stiftungen länger bestehen sollen oder nicht? Und diesen Gesichtspunkt kann doch bloß die Gerechtigkeit und das allgemeine Beste angeben? Die religiösen Orden, sowohl diejenigen, deren

Wohl begründete fruchtbare Kapitale
Aus fetten Gütern uns entgegen glänzen,

als diejenigen, die, wie Homers Kyklopen,

— — — Sich auf die Götter verlassend,
Nimmer pflanzen noch säen und nimmer die Erde beackern,

alle diese Orden sind nun einmahl größten Theils seit vielen Jahrhunderten im rechtmäßigsten, auf landesfürstliche und päpstliche Vergünstigungen, und — was ihre Güter betrifft — entweder auf fromme Stiftungen und Schenkungen,

oder auf bürgerliche Kontrakte bestens begründeten Besitz ihrer Rechte, Befreyungen, Güter und Einkünfte. Wenn ein so wohl begründeter Besitzstand nicht hinlänglich ist, eine Gesellschaft oder Gemeinheit bey ihrem Eigenthume zu schützen: wer würde künftig bey dem seinigen sicher seyn? — Aber, falls auch diese Betrachtung nicht im Wege stünde: wie ungewiß ist es immer, ob der Gebrauch, den man von den Reichthümern der geistlichen Orden machen wird, den Staat für das, was er durch ihre Aufhebung verlöre, entschädigen werde? Ich verstehe unter dem Staate diejenigen, um derentwillen der Staat, oder die bürgerliche Verfassung, da ist — denn ein Grundsatz, über welchen wir hoffentlich einig sind, ist: daß der Staat der Menschen wegen, und nicht die Menschen des Staats wegen da sind.

Walder. Ehe der Staat ist, müssen freylich Menschen seyn, und alsdann wird er allerdings um der Menschen willen errichtet: so bald er aber eingerichtet ist, kann man mit der größten Richtigkeit sagen, daß die Menschen eben so wohl des Staats wegen da sind, als dieser der Menschen wegen. Aber was wollen Sie aus Ihrem Grundsatz erweisen?

Diethelm. Ich denke, Sie werden mir zugeben, daß es nicht bloß Aberglauben oder

dumme Ehrfurcht vor uralten Vorurtheilen ist, was die Klöster, bey den großen Veränderungen, die in allen übrigen Theilen der alten Verfassung Europa's vorgegangen sind, bis auf diesen Tag erhalten hat. Ohne Zweifel hat der weit ausgebreitete Vortheil, den die Bewohner der katholischen Staaten von diesen Instituten ziehen, vielleicht das meiste dazu beygetragen. Man kann sie als eine Art von Fidei-Kommissen ansehen, die eben so viele nie versiegende Quellen von Versorgung vornehmlich für den Bürger- und Bauernstand sind, welche diesen Ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr das Bedürfniß solcher Hülfsquellen täglich zunimmt. So lange die Klöster beybehalten werden, kann doch jeder Hausvater, der sich mit einer zahlreichen Familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner Kinder auf diese Weise —

Walder, ihm einfallend. sich mit Ehren vom Halse zu schaffen? — Bey den Sinesern wirft man die Neugebornen, wenn man nicht Lust hat sich mit ihrer Erhaltung abzugeben, in die Kanäle oder auf die Straße; und dieß Mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als Ihr angerühmtes Versorgungsmittel, wenigstens in manchen Fällen. Sprechen Sie im Ernste, Diethelm? oder soll ich Ihnen die Schriften nennen, worin Sie diesen angeblichen Vortheil der Klöster auf seinen wahren Werth

reduciert finden können, und die — in jedermanns Händen sind?

Diethelm. Ich will Ihnen diese Mühe ersparen. Alle Stände in der Welt haben ihr Gutes und Böses. Der Klosterstand hat Ungemächlichkeiten, welche durch die bloße Freyheit ihn wieder verlassen zu dürfen hinlänglich vergütet würden.

Walder. Die Untersuchung dieses Punkts möchte uns zu weit führen. Aber wenn wir auch diese Art von Kinder-Aussetzung, die man Versorgung in einem Kloster nennt, in Rücksicht auf die Ausgesetzten für eine wirkliche Versorgung gelten lassen wollten; so blieben noch immer die Fragen zu beantworten: Befinden sich die Familien desto besser dabey? Würde es für den Bürger- und Bauernstand nicht zuträglicher seyn, wenn er, für das was es ihm kostet einen Sohn in ein Kloster zu bringen, und (falls es in einen Mendikanten-Orden ist) ein lebenslänglicher Wohlthäter dieses Ordens zu seyn — wenn er, sage ich, seinen Sohn dafür irgend eine bürgerliche Handthierung ergreifen ließe, wobey er durch Geschicklichkeit, Fleiß und gute Aufführung sich selbst, seiner Familie und dem Staate nützlicher seyn könnte, als in dem unfruchtbringenden Stand eines geweihten Müßiggängers?

Daß dieß Wahrheit sey, davon kann sich jedermann augenscheinlich überzeugen, wenn er in

Deutschland die Volksmenge und den Nahrungsstand der protestantischen Länder (wo man seit dritthalbhundert Jahren von dieser traurigen Ressource nichts weiß) mit beiden in den katholischen vergleichen will. Wie hoch sich der geistliche Vortheil belaufen kann, den ein Staat von so oder so viel Tausenden, zehn Tausenden oder hundert Tausenden meistens wohl genährter, gesunder und baumstarker Mönche ziehen mag, deren Seelen- und Leibeskräfte (wenigstens in so ferne sie ihren Gelübden treu bleiben) für das gemeine Wesen fast gänzlich verloren gehen, und die ihren Mitbürgern mit nichts als — Singen und Beten dienen — will ich andern zu berechnen überlassen. Aber dieß ist offenbar: daß sich sowohl von den Klostergütern als von deu Klostermenschen kein Gebrauch erdenken läßt, der dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft mehr zuwider und mit der jetzigen oder jeder andern vernünftigen Weltverfassung unverträglicher wäre, als derjenige, der davon gemacht wird, so lange das Mönchswesen auf dem Fuße bleibt, wie es bisher in Deutschland und einigen andern Europäischen Ländern gewesen ist.

Diethelm. Habe ich Ihnen die Nothwendigkeit einer durchgängigen gründlichen Reformazion desselben nicht schon eingestanden? Aber Reformieren ist nicht Auf-

heben; und alles was ich am Ende behaupte, ist bloß: daß die Klöster nicht aufgehoben werden sollten, so lange eine Möglichkeit ist, sie dem gemeinen Wesen nützlich zu machen. Und wer kann an dieser Möglichkeit zweifeln? Die Klosterleute leisteten ehmahls der Kirche und dem Staat gute Dienste. Warum sollten sie das, unter den gehörigen Abänderungen, nicht auch noch jetzt thun können? Man gebe ihnen eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung und Bestimmung. Man verwandle den größten Theil der Klöster, nach Maßgabe ihrer Lage, Einkünfte u. s. w. in wohl eingerichtete Hospitäler, Findelhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser u. s. w. und beschäftige die Mönche mit der Aufsicht, Besorgung und Bedienung derselben im Leiblichen und Geistlichen. Man schaffe einige andre in Erziehungs-Institute um — etwa nach dem Muster der Würtembergischen Klosterschulen, oder der Schul-Pforte, des Klosters Berga bey Magdeburg u. a., in welchen seit ein paar Jahrhunderten so viele gelehrte und berühmte Männer ihre erste Bildung erhalten haben — so werden sie auch unsern Zeiten nützlich werden. Ihre Stiftungen, ihre Güter und Reichthümer sind nun einmahl zu frommen Verwendungen gestiftet. Die wohlmeinende aber übel berichtete Einfalt unsrer Voraltern hat sie Gott und seinen Heiligen geschenkt,

und auf ewig zum unveräußerlichen Eigenthum übergeben — Gott und seine Heiligen (sagt man) können nichts von diesen Geschenken und Vermächtnissen brauchen. — Gut! aber der Geist des Christenthums und die klaren Vorschriften Jesu Christi sollen die Ausleger der frommen Meinung jener Stifter und Wohlthäter der Klöster seyn. Was Gott gewidmet wird, ist zu Gott gefälligen Werken gewidmet. Die Gott gefälligsten Werke sind die Werke der Menschenliebe; und die wohlthätigsten von diesen sind fortdauernde, wohl eingerichtete, wohl unterhaltene, und gewissenhaft verwaltete öffentliche Anstalten zu Versorgung Hülfsbedürftiger und Nothleidender; Anstalten, wodurch der menschlichen Gesellschaft unzählige brauchbare Glieder erhalten werden die sonst zu Grunde gehen müßten, unzählige brauchbar gemacht werden die ihr sonst nur überlästig wären. Ordensleute — die sich auf eine besondere Art, und, mit verdienstvoller Verläugnung aller zeitlichen Vortheile und Weltfreuden, lediglich Gott, d. i. ihrem Nebenmenschen um Gottes willen, zu dienen verlobt haben — schicken sich am besten, den verschiedenen Aemtern und Bedienungen, welche in solchen Instituten nöthig sind, vorzustehen — da sie reinere Beweggründe als die Weltleute, und weder ihre Zerstreuungen noch Versuchungen noch eigennützigen Nebenab-

sichten haben. Wie wohlthätig, wie segensvoll könnten auf diese Weise die Klosterstiftungen für die Menschheit und für die Staaten werden, worin sie sich noch in so großer Anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im Himmel (wie die katholische Kirche glaubt) noch immer den wärmsten Antheil an allem Guten was auf Erden geschieht nehmen: wie sehr würden sich die frommen Ordensstifter Augustin, Benedikt, Bernhard, Benno-Norbert, Franciskus, Dominikus, u. s. w. freuen, ihre so zahlreichen, und größten Theils so wohl begüterten Familien aus einer anstößigen und verächtlichen Unbrauchbarkeit heraus gehoben, und aus fruges consumere natis (wie sie jetzt meistens sind) in die wohlthätigsten und ehrwürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft verwandelt zu sehen!

Walder. Und glauben Sie, mein Freund, daß die Söhne der vorbelobten heiligen Ordens-Patriarchen Augustin, Benedikt, Bernhard, Benno, u. s. w. geneigt seyn würden, diese heilsame Verwandlung zu erleiden, wenn es von ihrem Willen abhinge?

Diethelm. Ich habe, wenigstens von vielen unter ihnen, eine so gute Meinung, daß ich mir getraute, es auf ihren Willen ankommen zu lassen. Gesetzt aber auch, der Willigen wären weniger als ich mir vorstelle: sollte dieß eine so

löbliche, so gemeinnützige, so nöthige Veränderung aufhalten können? In einem solchen Falle ist die höchste Macht im Staat berechtigt, Leuten, die nicht wollen was sie sollen, den Willen zu machen.

Walder. Aber Sie scheinen vergessen zu haben, daß alle diese ehrwürdigen Herren, aus denen Sie Spitalvorsteher, Waisenpfleger, Krankenwärter u. s. w. machen wollen, sich der Kirche und nicht dem Staate gewidmet haben; daß die meisten unter ihnen Priester sind —

Diethelm. Was sie, nach dem Bedürfniß der Kirche, und selbst nach der ursprünglichen Regel und Bestimmung ihres Ordens, nicht seyn sollten! — Da treffen Sie just auf den rechten Fleck, Walder! Das Priesterthum der Mönche ist gerade der erste Mißbrauch, dessen Abschaffung in unsern Zeiten unumgänglich nöthig ist. Die Kirche braucht keine größere Anzahl von Priestern, als die Handhabung des öffentlichen Gottesdienstes und das was man Seelsorge nennt, erfordern. Dieser Grundsatz macht wenigstens den größten Theil der Priester-Mönche zu höchst entbehrlichen Ueberzähligen, die im Weinberge des Herrn müßig, und (wie die Erfahrung lehrt) den wirklich angestellten Arbeitern öfters nur im Wege stehen. Wenn es also unläugbar ist daß die Kirche ihrer nicht bedarf: warum sollte der Umstand, daß sie sich der Kirche oder vielmehr

dem Dienste Gottes gewidmet haben, ein rechtmäßiges Hinderniß seyn können, sie sammt und sonders zu solchen wohlthätigen Verrichtungen zu gebrauchen, die eben darum, weil sie dem Staate wichtig und unentbehrlich sind, dem allgemeinen Vater der Menschen gewiß nicht weniger wohlgefällig seyn können?

Walder. Sie kommen dem Grunde der Sache immer näher, und so nahe, daß wir unvermerkt zusammen treffen, und die Auflösung des Problems, die wir suchen, auf einmahl gefunden haben werden. Alles kommt zuförderst darauf an, daß wir uns recht verstehen, d. i. bey den Worten, die wir gebrauchen, einerley denken, und die Frage in ihre einfachsten Bestandtheile auflösen. Fürs erste also lassen Sie uns alles Zweydeutige von den Worten Kirche und Staat entfernen. Man hört und liest nur allzu häufig, daß von beiden so gesprochen wird, als ob sie einander entgegen gesetzte Dinge wären, und ganz verschiedenes Interesse hätten. Diese Art zu reden setzt sehr verworrene und irrige Begriffe voraus. In einem Christlichen Lande können Kirche und Staat unmöglich zweyerley Interesse haben: man müßte denn (durch einen offenbaren groben Mißbrauch der Worte) Kirche und Klerisey für einerley nehmen; welches gerade so wäre, als wenn man Staat und Staatsbediente für gleichbedeu-

tende Dinge ausgeben wollte. In einem Staate soll und darf es keine Mitglieder geben, die den allgemeinen Gesetzen nicht unterworfen sind, von demjenigen, dem die höchste Gewalt des Staats übertragen ist, nicht abhangen, und zum gemeinen Besten nichts beytragen: giebt es aber wirklich solche Glieder, so müssen sie, eben darum, als unnütze und schädliche Auswüchse, Kröpfe, Schwämme u. s. w. auf jede mögliche Art, wie es mit der mindesten Gefahr des Ganzen geschehen könnte, ausgerottet werden. Ein Christlicher Staat hat hierin vor den übrigen nichts besonders. Was man in ihm die Kirche nennt, ist kein eigner unabhängiger Staat im Staate. Sie ist die Totalsumme aller Glieder des gemeinen Wesens, in so ferne sie sich zum christlichen Glauben bekennen. Setzen Sie noch das Wort katholisch hinzu; die Natur des Staats bleibt immer eben dieselbe. Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer Ein Ganzes aus eben denselben Theilen, Eine Gesellschaft eben derselben Menschen — Staat genannt, in so fern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben — Kirche, in so fern sie an Christum glauben. Es ist also ungereimt, die nehmliche Gesellschaft von Menschen, unter verschiedenen Benennungen und in verschiedenen aber vollkommen verträglichen Ansichten, sich selbst

entgegen zu stellen. — Was zur Wohlfahrt des Staates wesentlich ist, kann der Kirche eben so wenig nachtheilig seyn, als der Kirche etwas nützlich seyn kann, was dem Staate verderblich ist.

Diethelm. Setzen Sie immer voraus, daß wir in Grundsätzen von solcher Unläugbarkeit wie diese einverstanden sind.

Walder. Gut! so lassen Sie uns denn sehen, wohin sie uns führen werden. Man sagt: „Es war eine Zeit, wo die Mönchsorden der Kirche und dem Staat zugleich nützlich waren.“ — Wenn je so eine Zeit war, so ist sie wenigstens schon lange vorbey. Und was für eine Zeit war das, mußte das seyn, in welcher ein solches Institut dem gemeinen Wesen wohlthätig seyn konnte? Jahrhunderte der Barbarey und Verfinsterung, die man zur Ehre der Menschheit aus ihren Jahrbüchern möchte auslöschen können, wenn sie nicht als warnendes Beyspiel für die künftigen Zeiten lehrreich wären; wenn den Völkern, die jetzt (ohne den Werth davon zu fühlen) der unendlichen Vortheile der Aufklärung genießen, so viel daran gelegen wäre, zu wissen, durch welche Stufen die Nazionen, die vor zwey tausend Jahren der halben Welt Künste, Wissenschaften, Gesetze und Sitten gaben, nach und nach zu einem so tiefen Grade von Schwäche, Verderbniß, Unwissenheit,

Aberglauben und Verwilderung herab sinken konnten, daß die Wilden in Nordamerika, mit ihnen verglichen, für edle und glückliche Menschen gelten mögen! Wenn auch in so abscheulichen Zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beygetragen haben, daß es nicht noch schlimmer wurde: sollen wir, dieses Verdienstes ihrer Vorfahrer vor sechs oder acht hundert Jahren wegen, Institute fortdauern lassen, die so weit entfernt sind der jetzigen Weltverfassung nützlich zu seyn, daß es nicht einmahl möglich ist, ein Mittel zu erdenken, wie sie nur unschädlich gemacht werden könnten?

Aber, wie viel geht auch bey näherer und unbefangener Ueberlegung von jenen vorgeblichen Verdiensten ihrer Vorfahrer in den barbarischen Jahrhunderten ab; und wie unbedeutend werden die wirklichen Dienste die sie der Welt gethan haben, gegen das unendliche Böse, das auf ihre Rechnung kommt! — „Sie haben, sagt man, so viele Wildnisse und Oeden in Paradiese verwandelt!“ — Können wir blöde genug seyn uns einzubilden, daß dieß alles nicht auch ohne sie hätte geschehen können, und ohne sie geschehen wäre? — „Sie haben so viele gute Bücher abgeschrieben! Ihrem Fleiße haben wirs zu danken, daß sich in jenen finstern Zeiten noch so viele Werke der besten alten Griechischen und Lateinischen Schriftsteller erhalten haben!“ —

Aber, wer hat denn mehr zur Verfinsterung dieser Zeiten beygetragen als die Mönche? Warens nicht die Mönche, die, so bald sie zu Ansehn und Einfluß gelangten, nichts angelegners hatten, als allen freyen Gebrauch der Vernunft, alle wahre Filosofie zu unterdrücken, und jenen Meisterstücken der alten Dichter und Weisen, welche sie den Leuten auf alle mögliche Art aus den Händen rissen, ihre eignen mißgeschaffnen Hirngeburten zu unterschieben? Was für Dank ist man ihnen also dafür schuldig, daß sie, einige Jahrhunderte später, alte Bücher abgeschrieben, nachdem sie es dahin gebracht hatten, daß sie beynah allein schreiben und lesen konnten? Unter allen Monopolien ist gewiß dasjenige, welches sie so lange Zeit mit der Gelehrsamkeit trieben, das verderblichste. Und wer ist der Litterargeschichte so unkundig, daß er nicht wissen sollte, in was für einem heillosen Zustande Litteratur, Filosofie und Theologie sich befanden, so lange sie in den Händen der Mönche blieben? Wem ist unbekannt, wie sehr es in jenen Zeiten — und in der That zu allen Zeiten — das Interesse der Mönche war, sich aller Aufklärung, aller Ausbreitung der nützlichsten Kenntnisse, allem Geiste der Untersuchung und des Selbstdenkens, zu widersetzen? Sogar das, was sie unverschämt genug waren für Filosofie auszugeben, was war es anders als Schlingen für den Menschenverstand? Spinnengewebe,

in welchen sich diejenigen verfangen sollten und mußten, die etwas in sich fühlten, das sich dem unterdrückenden Despotismus der Hierarchie entgegen bäumte?

Diethelm. Die reine Wahrheit zu sagen, die Mönche sind verloren, wenn sie keine bessern Behelfe vor sich haben, als die Verdienste ihrer Orden in den vergangnen Zeiten. Ich zweifle sehr, daß eine genaue Prüfung derselben im Besondern ihnen vortheilhaft seyn würde. Was sie allenfalls Gutes gestiftet, haben sie für ihr eignes Interesse gethan —

Walder. — und (was wir nie vergessen müssen) es war bloß zufällig, und würde, wenn gar keine Möncherey in der Christenheit Statt gehabt hätte, durch andre Mittel und Wege eben so gut und mit unendlich wenigerm Schaden des Staats bewirkt worden seyn. Doch, ich habe dieses armseligen Behelfs nur erwähnt, weil es noch immer Leute giebt, die einen Beweis ihrer Gerechtigkeit und Unparteylichkeit abzulegen glauben, wenn sie entweder jene zufälligen und zweydeutigen Verdienste der Klöster, oder die wirklichen Verdienste einzelner frommer oder gelehrter Ordensmänner dem Mönchs-Institut überhaupt zum Verdienst anschreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtschaffner oder aufgeklärter und mit nützlichen Talenten begabter Mann ist, es nicht auch ohne Kapuz und

Kutte gewesen wäre. Ich weiß sehr wohl, daß sich, in diesem Augenblicke wo wir reden, wohldenkende, gelehrte, und brauchbare Männer, ja hier und da Subjekte von den größten Fähigkeiten unter den Ordensleuten befinden. Aber gerade dieß ist, in meinen Augen, ein großer und dringender Beweggrund mehr, die Ordens-Institute selbst je eher je lieber aufzuheben. Je besser die einzelnen Ordensglieder, als Menschen betrachtet, sind; je nützlicher sie dem Staat werden könnten, wenn sie ihm wieder gegeben und jeder dazu gebraucht würde wozu er sich am besten schickt: je mehr verliert das gemeine Wesen dabey, so viele brauchbare Personen länger in einem Stande zu lassen, worin ihre besten Fähigkeiten für die menschliche Gesellschaft verloren gehen; worin sie, durch sinnlose und tyrannische Gelübde gefesselt, unmöglich das Gute thun können, was sie in andern Umständen und Verhältnissen thun würden; ja, worin sie entweder unwirksam bleiben, oder, vom Geiste ihres Standes, vom Interesse ihres Ordens, oder der mechanischen Gewalt der Subordinazion überwältigt, zum Schaden der großen politischen Gesellschaft wirken müssen, wie gut und redlich auch die Gesinnungen, Absichten und Wünsche vieler einzelnen unter ihnen seyn mögen.

Diethelm. Wollte der Himmel, daß diese letztern zahlreich genug wären, um die Mehr-

heit der Stimmen auf ihre Seite zu bekommen! Die Redukzion der Klöster würde dann eine so leichte Sache seyn, als sie jetzt schwer, mühselig und vielleicht gefährlich ist. Die Mönche selbst würden die ersten seyn, die auf die gänzliche Abschaffung des Mönchwesens antragen würden. Denn wer kann und muß von dem ungeheuern Uebergewichte seiner Mißbräuche überzeugter seyn als diejenigen, welche am ersten darunter leiden? — Wenn man bedenkt, wie klein verhältnißmäßig die Anzahl derjenigen ist, die durch die höhern Grade und Dignitäten ihres Ordens für das was sie ihm aufgeopfert eine Art von armseliger Entschädigung erhalten, und wie gering bey jedem einzelnen Ordensmanne die Wahrscheinlichkeit ist, eine dieser Stufen zu ersteigen: so scheint es ganz unbegreiflich, daß nicht unter jedem Hundert Mönchen wenigstens achtzig seyn sollten, die der angebotenen Freyheit nicht mit offnen Armen und mit fußfälligem Danke gegen den großmüthigen Befreyer entgegen eilen sollten.

Walder. Mir scheint dieß nicht unbegreiflicher, als daß es in gewissen Ländern landstreichendes Gesindel bey Tausenden giebt, die, so lange man die Wahl in ihre Willkühr stellt, lieber ohne Arbeit und Sorgen von Bettelbrot und Kapuzinersuppen leben, als durch Arbeit und wirthschaftlichen Fleiß wie ehrliche Leute ihren Unterhalt suchen wollen. Unter hundert, lie-

der Diethelm, weß Standes sie immer seyn mögen, sind gewöhnlicher Weise achtzig, die weder in ihrem Kopfe noch in ihrem Herzen dasjenige haben, was die edlern Menschen bey allem ihrem Thun und Lassen leitet. Mich befremdets also gar nicht, wenn (ungeachtet aller anscheinenden Beweggründe zum Gegentheil) bey weitem der größere Theil der Mönche, wofern ihnen die Wahl gelassen würde, lieber bleiben würden was sie sind, als daß sie sich freywillig zu einer Standesveränderung bequemen sollten, worin sie genöthigt seyn würden, bessere Menschen zu seyn als sie jetzt sind. Die bloße Macht der Gewohnheit; die Bequemlichkeit einer sorglosen Lebensart, deren Beschäftigung in Vergleichung mit den Anstrengungen des Landmanns, Handwerkers, Gelehrten, Künstlers, Kaufmanns u. s. f. wahrer Müßiggang ist; die Bequemlichkeit, ohne persönlichen Werth, bloß durch den Habit eines Religiosen, und durch den Begriff der Heiligkeit den ein sinnloses Vorurtheil an diesen Stand geheftet hat, sich bey dem unverständigen Theile der Laien einen Respekt zu verschaffen, an welchen der verdienstvolleste Mann in einem schlechten bürgerlichen Rocke weder Anspruch macht noch machen darf; tausend kleine persönliche Erleichterungen von der Last ihrer Gelübde, und animalische Befriedigungen von allerley Art, welche sich die meisten unter ihnen

unter dem Mantel der Gleißnerey reichlich zu verschaffen wissen; und, was alles auf einmahl sagt, der unübersehliche Einfluß, in dessen Besitz sie sich noch überall befinden, wo die gesunden Grundsätze der ächten Regierungskunst noch nicht Wurzel gefaßt haben: — überlegen Sie nur einen Augenblick, mein Freund, wie groß diese Vortheile in den Augen eines in Armuth und Niedrigkeit gebornen, in roher Verwilderung aufgewachsnen, in elenden Schulen zum Mönch erzognen, und von dem Augenblick seines Ausgangs aus der Welt (wie sie es nennen) mit lauter Finsterniß und Möncherey umfangnen Erdensohnes seyn müssen — und sagen mir dann, ob zu erwarten sey, daß die Mönche selbst zu dem heilsamen Werke ihrer Entmönchung willige und dankbare Hände bieten werden?

Diethelm. Wenn auch der bessere Theil von ihnen, doch gewiß nicht der größere!

Walder. Es ist ihnen gar nicht zuzumuthen — so lang' es für den fleischlichen Menschen, für den Bruder Esel (wie der gute redliche Sankt Franciskus seine animalische Hälfte nannte) noch so bequem, vortheilhaft und annehmlich ist ein Mönch zu seyn.

Diethelm. Ich weiß ein treffliches Mittel, es dem Bruder Esel ein wenig saurer zu machen. Man dürfte die Herren sammt und

sonders nur im buchstäblichen Verstand auf ihre ältesten Regeln und auf die ganze Lebensordnung ihrer heiligen Ordensstifter reducieren.

Walder. Das Mittel, lieber Freund, ist schon zu oft versucht, und unwirksam, oder vielmehr unausführbar befunden worden, um noch einmahl auf gerathewohl versucht zu werden. Ich weiß ein besseres und wahrscheinlich das einzige dessen Wirkung unfehlbar ist. Dem ganzen Mönchswesen muß ohne Ausnahme gethan werden wie man dem Jesuitenwesen gethan hat! Delenda est Carthago!

Diethelm. Und Sie halten ein so heroisches Mittel für ausführbar? — Glauben Sie, daß die Brut der Klements und Ravalliaks ausgestorben sey?

Walder. So lang' es noch Fanatiker in der Welt geben wird, ist kein Bubenstück so gräßlich, das nicht irgend ein betrogner Wahnsinniger in majorem Dei gloriam zu verüben fähig seyn sollte. Von den dicken Köpfen und runden Bäuchen besorg' ich nichts; von den Gleißnern und Betrügern auch nichts, als was sie durch heimliche Kabalen, Verhetzungen, indirekte Ausstreuungen, kurz unter Grund thun können. Aber von ehrlichen selbst betrognen Schwärmern, von Energumenen mit rauchendem Kopf und brennendem Her-

zen, ist alles zu erwarten. Zum Glück sind Menschen dieses Gelichters seltne Erscheinungen in unsern Tagen, und auf alle Fälle wird freylich Vorsicht und Behutsamkeit nöthig seyn. Mancher wäre nicht in den Fall gekommen unter Henkers Händen zu sterben, wenn er zeitig genug im Tollhause versorgt worden wäre. — Aber weg mit solchen unglückahnenden Vorstellungen! Der Heldengeist, den die Vorsehung zum Wohlthäter seines Zeitalters, zum Schöpfer einer bessern Welt berufen hat, ist über alle Furcht erhaben; auch sind alle gute Menschen auf seiner Seite — und, lassen Sie mir immer den tröstlichen Wahn, wenn der Glaube, daß auch unsichtbare Beschützer für ihn wachen, nur Wahn seyn sollte. Große Seelen haben sich noch nie durch kleinmüthige Vorstellungen und Gespenster möglicher Gefahren von Ausführung eines Plans, der für Millionen auf undenkliche Zeiten wohlthätig ist, abschrecken lassen. — Doch, mein Freund, dieß ists nicht, wovon zwischen uns die Rede war. Ich spreche nicht von dem, was geschehen wird, sondern von dem, was (meiner Ueberzeugung nach) über lang oder kurz geschehen muß, wenn irgend eine mit dem Mönchswesen vorgehende Veränderung einen wahrhaft großen, für Religion und Staat wesentlichen Nutzen schaffen soll. Werfen Sie Ihre Augen auf den Zustand Europens im vier-

zehnten Jahrhunderte zurück, und vergleichen Sie ihn mit demjenigen, worin sich der größere und glücklichere Theil desselben jetzt befindet. Welch eine Menge von Mißbräuchen, von religiösen, politischen, militairischen, wissenschaftlichen und andern Ungeheuern sind schon ausgerottet worden! Wie wenig ist in manchen Ländern von der alten Barbarey der mittlern Jahrhunderte übrig! Und das Mönchswesen allein, der unschicklichste, mit der Aufklärung unsrer Zeiten, mit der Verfassung und dem Interesse unsrer heutigen Staaten unverträglichste aller Mißbräuche — ein Institut, das, seiner Natur nach, keiner wahren dauerhaften Verbesserung fähig ist, sollte übrig gelassen werden? Und warum? — Es ist doch ausgemacht: die Kirche bedarf keiner Mönche — der Staat bedarf keiner Mönche — Wer bedarf ihrer also?

Diethelm. Auf diese Frage ist die Antwort bald gefunden. Der Römische Hof bedarf ihrer, als derjenigen, die immer die eifrigsten Verfechter seiner übertriebensten Anmaßungen gewesen sind — der Römische Hof bedarf ihrer, der, so lange das Mönchswesen bleibt was es war und ist, eine stehende Armee, die ihm keinen Häller kostet und Millionen einträgt, in den Ländern aller Römisch-katholischen Suveräns auf den Beinen hält, und also

ein unläugbares Interesse hat, ihre Erhaltung zu wünschen.

Walder, lachend. Ein vortrefflicher Beweggrund für die besagten Suveräns, ihre Ohren vor der Stimme der gesunden Vernunft zu verstopfen! — Aber, wenn ich nun weiter fragte: Wozu braucht der Römische Hof diese stehende Armee, in Staaten, wo er (von Rechts wegen) nichts zu befehlen noch zu beschützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

Diethelm. Wozu er sie braucht? — oder wenigstens, so bald Zeit und Gelegenheit günstig wären, sie brauchen könnte? — Die Antwort wäre zu weitläuftig: aber sie liegt in der Geschichte der Römischen Päpste, die Ihnen besser als mir bekannt ist.

Walder. Ich will Ihnen die Mühe gern schenken Sich weitläuftiger zu erklären. Es würde sehr überflüssig seyn — nachdem Sie selbst den wahren Gesichtspunkt, woraus man die Mönche betrachten muß, so richtig angegeben haben — ein Wort mehr von den Ursachen zu sagen, die ihre Abschaffung nach allen Grundsätzen einer vernünftigen Staatskunst nothwendig machen.

Diethelm. Sie sehen, lieber Walder, daß ich ein sehr unbefangner Sachwalter bin, und meine Klienten nicht auf Kosten der Wahrheit zu vertheidigen verlange.

Walder. Ich sehe auch, daß Ihren Klienten mit einem so ehrlichen Sachwalter wenig gedient seyn wird.

Diethelm. Aufrichtig zu reden — ich bin von der Wichtigkeit aller Gründe, welche gegen die Mönche streiten, und von der Unzulänglichkeit aller Ausflüchte womit man ihnen durchhelfen will, so vollkommen überzeugt als Sie selbst. Ich sehe ihre Abschaffung für eine der nützlichsten Unternehmungen an, die ein Fürst zum Besten seiner Staaten ausführen kann. Noch mehr: ich bin überzeugt, daß das Mönchswesen dem Lernäischen Drachen auch darin gleicht, daß es vergebens wäre, ihm nur einige Köpfe abzuhauen. Wenn der heilsame Zweck vollständig und dauerhaft erreicht werden soll, wenn man nicht nur für gegenwärtige Bedürfnisse, sondern auch gegen künftige Uebel arbeiten, und der Nachwelt die Mühe wieder von vorn anzufangen ersparen will: so muß das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet werden. Wer das Recht hat ein einziges Kloster aufzuheben, hat, aus den nehmlichen Ursachen, das Recht alle aufzuheben. Dieß alles geb' ich Ihnen zu: aber gleichwohl liegt noch immer ein Stein des Anstoßes im Wege, über den ich nicht so schnell hinweg kommen kann.

Walder. Lassen Sie sehen!

Diethelm. Lieber Freund! Wem das Beste

der Menschheit am Herzen liegt, dem kann wahrlich bey dem schnellen Anwachs des Despotismus in unserm von uralten Zeiten her so freyen Welttheile, und bey den Verfahrungsarten, wovon wir in unsern Zeiten einige sehr auffallende Beyspiele gesehen haben, nicht wohl zu Muthe seyn. Was ist in der bürgerlichen Gesellschaft wesentlicher, was soll der obersten Gewalt im Staat heiliger seyn, als das Recht des Eigenthums? — Und, da Sie mir dieß unfehlbar zugestehen werden, warum sollen die Klöster in diesem Stücke nicht mit jedem einzelnen Bürger des Staats gleiches Recht genießen?

Walder. Sind die Klosterleute denn Bürger des Staats? Gehören sie zu einer Klasse, die dem Staat unentbehrlich ist? Was tragen sie zu seinen Lasten, zu seiner Aufnahme, zu seinem Ruhme bey?

Diethelm. Es mag seyn, daß die Beantwortung dieser Fragen nicht zum Vortheil der Mönche ausfallen würde. Aber Sie glauben doch hoffentlich nicht, die meinigen dadurch beantwortet zu haben? Dem Staat nützlich oder nicht, genug die Klöster besitzen Güter im Staat, sie besitzen sie unter den rechtmäßigsten Titeln, und können derselben also nicht beraubt werden, ohne daß die Heiligkeit des Eigenthumsrechts angegriffen würde, auf welche sich die Sicherheit

eines jeden bey dem Seinigen gründet. Was würde aus dieser Sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, jemanden seines Vermögens deßwegen zu entsetzen, weil er dem gemeinen Wesen nicht nützlich genug sey? wenn ein jeder, um im Besitz seines Erbgutes gelassen zu werden, erst beweisen müßte: „daß er eine unentbehrliche Person sey, und daß sein Vermögen nicht auf diese oder jene Art zu größerm Vortheil des Fürsten oder des Staats angewendet werden könnte?“

Walder. Dieß geb' ich Ihnen gerne zu. Aber mit Gemeinheiten möchte es hierin eine andre Bewandtniß haben als mit einzelnen Personen und Familien.

Diethelm. Auf keine Weise! Gemeinheiten sind als einzelne moralische Personen zu betrachten, und genießen als solche der nehmlichen Rechte wie andre.

Walder. So hat es wenigstens mit den Klöstern eine andere Bewandtniß.

Diethelm. Walder, nehmen Sie Sich in Acht! Jedem das Seine, und wenns der leibhafte Baffometus selber wäre! Warum sollte, was gegen alle andere Menschen unrecht wäre, nur gegen die Klöster recht seyn?

Walder. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle, die ich in einer alten Reisebeschreibung gelesen habe, und wobey

es vorerst gar nicht darum zu thun seyn soll, wie viel oder wenig sie auf unser gegenwärtiges Problem passen mag.

In Kalifornien (sagt meine Nachricht) herrschte in uralten Zeiten der seltsame Aberglaube, daß die Hamster für unverletzliche, den Göttern besonders angenehme, und aus diesem Grunde dem gemeinen Wesen sehr ersprießliche Thiere gehalten wurden. — So auffallend uns dieß klingen mag, so läßt sich doch die Möglichkeit eines solchen Wahns begreifen, da wir wissen, wie weit eine ihrer Weisheit wegen einst berühmte Nazion die Verehrung ihrer heiligen Thiere trieb, und welche unermeßliche Summen auf den Unterhalt und religiösen Dienst derselben aufgewandt wurden. Was im alten Aegypten der Stier Apis und seine Konsorten waren, das konnten ja wohl in Kalifornien die Hamster seyn.

Diethelm. O! das versteht sich — Nur weiter, wenn ich bitten darf.

Walder. Die Kalifornier waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm, und die Filosofie hatte noch keine sonderliche Fortschritte unter ihnen gemacht, als die Hamster bey ihnen in so hohem Ansehen standen. Indessen war es nun einmahl eine ausgemachte Sache, daß jeder Ort, um sich wohl zu befinden, seinen Hamsterbau haben müsse; und, wie man in der-

gleichen Dingen immer weiter zu gehen pflegt, so geschah es auch daß sich gar bald Leute fanden, die aus besonderm Eifer, oder aus Lust zum Müßiggange, sich lediglich der Bedienung und Verpflegung der Hamster widmeten. Unvermerkt wurde aus diesen Leuten eine besondere Klasse, deren Anzahl und Wichtigkeit eben so unvermerkt zunahm, ohne daß den Kaliforniern geahnet hätte, welche Folgen dieß neue Institut nothwendig nach sich ziehen müßte. Da diese Herren (die, um ihrem neuen Orden mehr Ehrfurcht zuzuziehen, selbst den Nahmen der Hamster annahmen) die Ehre, welche den gebornen Hamstern erwiesen wurde, mit ihnen theilten: so wußten sie es auch mit guter Art so einzurichten, daß sie in allen übrigen Stücken einerley Interesse hatten. In wenigen Jahrhunderten war Kalifornien mit Hamsterhöfen angefüllt, die der Aberglaube des Volks so reichlich mit liegenden Gründen, Zinsen und andern Einkünften begabte, daß endlich der vierte Theil des Ertrags vom ganzen Lande in den Pfoten der Hamster war. Es versteht sich von selbst, daß diese letztern nicht so ungroßmüthig dachten, um das alles umsonst zu verlangen; sie wußten sich vielmehr auf mancherley Art und Weise um ihre Wohlthäter und deren Nachkommenschaft verdient zu machen. Sie besaßen eine Menge Geheimnisse gegen alle Krankheiten an Menschen und

Vieh, in so fern solche von Bezauberung durch böse Leute herrührten; sie verstanden die Sprache der Vögel, legten die Träume aus, hatten ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen, konnten Gespenster in einem Sacke forttragen, und präparierten aus der Losung eines Hamsters, der zwey Monate lang mit Hechtlebern und Fasanenzungen genährt werden mußte, gewisse Amulete, die den schwangern Frauen eine leichte Geburt machten und das Zahnen der Kinder beförderten. Die Kalifornier waren mit diesen guten Diensten so wohl zufrieden, daß ihnen drey bis vier Jahrhunderte lang nichts billiger und schicklicher zu seyn schien, als das Mark ihres Landes von so nützlichen und verdienstvollen Leuten verzehren zu sehen.

Mittlerweile gingen nach und nach mit der Nazion allerley Veränderungen vor. Kultur und Polizierung nahmen zu; Fleiß und Handlung gebaren Reichthum; der Reichthum neue Bedürfnisse; und beides jene Anstrengung, wodurch neue Künste erfunden und die alten vervollkommnet werden. Unvermerkt schliff sich die Rohheit der Kalifornier ab; es wurde heller in ihren Köpfen; sie lernten allmählich ihren Verstand brauchen, um zu sehen was ihnen gut oder schädlich war. Der lockere Grund der alten Vorurtheile senkte sich. Zuletzt fanden sich Leute, die

es wagten laut zu denken, und ihren trägen oder blödsichtigen Mitbürgern die Augen über unzählige Mißbräuche zu öffnen, die an dem schlechten Zustande der Nazion Schuld hatten, und deren Abstellung lediglich von der Belehrung der guten Kalifornier abhing.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, ob den Hamstern bey dieser Wendung der Sachen wohl zu Muthe war. Es wäre beynahe unbillig, ihnen übel zu nehmen, daß sie einer Nazionalverbesserung, bey der sie nichts zu gewinnen wohl aber vermuthlich alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche Weise entgegen wirkten. Ihr Institut war ungereimt, widersinnig, lächerlich, und stieß wider alle Begriffe des gemeinen Menschenverstandes an. Das war nicht zu läugnen. Aber eben darum hatten sie die Vorsicht gebraucht, vorlängst ein Gesetz auszuwirken, vermöge dessen niemand als den Hamstern selbst erlaubt war, irgend etwas, das die Hamster oder ihre Höfe und Angelegenheiten betraf, in Untersuchung zu ziehen: und da es endlich dem ungeachtet, nachdem man beynahe mit allen andern Mißbräuchen fertig war, auch über die Hamsterhöfe zur Sprache kam; so hatten ihre Gegner nichts als die gesunde Vernunft, die Hamster hingegen einen Besitzstand von mehrern Jahrhunderten und die Dummheit des Volkes

für sich, dem es gar nicht in den Kopf zu bringen war, daß Fieberrinde einzunehmen ein kräftigeres Mittel gegen das kalte Fieber sey, als ein Stückchen von einem Hamsterfell auf dem Magen zu tragen. Funfzig und mehr Jahre gingen darüber hin, ehe die Kalifornier so viel Zutrauen zu ihrem eignen Menschensinn bekamen, um eine vernünftige Entschließung in dieser albernen Staatsangelegenheit zu fassen. Endlich mußte es doch dazu kommen. Verschiedne zufällige Umstände begünstigten die Revoluzion; kurz, an einem schönen Morgen fand sich, daß irgend ein mitleidiger Genius den Kaliforniern zu so viel Verstand verholfen hatte, daß sie von den Hamstern und Hamsterhöfen ungefähr eben so dachten, wie — bey uns jedermann davon denken würde. Die Leute waren nun auf einmahl so klug, daß sie gar nicht begreifen konnten, wie sie so einfältig hätten seyn können, den vierten Theil ihres Landes Hamstern abzutreten, und den sechsten Theil ihrer Mitbürger hungern zu lassen, um etliche Myriaden vier- und zweybeiniger Thiere von der entbehrlichsten Gattung fett zu machen.

Die Sache wurde vor eine Art von Landesgemeinde der ganzen Kalifornischen Nazion gebracht; und da die Aufhebung des Hamsterwesens mit einer großen Mehrheit von Stimmen durchgegangen war, so entstand nun

die doppelte Frage: erstlich, was mit den Hamsterhöfen, und dann, was mit den Hamstern selbst anzufangen sey?

Die Hamster behaupteten: Die Kalifornier hätten kein Recht, sie aus dem Besitz der Höfe zu werfen, die ihrem Institut vor Jahrhunderten von den frommen Vorfahren einer ausgearteten Nachkommenschaft (wie sie sich ausdrückten) wohlmeinend, ohne Bedingung und auf ewige Zeiten geschenkt worden seyen.

Die noch lebenden Abkömmlinge der besagten Stifter und Gutthäter behaupteten: Wenn die Hamster, wie billig, abgeschafft würden, so wäre es eben so billig, die Güter, die von ihren Voraltern zu ihrem Schaden auf eine so widersinnige Art weggeschenkt worden, ihnen als den rechtmäßigen Erben zurück zu geben.

Der Advokat des Fiskus behauptete: Die Familien der Stifter hätten nicht den mindesten Anspruch an Güter zu machen, die von ihren Vorfahren vor so langer Zeit ohne einige Bedingung von Rückfall veräußert worden seyen. Wenn das Institut der Hamster eingezogen werde, so seyen die besagten Güter als verlaßne herrenlose Dinge zu betrachten, die dem Fiskus anheim fielen; welcher ihrer auch zu so vielen guten Anstalten, deren das Kalifornische gemeine Wesen aus Mangel an hinlänglichen Mitteln bisher hätte entbehren müssen, gar sehr benöthigt wäre.

Endlich trat auch die Kalifornische Priesterschaft hervor. Sie hätten zwar, sagten ihre Deputierten, an dem ganzen bisherigen Hamsterwesen, aus bewegenden Ursachen, niemahls sonderliches Wohlgefallen getragen. Indessen sey doch unläugbar, daß die Stifter und Wohlthäter der Hamsterhöfe bey ihren Schenkungen keine andre Absicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen Dienst zu erweisen: so wie etwa ein Liebhaber dem Schooßhund seiner Dame Zuckerbrot giebt, nicht um den Hund, sondern die Dame, deren Günstling der Hund ist, sich verbindlich zu machen. Die sämmtlichen Hamstergüter seyen also offenbar als heilige, den Göttern angehörige Dinge anzusehen; und wenn das Hamsterwesen aufgehoben werden sollte — wogegen sie ihres Orts nichts erhebliches einzuwenden wüßten — so könnten doch die dazu gehörigen Güter den Göttern nicht entzogen werden; und es käme der Priesterschaft allein zu, über die künftige Verwendung derselben zu erkennen.

Dieses letztere war ein kitzlicher Punkt. Die Kalifornier waren noch nicht so weit gekommen, um die Rechte des Staats und der Priesterschaft, deren Grenzen immer sehr schwankend gewesen waren, auf deutliche Grundsätze zurück zu führen, und in Gemäßheit derselben auf einen festen Fuß zu setzen. Die Landesgemeinde theilte

sich in Parteyen. Man sprach für und wider; man erhitzte sich: und vermuthlich würden die Hamster, wiewohl ihre Aufhebung eine beschloßne Sache war, Mittel gefunden haben, diese Uneinigkeit zu ihrem Vortheil zu wenden; wenn nicht ein alter Mann, den seine grauen Haare und vielen Verdienste um das gemeine Wesen dem Volke lieb und ehrwürdig machten, aufgestanden wäre und folgende Meinung eröffnet hätte.

„Lieben Brüder, ihr wißt, daß unser Land, wiewohl es von den Göttern reichlich gesegnet ist, weder so viele noch so glückliche Menschen nährt, als es seinem Umfang und seiner Fruchtbarkeit nach billig ernähren sollte. Es war ungereimt, mit dem vierten Theil unsers Landes sechzig tausend Hamster zu mästen, und dagegen eine halbe Million armer Kalifornier zu Stillung ihres Hungers an die magern Suppen zu verweisen, die vor den Pforten der Hamsterhöfe ausgetheilt werden. Die Götter haben uns endlich die Gnade verliehen, einzusehen daß dieß nicht länger so bestehen könne. Wir haben eine Menge armer Waisen, welche Erziehung, eine Menge dürftiger Haushaltungen, welche Arbeit und Brot, eine Menge hülfloser, alter und kranker Leute, die für den kurzen Rest eines mühseligen Lebens Versorgung nöthig haben. Wir bedürfen also höchst nothwendig Waisenhäuser, Erzie-

hungshäuser, Arbeitshäuser, Krankenhäuser und Spitäler in allen Gegenden unsers weitläufigen Reiches; und dazu kämen uns nun, wie ihr seht, die fetten Hamsterhöfe trefflich zu Passe. Aber sie gehören, wie die ehrwürdige Priesterschaft sagt, den Göttern an; und die Götter bewahren mich, daß ich ihnen streitig machen sollte, was ihnen angehört! Die Rede kann also nur von der Nutznießung dieser Güter seyn. Die Götter selbst bedürfen nichts, weil sie bereits alles haben; auch lehrt man uns, (und die Vernunft würde es uns gesagt haben, wenn uns auch die ehrwürdigen Priester ein Geheimniß daraus hätten machen wollen) daß die Götter den Menschen hold sind und ihnen gern Gutes thun. Sie bedürfen der Hamsterhöfe, die ihnen von unsern Vorfahren geschenkt worden, nicht: aber sie wollen, daß unsre Waisen und Findlinge erhalten, unsre Kinder erzogen, unsre Armen versorgt, unsre Kranken und Schwachen verpflegt werden. Die Götter haben Freude an unserm Wohlstand; sie wollen, daß die Kalifornier fleißig, betriebsam, wohlhabend, wohl genährt, wohl gekleidet, wohlgemuth, und mit dem Leben, das sie von ihnen empfangen, zufrieden seyen, und sich vermehren wie Sand am Meere. Sie haben keinen Gefallen am Fette der Hamster: aber sie haben Freude daran, unsre Felder wohl bestellt, unsre Anger

von Schafen wimmelnd, unsern Flachs, unsre Wolle von Kaliforniern verarbeitet, unsre Städte mit emsigen Handwerkern, Künstlern und Handelsleuten angefüllt, unsre Landstraßen mit beladnen Wagen, unsre Flüsse und Seen mit reichen Schiffen bedeckt zu sehen, die den Ueberfluß und die Früchte des Fleißes, gleich einem allbelebenden und erhaltenden Nahrungssafte, durch alle Theile unsers glücklichen Reiches tragen. Sie schenken uns zu diesem Ende den Gebrauch und die Nutznießung ihrer Hamsterhöfe; und wir alle nehmen ein Geschenk, dessen wir so sehr bedürfen, aus den wohlthätigen Händen, deren Eigenthum die ganze Schöpfung ist, dankbar und ohne Bedenken an; und machen uns anheischig gegen sie, diese Schenkung zu dem guten Endzwecke, wozu sie uns verliehen worden, redlich anzuwenden!"

Hier hörte der alte Mann auf zu sprechen, und alles Volk jauchzte ihm den lautesten und einmüthigsten Beyfall zu. Die Priester selbst konnten nicht so unverschämt seyn, etwas gegen einen so billigen Ausweg einzuwenden, und bekräftigten die Schenkung der Götter — mit zusammen gebissenen Lippen.

Diethelm. Und die Hamster? Was ward aus denen?

Walder. Da die meisten von ihnen zum

Pfluge geboren waren, so wurde für recht und billig angesehen, daß sie zum Pfluge zurück kehrten. Diejenigen, die dazu nicht Verstand genug zu haben schienen, wurden zum Dreschflegel und zur Holzaxt verwiesen. Die untauglichsten lernten Wolle kämmen; und zum besten derjenigen, die im Müßiggang und Wohlleben ihres Standes grau und unbehülflich geworden waren, wurden ein paar Hamsterhöfe in Spitäler verwandelt. — Die gebornen Hamster überließ man ihrem Schicksale. — Sind Sie nun befriediget, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch einer schärfern Erörterung?

Diethelm. Sie sind ein loser Vogel, Walder! Ihr Alter sprach wie ein Orakel. Ich bin zufrieden, und die Kalifornier warens vermuthlich auch. Wenigstens konnten sie das Geschenk der Götter mit gutem Gewissen annehmen. Wenn die Hamster am schlechtesten dabey wegkamen, so wars ein kleines Uebel um ein großes Gut. Wer wollte auch immer jedermann zufrieden stellen können?

Zweytes Gespräch.

Diethelm.

Ihre Kalifornier haben mir diese Nacht den schönsten Traum gegeben, den ich in meinem Leben gehabt habe. Mir war als ob ich Flügel hätte; ich durchflog, mit jener leichten Behendigkeit die in Träumen ein so großes Vergnügen ist, die ganze Christenheit, und sah überall — alle Klöster ohne Ausnahme in Erziehungsanstalten, Freyschulen, Gymnasien, Akademien der Wissenschaften, Waisenhäuser, Findelhäuser, Blatternhäuser, Arbeitshäuser und Spitäler verwandelt. Stellen Sie Sich mein Entzücken über diesen Anblick vor; aber auch meinen Verdruß, als ich beym Erwachen fand, daß ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, sollte der wahre Gott den wir anbeten, der liebreiche Vater der Menschen und aller Wesen, Er, der so gar nichts bedarf, weniger geneigt seyn als die Götter der Kalifornier, uns, die so viel bedürfen, zu einem so guten Gebrauch, ein Geschenk mit den Häu-

sern und Gütern zu machen, die ihm in Zeiten der Unwissenheit und Verblendung von der Einfalt unsrer guten Alten wider seinen Willen aufgedrungen wurden?

Walder. Auch fehlt es gewiß nicht an seinem guten Willen; alles kommt wohl bloß darauf an, daß wir, was er uns anbietet, was er nicht bedarf und zu nichts brauchen kann, was hingegen für uns die reichste Quelle von so vielem Guten werden könnte — anzunehmen wissen. Keines von allen Geschenken, die er uns macht, wird auf eine andre Art gemacht. Sie sind da; wir haben Sinne, Gliedmaßen, Vernunft, sie in Empfang zu nehmen, zu genießen, in unsern möglichsten Nutzen zu verwenden. Unterlassen wir dieß, thun wir das unsrige nicht dabey: so hat er uns mit Sonne, Mond und Sternen, mit Feuer, Luft, Wasser und Erde, und allem was darin ist, ja mit unsern Sinnen, unsern Gliedmaßen und unsrer Vernunft selbst, ein vergebliches Geschenk gemacht. Es wäre ungereimt zu warten, bis ein Engel herab stiege, und den christlichen Völkern, bey denen das Mönchswesen zum unermeßlichen Schaden des gemeinen Wesens noch in seinem alten Stande ist, einen förmlichen Schenkungsbrief über die Klostergüter, oder einen ausdrücklichen Befehl sie nützlicher anzuwenden, vom Himmel brächte. Der

Schenkungsbrief ist unnöthig, denn der Befehl ist schon da; wenn anders die Stimme der gesunden Vernunft, die so laut ruft daß sie der ganze Erdboden hört, so gut ein Orakel Gottes ist als irgend ein geschriebenes.

Diethelm. Nichts ist klärer — und es ist mit den antimönchischen Grundsätzen wie mit der Epiktetischen Moral und der sentimentalischen Staatsweisheit, die unser wohlmeinender und redseliger Freund Raynal den Königen und Völkern der Erde auf allen Blättern seines voluminösen Werkes zu predigen nicht müde wird. Jedermann ist, was die Grundsätze betrifft, mit ihm einverstanden. Jedermann gesteht, daß es menschlicher, edler, besser, vortheilhafter wäre, in allen Fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, systematisch und konsequent zu seyn. Aber gleichwohl werden die Könige und Völker der Erde — so oft sie ihr besondres Interesse dabey zu finden glauben — ungerecht, gewaltthätig, grausam, inkonsequent und dem Interesse des Ganzen zuwider handeln, und, ohne unserm Freunde Raynal seine Moral streitig zu machen, immer den Fall, wo sie ihr entgegen handeln, für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten. Gerade so ists auch mit dem Mönchswesen. Alle vernünftigen Köpfe in der Welt denken so richtig darüber, als Plato und Aristo-

teles thun würden wenn sie von den Todten auferständen, und die feine Wirthschaft ansähen, die ein Dutzend barbarische Jahrhunderte in dem Theile des Erdbodens angerichtet haben, über welchen sie einst so viel Licht verbreiteten — ohne gleichwohl mit allem ihrem Lichte den bösen Dämon des Menschengeschlechts verjagen zu können, welcher es ewig im nehmlichen Kreise von Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, Wohlstand und Elend, herum treiben und ewig verhindern wird, daß es durch seine vergangenen Thorheiten klüger werde.

Walder. Indessen ist, wie Sie sehen, ein guter Anfang gemacht.

Diethelm. Allerdings! Ein so guter Anfang, daß es wirklich jammerschade wäre, wenn es beym bloßen Anfang bleiben sollte. Was schon geschah, ist in gewisser Rücksicht viel; aber was ist es gleichwohl gegen das Gute das noch geschehen könnte?

Walder. Wir haben noch nie so viel Ursache gehabt das Beste zu hoffen als in diesem Augenblicke.

Diethelm. Die Hyder erschreckt mich, der für jeden abgehauenen Kopf wieder ein paar andre wachsen.

Walder. Desto größer das Verdienst des

Herkules, der sie vertilgen wird! — Wir verstehen uns doch, denke ich? Die Hyder, die wir ausgerottet sehen möchten, ist ein unsichtbares Ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchsklöster, nicht die Mönchsorden — der Mönchsgeist ist es, was vertilgt werden muß. Aber dieser Kakodämon ist von einer so polypenartigen Natur, daß er, man schneide so viel Stücke von ihm ab als man will, sich immer wieder ergänzen und bey Leben bleiben wird, so lange noch eine einzige runde oder spitzige Kapuz, eine einzige schwarze, weiße, oder braune Kutte übrig ist, in die er sich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen Männern, die in diesen Masken stecken, nicht besser meinen als ich. — Wenn ich sie von dem gefährlichen Habit, der heutiges Tages einen so wunderlichen Kontrast mit der Außenseite aller übrigen ehrlichen Leute macht, befreyt sehen möchte: so möchte ich ihnen hingegen von ihren persönlichen Gerechtsamen und Ansprüchen an einen anständigen und glücklichen Platz in der menschlichen Gesellschaft nicht einen Sonnenstaub entzogen wissen.

Diethelm. Ich kenne manche unter ihnen, die bey der Veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr Verstand, ihre Talente, ihre Wissenschaft, ihre Geschicklichkeit zu Geschäften, ihre

Annehmlichkeit im gesellschaftlichen Umgang, würden durch ihre Rückkehr in die Welt, durch Versetzung in einen größern oder wenigstens nützlichern und freyern Wirkungskreis sich ganz anders ausnehmen, als jetzt, da ihr Licht unter einem Scheffel steht, und persönliche Vorzüge, anstatt ihnen zum Vortheil zu dienen, ihnen vielmehr von ihren Brüdern und Obern nicht selten zum Verbrechen gemacht werden. In der That sind Ihre Ordensgeistlichen, was diesen Punkt betrifft, ohne alle Vergleichung besser daran als die Kalifornischen Hamster; und in so fern sie nur so viel Gnade vom Himmel empfangen, mit der Kutte auch den vorbesagten unsaubern Geist von sich zu werfen, so bin ich versichert, daß es wenige unter ihnen giebt, die nicht zu den edlern Bestimmungen in der menschlichen Gesellschaft brauchbar wären.

Walder. Hier, besorge ich, lieber Diethelm, möchten Sie um ein gutes Theil zu viel gesagt haben! Aber lassen wirs auch dabey bewenden: so würde doch in dem priesterlichen Stande, der (wie Sie wissen) bey uns einen unauslöschlichen Karakter aufdrückt, immer die größte Schwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Institut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die Stelle zu setzen, wo er dem Staat und sich selbst am nützlichsten wäre.

Diethelm. Wie selten läßt sich von irgend einem andern Subjekt sagen, daß es gerade an dieser Stelle sey! Warum wollte man's nun mit den Mönchen so genau nehmen? Im Nothfall läßt sich ein Suppentopf für einen Kaffeetopf gebrauchen; der Kaffeetopf kann sich also im Nothfall auch wohl zum Suppenkochen gebrauchen lassen. Vorzügliche Geschicklichkeiten werden (zumahl in einem Staat wo sie selten sind, und wo man das Bedürfniß derselben zu fühlen anfängt) nicht lange verborgen bleiben. Aber, zugestanden, daß der größte Theil der Mönche, ihres Priesterthums wegen, zu so genannten weltlichen Geschäften und Aemtern nicht qualificiert wäre: dieß würde mich, wenn ich ihnen ihre Bestimmung anzuweisen hätte, nicht verlegen machen. Es ist doch wohl unläugbar, daß in den meisten katholischen Staaten an der Einrichtung des Kirchen- und Schulwesens — auch was das gehörige Verhältniß der Anzahl der Kirchen- und Schuldiener zu dem Bedürfniß der Gemeinen betrifft — noch vieles zu verbessern ist. In manchen Gegenden sind der Kirchspiele zu wenig; die Pfarreyen sind, oft bey einem kaum zureichenden Einkommen, mit mehrern Filialen belastet; und manche Dorfschaften haben zwey und mehr Stunden zur Kirche zu gehen. Unzählige haben entweder gar keine, oder so schlecht besol-

dete und übel versehene Schulen, daß es eben so viel ist als ob sie keine hätten. Allen diesen Gebrechen könnte durch Aufhebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten Klöster würden einen Fond herstellen, woraus die zu jeder solchen Verbesserung nöthigen Ausgaben bestritten würden. An Orten, wo die Pfarrey bisher durch einen Ordensgeistlichen im Nahmen seines Abts versehen worden, würde die neue Einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen seyn. An andern, wo neue Pfarrkirchen und Schulen zu dotieren wären, würden die Güter eines benachbarten Klosters dazu verwendet werden können. Aus einigen Klöstern könnten Seminarien künftiger Kirchendiener, aus andern Seminarien tauglicher Schullehrer, besonders für das Landvolk, gemacht werden. Die Reichthümer der Klöster reichen zu dem allen und noch mehrerm zu. Und wie glücklich sind die katholischen Staaten in diesem Stücke vor den protestantischen! Tausend gute und sogar unentbehrliche Anstalten müssen in vielen der letztern unterbleiben, weil es an den Mitteln zur Ausführung fehlt: jenen hingegen darf es nur an Verstand und Willen nicht fehlen; sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige Anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer Verbesserung bedarf; vor den Unkosten, so beträchtlich solche immer seyn mögen,

dürfen sie nicht erschrecken. Jeder besitzt an den reichen Klöstern innerhalb seiner Grenzen ein Potosi, einen Schatz, der zu den trefflichsten Unternehmungen reichlich zureicht —

Walder. Und der, wiewohl er von allerley schwarzen und weißen Geistern bewacht wird, doch viel leichter und sichrer zu heben ist, als die unterirdischen Schätze, die den Sonntagskindern zuweilen von Gespenstern und Erdgeistern gezeugt werden. Denn zu gutem Glücke sind es meistens sehr materielle Geister, die so viele Berührungspunkte haben, daß man es wahrlich ungeschickt angehen müßte, wenn man sie nicht dahin bringen könnte ihre Schätze gutwillig herzugeben: zumahl da sie im Grunde, wie die Greifen in den alten Rittermährchen, doch nur bloß die Hüter davon sind, und deßwegen keinen bessern Wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige seyn mag, dem ihre Güter und Schätze zugehören — Ernsthaft zu reden, ich glaube daß Sie auf den eigentlichen Fleck getroffen haben, wenn Sie behaupten, man könnte die Klostergüter nicht besser und schicklicher als auf Kirchen und Schulen verwenden. Aber Ihre Meinung ist doch wohl nicht, aus den Klosterherren — selbst Pfarrer und Schuldiener zu machen?

Diethelm. Warum nicht?

Walder. Nun freylich, bey dem günstigen Vorurtheile, das Sie (wie es scheint) von der Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit und Frömmigkeit unsrer Ordensgeistlichen gefaßt haben, begreife ich leicht, wie Sie Sich überreden können, daß man ihnen einen so großen Einfluß auf die gegenwärtige und nächst künftige Generazion ohne Gefahr anvertrauen dürfte. Aber!

Diethelm. Ich verstehe Ihr Aber, mein vorsichtiger Herr! Ihr Mißtrauen möchte wohl so ungegründet nicht seyn. Aber ich weiß ein Mittel, wodurch wir uns der wackern Männer gänzlich versichern und sie so zuverläßig machen können, daß man ihnen ohne mindeste Gefahr etwas noch wichtigers anvertrauen dürfte, wenn anders etwas noch wichtigers in einem Staat wäre, als die Erziehung der Jugend und die moralische Bildung und Leitung des Volks.

Walder. Das muß ein sonderbares Arkanum seyn! Lassen Sie hören, wofern meine Neugier nicht zu unbescheiden ist!

Diethelm. Ganz und gar nicht. Mein Mittel ist so wenig ein Arkanum, daß es sogar in Italien, ja mitten in der heiligen Stadt Rom auf den Dächern gepredigt wird; und für seine Wirksamkeit wollte ich mit meinem Leben stehen.

Walder. Ach! nun errath' ich's! Sie wollen den geistlichen Herren — Weiber geben?

Diethelm. Allerdings! und zwar ohne Ausnahme; auch den Bischöfen, nach der ausdrücklichen apostolischen Verordnung des heiligen Paulus: Ein Bischof soll eines Weibes Mann seyn!

Walder. Also — auch ohne den Papst auszunehmen?

Diethelm. Warum nicht? Als Bischof von Sankt Johann im Lateran (welches, wie Sie wissen, sein ältester, und — unter uns gesagt — sein einziger unbestreitbarer Titel ist) kann er so gut eines Weibes Mann seyn als der Erzbischof von Kanterbury, der darum nicht weniger Primas und erster geistlicher Lord von Großbritannien ist.

Walder. Es läßt sich hören! Alles wohl überlegt, denke ich nicht, daß die Gemahlin und Kinder eines jeweiligen Papstes den heiligen Aposteln Peter und Paul und dem Stato della Chiesa lästiger fallen würden, als seine Neffen und Basen. — Es käme bloß auf eine gute Einrichtung an.

Diethelm. Der Apostel Petrus war verheirathet, (denn er hatte eine Schwiegermutter, wie Sie aus dem Evangelium wissen) ohne daß das Witthum seiner Gemahlin oder das Etablissement seiner Kinder der Kirche (so

viel man weiß) viel gekostet hätten. Warum sollte das bey seinem Nachfolger nicht eben so gut angehen? Aber — so weit wollen wir uns vor der Hand noch nicht versteigen. Ich sehe eben nicht, warum es unumgänglich nöthig wäre, daß die Bischöfe und Fürsten der Kirche schlechterdings verheirathet seyn müßten. Ich möchte dieß selbst bey den bloßen Pfarrherren nicht zu einem indispensabeln Gesetze gemacht sehen. Genug, wenn die Geistlichen — versteht sich diejenigen, die einen wirklichen Kirchendienst mit hinlänglicher Versorgung haben — heirathen dürften, und wenn es als eine moralische Pflicht angesehen würde, von welcher kein rechtschaffner Mann ohne wichtige Ursache sich selbst dispensiert. Sie wissen ohne Zweifel, wie es hierin bey uns Protestanten gehalten wird. Unsre Geistlichen sind zwar nicht bey Strafe verbunden sich zu verheirathen; aber das Volk hat überhaupt kein rechtes Zutrauen zu ehelosen Pfarrern. Selbst der höchste Grad von exemplarischer Tugend und Frömmigkeit würde kaum hinlänglich seyn, einen solchen Geistlichen mit den Vorurtheilen seiner Gemeine über diesen Punkt auszusöhnen. Man würde doch immer übel finden, daß er sich nicht in den Stand setze, seinen Pfarrkindern auch durch die Tugenden eines Ehemannes und Hausvaters vor-

zuleuchten: und dieß allein muß die Wirkung thun, daß wenige Geistliche unter den Protestanten ehelos bleiben; gesetzt auch, daß die Freyheit — der Stimme der Natur und dem ersten Gesetze des Schöpfers folgen zu dürfen — nicht für sich selbst schon hinreichend wäre.

Walder. Bey unserm Volke würde die Priesterehe, wenn unsre Klerisey auch durch den Schluß einer allgemeinen Kirchenversammlung dazu berechtigt würde, gerade das entgegen gesetzte Vorurtheil wider sich haben. Unsre Geistlichen würden, wenn sie sich einer solchen Vergünstigung bedienen wollten, allen Respekt bey ihrer Herde verlieren; und ich glaube, sie sind hiervon so überzeugt, daß keiner der erste seyn wollte, der sich durch einen so stark gegen uralte Vorurtheile anstoßenden Schritt dem Spotte der Weltleute und der Verachtung des gemeinen Volkes aussetzte.

Diethelm. Ich zweifle nicht, daß die Sache, wie alle ungewöhnlichen Dinge, Anfangs Aufsehen machen würde. Aber wie bald gewöhnte sich im zweyten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts das Volk in den Staaten, die sich der geistlichen Oberherrschaft des Römischen Stuhls entzogen, an die Priesterehe! Wie es damahls ging, so würde es wieder gehen. Ueberdieß ist

auch der gemeine Mann in den katholischen Ländern so einfältig nicht mehr, daß er den ehelosen Stand der Geistlichen in Concreto wirklich für etwas so heiliges und erbauliches halten sollte, wie er ihm wohl zuweilen von der Kanzel in Abstracto vorgespiegelt wird. Die Laien wissen über diesen Punkt zu viel von den kleinen Geheimnissen der Geistlichkeit, und denken auch überhaupt größten Theils schon zu vernünftig, als daß eine Bulle des heiligen Vaters, worin die Vortheile der Priesterehe angepriesen würden, nicht hinlänglich seyn sollte, alle etwa noch übrigen großmütterlichen Skrupel (veteres avias, wie sie Juvenal nennt) aus dem Grunde auszureuten.

Walder. Alles dieß kommt Ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was Sie von Kindheit an gehört und gesehen haben, übereinstimmt, viel leichter vor als es in der Ausführung seyn würde. Wenn auch alle andere Hindernisse gehoben wären, so würde (dieß bin ich gewiß) kein Priester von einiger Delikatesse sich entschließen können, das erste Beyspiel zu geben.

Diethelm, lächelnd. So müßte es nur von oben herab gegeben werden. Aber, in ganzem Ernst, ich bin gewiß, ein Mann wie Pius der Sechste, dem alle Verrichtungen und

Feyerlichkeiten des profetischen und hohenpriesterlichen Amtes so wohl anstehen, würde auch in die Ceremonie seiner öffentlichen Vermählung so viel Würde und etwas so rührendes und auferbauliches zu bringen wissen, daß alles Volk Amen! dazu sagen, und kein einziger von denen, die sein Apostolat anerkennen, länger Anstand nehmen würde, einem so schönen Beyspiele nachzufolgen. Ich bin gewiß, dieß wäre der kürzeste Weg, alle Hindernisse, die der Sache noch entgegen stehen, wegzuräumen. Und weggeräumt müssen sie doch werden, über lang oder kurz; oder es wird nie eine wahre Harmonie zwischen Kirche und Staat hergestellt, die Klerisey nie in ihre gehörigen Schranken und in das bürgerliche Verhältniß gesetzt werden, worin sie stehen muß, wenn sie nicht ewig ein Staat im Staate bleiben, und durch tausend Kollisionen, die alle Augenblicke wieder kommen, dem Wohlstande des Ganzen immer im Lichte stehen soll.

Walder. Ich besorge in der That, daß es endlich, wie Sie sagen, dazu kommen wird.

Diethelm. Wie? Sie besorgen es?

Walder. Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, daß die Vortheile, die dem gemeinen Wesen durch die Priesterehe, oder

(welches eben so viel ist) durch Herabwürdigung des geistlichen Standes in den bürgerlichen zuwachsen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehelosen Stande der Priester entstehen, und durch den Vorschlag, der jetzt einigen wohlmeinenden Leuten so sehr am Herzen liegt, verloren gehen würden.

Diethelm. Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen die alten Gründe zu wiederhohlen, die für die Aufhebung des Verbots der Priesterehe seit einiger Zeit in öffentlichen Schriften wieder aufgewärmt worden sind? Mir scheinen sie von der entscheidendsten Stärke zu seyn.

Walder. Das sind sie auch unstreitig, aus dem Gesichtspunkte, woraus Sie, mein Freund, mit allen, die — seit dem unschuldigen alten Ketzer Vigilanzius bis auf diesen Tag — ihre Stimme gegen den Cölibat der Geistlichen erhoben haben, die Sache ansehen. Ich gestehe Ihnen auch gern, daß der Eifer, womit die Bischöfe von Rom vom vierten Jahrhundert an auf diesen Punkt der Kirchendisciplin gedrungen haben, hinlänglich seyn könnte die Absicht desselben verdächtig zu machen. Aber da die weltlichen Fürsten in unsern Zeiten Macht und Mittel genug haben, die Klerisey ihrer Staaten,

ehelos oder verehlichet, in gebührendem Respekte zu erhalten: so dünkt mich, die alte Geheimabsicht des Römischen Hofes komme gar nicht mehr in Betrachtung; und wenn ich die Aufhebung des Cölibats unsrer Geistlichkeit mehr befürchte als wünsche, so habe ich dazu Gründe, die auf einer ganz andern Seite liegen.

Diethelm. Sie erregen meine Aufmerksamkeit.

Walder. Ich setze als einen ausgemachten Grundsatz voraus, daß gute Sitten, und eine Religion, welche die Sitten unterstützt und vor der Verderbniß möglichst verwahren hilft, die wesentlichste Angelegenheit eines Staates sind. Es braucht nur einen aufmerksamen Blick auf den Zustand der heutigen Welt, um zu sehen wie wichtig der Dienst ist, den die christliche Religion dem Staat von dieser Seite leistet. Wo wäre, ohne sie, das Gegengewicht gegen die Einflüsse der übermüthigen und unbesonnenen Modefilosofie unsrer Zeiten, die, in der wohlgemeinten Absicht uns aufzuklären und von Vorurtheilen zu befreyen, alle Bande der menschlichen Gesellschaft in ihre zartesten Faden auflöst, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureißen? Je weniger das ist, was unsre angebliche Aufklärung uns von der

Religion unsrer Väter übrig gelassen hat; je gemeiner es unter den Großen, unter den Gelehrten, und überhaupt unter den angesehensten Ständen zu werden anfängt, die Religion noch bloß als ein politisch-moralisches Mährchen gelten zu lassen, und je mehr sie durch diese Art zu denken täglich von ihrem Ansehen und nützlichen Einfluß verliert: — um so nöthiger scheint es mir, daß man bey Abstellung und Verbesserung offenbarer Mißbräuche (wie zum Beyspiel das Mönchswesen ist) sich hüte, auch an solche Theile der kirchlichen Disciplin Hand zu legen, die, in unsern Zeiten wenigstens, vielleicht noch das kräftigste Mittel sind, die Religion bey demjenigen Ansehen und Einflusse zu erhalten, dessen Erhaltung oder Verlust keinem Wohlgesinnten gleichgültig seyn darf. So wie in unsern Tagen Mißbrauch seyn kann, was vor einigen Jahrhunderten ein guter Brauch war: so ist auch sehr möglich, daß jetzt, in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Sachen, etwas ein guter Brauch ist, was vormahls unter ganz andern Umständen Mißbrauch war. Ehemahls hatte die Klerisey zu viel Ansehen und Einfluß; jetzt hat sie zu wenig. Immerhin schaffe man alle unnütze Kleriker ab. — Aber man lasse den Unentbehrlichen, denen, welchen die Seelsorge anvertraut ist, das Ansehen, ohne

welches sie ihr Amt nicht mit Nutzen verwalten können. Diese Seelsorge — (ich nehme das Wort, wie billig, in seiner unverfälschten Bedeutung) macht den großen Unterschied zwischen ächten christlichen Pfarrherren und den Sacrificulis, Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lama's, Fufu's und Kakafu's unsrer und aller Religionen in der Welt. Ein Pfarrer ist, als Seelsorger seiner Gemeine, eine Art von moralischem Vormund und Aufseher; dieß ist es was ihn zu ihrem Hirten, sie zu seiner Herde, ihn zu ihrem geistlichen Vater, sie zu seinen geistlichen Kindern macht. Aber, wie soll er, ohne das Ansehen und die Macht eines Aufsehers, Hirten und Vaters, den Pflichten dieser ihm aufgetragnen Aemter genug thun können? Und wie kann er dieses Ansehen behaupten, ohne die möglichste Unabhängigkeit von denen, die unter seiner moralischen Aufsicht stehen?

Diethelm. Unabhängigkeit?

Walder. Sie erschrecken ja vor dem Wort Unabhängigkeit wie vor einem Popanz? — Bey euch Protestanten mag es freylich zu einem politischen Grundsatze geworden seyn, die Geistlichen so tief niederzudrücken als möglich. Aber mich däucht, eine kleine Aufmerksamkeit auf das was Religion und Sitten bey euch dadurch gewonnen

haben, sollte uns Katholiken in Adoptierung eurer Grundsätze über diesen Punkt ein wenig behutsam machen. — Doch, auf diesem Wege würden wir zu weit von dem unsrigen kommen. — Wir haben uns bisher noch immer verstanden, lieber Diethelm, das Wort Unabhängigkeit soll uns nicht entzweyen! Meine Meinung ist, wie Sie wissen, nichts weniger, als der Klerisey politische Unabhängigkeit und Exemzion von der höchsten Gewalt im Staate, welcher jedermann unterthan seyn soll, zuzugestehen. Ich will nicht, daß die Geistlichen Eingriffe in das obrigkeitliche Amt sollen thun können, noch daß die Heiligkeit des ihrigen sie vor dem Schwerte der Gerechtigkeit schütze, wenn sie es durch Verbrechen schänden. Ich räume ihnen keine Gewalt über Vermögen, Ehre und Leben der geistlichen Schafe, deren Hirten sie sind, ein; keine Bannkeile, womit sie sogar Könige von ihren Thronen herunter donnern könnten; — kurz, ich verwandle die Nachfolger der Profeten und Apostel in keine Druiden, wie unsre rohen neu bekehrten Väter vor dreyzehn hundert Jahren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingestehet, wie bey uns wenigstens geschieht — daß sie die Nachfolger und Stellvertreter der Profeten und Apostel sind: so müssen sie auch das Ansehen, die Würde und die

Art von Unabhängigkeit haben, ohne welche sie das nicht seyn können was sie vorstellen sollen. Sie müssen von dem Volke nicht als seines gleichen, sondern als Diener und Gesandte desjenigen angesehen werden können, der auch die Könige der Erde richtet. Ihr Mund muß frey seyn, die Laster des Volks und der Großen zu strafen. Keine Rücksichten auf persönliche und ökonomische Nachtheile, die ihnen daraus entstehen könnten, müssen ihre Zunge binden, und die öffentlichen Vertreter der Wahrheit und Tugend nöthigen, das Interesse derselben zu verrathen oder doch nur läßig und furchtsam zu betreiben. Und, was eben so wesentlich ist, sie müssen in solchen Umständen seyn, daß sie die erhabne Sittenlehre des Evangeliums, die Geringachtung der vergänglichen Befriedigungen dieses Lebens gegen die ewigen Güter des zukünftigen, den himmlischen Sinn, die allgemeine Liebe und Wohlthätigkeit, die Aufopferung ihrer selbst für ihre Gemeine u. s. w. noch stärker durch ihr Beyspiel und Leben als durch Lehren und Deklamazionen predigen können. Aber wie soll alles dieß möglich seyn, wenn wir sie, bey ihrem ohnehin so mäßigen und meistens kärglich zugemessenen Einkommen, noch mit der Sorge für Weib und Kinder beladen? sie dadurch in allerley ihrem erhabnen Beruf hinderliche Geschäfte

und Zerstreuungen verwickeln? sie durch alles dieß mit dem geringsten ihrer Untergebenen in einerley Kategorie stellen, und nicht nur von den weltlichen Herren und ihren Dienern, sondern von dem gemeinen Manne selbst in tausend Rücksichten abhängig machen? Wie soll derjenige Gastfreyheit und Wohlthätigkeit ausüben, und immer alles, was er seinem nothdürftigen Bedürfniß entziehen kann, mit den Armen und Nothleidenden zu theilen bereit seyn können, der öfters (wie es bey euch Protestanten ganz gewöhnlich seyn soll) mit der angestrengtesten Nebenarbeit kaum noch so viel zu seinem armseligen Tagelöhnersgehalt verdienen kann, als er braucht, um seinen Kindern Brot und nothdürftige Kleidung zu schaffen? Wie soll der die Geschäfte des Reichs Gottes mit Würde treiben, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit mit dem gehörigen Eifer führen, und die Sünden des Volks mit freymüthigem Ernst und Nachdruck strafen können, oder zu einem David sagen dürfen: „du bist der Mann des Todes!“ — der dem Volke wegen seiner Dürftigkeit verächtlich ist, und dem eine Lage, worin er jedermann schonen muß, allen Muth benimmt als einer der Gewalt hat zu sprechen? — Sehen Sie, lieber Diethelm, von dieser Seite betrachte ich den seit einigen Zeit diesseits und jenseits der

Alpen so eifrig in Bewegung gebrachten Vorschlag, unsrer Geistlichkeit den Ehestand zu erlauben. In meinen Augen würde dieß einer der tödtlichsten Stöße seyn, den unsre Modefilosofie dem nöthigen Ansehen der Klerisey, und dadurch mittelbarer Weise der Religion selbst beybringen könnte. Und, wie sehr auch die Gebieter über unser irdisches Schicksal die Bevölkerung (aus Ursachen, über die ich mir leider! keine Illusion machen kann) auf alle mögliche Weise zu begünstigen geneigt seyn mögen: so däucht mir doch der Vortheil, der dem Staat dadurch zugehen könnte, wenn auch unsre Geistlichkeit zum Bevölkern angehalten würde, nur eine sehr schlechte Entschädigung für die nachtheiligen Folgen zu seyn, die ich aus dieser staatswirthschaftlichen Spekulazion haufenweise und in einer unendlichen Progression hervor wimmeln sehe.

Diethelm. Ich müßte große Lust haben den Sofisten zu spielen, wenn ich läugnen wollte, daß in Ihrer Vorstellungsart über diesen Punkt etwas wahres ist. Aber entscheidend kann ich Ihre Einwendung darum noch nicht finden. Alles was daraus folgt, ist: Daß die Sache mehr als Eine Seite hat; daß sich unter den gegenwärtigen Umständen eben so wichtige Gründe für als wider den Cölibat der Geistlichen hervor thun; und daß es also um so nöthi-

ger wäre, auf ein Auskunftsmittel zu denken, wodurch den beiderseitigen Unfüglichkeiten geholfen werden könnte, ohne daß man genöthigt wäre, die Geistlichen an ein für die meisten so drückendes, und für die Gemeinen, denen ihr Beyspiel vorleuchten soll, so wenig erbauliches Enthaltungsgelübde anzufesseln.

Walder. Und dieß Auskunftsmittel?

Diethelm. Ist schon gefunden! Es liegt vor uns. Wie ists möglich, daß Sie es übersehen können? Die Klostergüter, lieber Walder, die Klostergüter reichen zu allem zu. Sie haben doch nicht schon wieder vergessen, daß wir alle Mönchsorden aufgehoben und alle ihre Güter und Kirchenschätze eingezogen haben? Der dritte Theil davon ist (wie ich gewiß glaube) mehr als hinlänglich, um allen Pfarrherrn in jedem katholischen Lande ein so reichliches Einkommen zu stiften, daß sie, so gut als irgend ein Rektor in der Englischen Kirche, mit ihren Familien standesmäßig davon leben, ihre Kinder gebührlich erziehen und versorgen, und dennoch immer so viel übrig haben können, um die Pflichten der Gastfreyheit und Menschenliebe auf eine sehr edle Art auszuüben.

Walder. Nun, daran hab' ich freylich nicht gedacht — und es lag mir doch, wie Sie sagen, vor der Nase! Das muß man Ihnen lassen, Diethelm, Sie haben eine glückliche Imaginazion! Ehe man sichs versieht, ist sie mit Ihnen — im Severambenlande. Aber, im Ernste, sollten Sie wohl eine so gutherzige Seele seyn, zu glauben, daß auf diesem unsern armen Planeten, wo von allen politischen und patriotischen Träumen der Menschenfreunde und Kosmopoliten (seit dem Babylonischen Thurmbau bis auf diesen Tag) nicht ein einziger jemahls zur Wirklichkeit reif geworden ist, so viel Weisheit und Tugend wäre, daß ein solches Projekt wie das Ihrige zu Stande kommen könnte?

Diethelm. Ich besorge beynahe selbst, daß ich immer zu gut von den Menschen denke.

Walder. Nicht zu gut — denn man kann nicht zu gut von den Menschen denken: nur zuweilen nicht schlecht genug; denn man kann auch nicht schlecht genug von ihnen denken. Suchen Sie bey den Bewohnern unsers Erdballs alles was Sie wollen, nur keine reine Absichten, nur keine Konsequenz im Kopfe, und kein Ausharren beym Wahren und Guten, weil es wahr und

gut ist! — Mir ist kein einziges Beyspiel bekannt, daß Menschen jemahls ein gutes Werk unternommen hätten, ohne etwas daran unvollendet zu lassen oder irgend einen häßlichen Schwanz dran zu flicken, und gerade durch das, was sie unvollendet ließen oder dran flickten, alles übrige, was sie gut gemacht hatten, wieder zu verderben. Wissen Sie eines, Diethelm, so bitte ich Sie, bereichern Sie mich durch die Mittheilung einer so seltnen Seltenheit.

Diethelm. Ich will mich besinnen — Aber, ehe wir uns trennen, was halten Sie von dem Projekt, die protestantischen Kirchen mit der katholischen wieder zusammen zu schmelzen, woran (dem Vernehmen nach) einige Kosmopoliten und Menschenfreunde von neuem so eifrig arbeiten sollen?

Walder. Und was halten Sie von der neuen Menschen-Generazion, die jetzt nach dem schönen Projekt der Frau Gräfin von Genlis gezeugt, geboren und erzogen werden wird? und von den herrlichen Wundern, die durch diese Menschen, wie noch keine gewesen sind, im neunzehnten Jahrhundert werden zu Tage gefördert werden?

Diethelm. Und Sie, Walder, was

halten Sie von einer Toleranz, vermöge deren (wie neulich gewisse Zeitungen versicherten) der Uebergang von der herrschenden Religion zur geduldeten als ein Verbrechen gestraft werden soll?

Walder. Und von der großen Reformazion, die in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch zu Stande kommen soll?

Diethelm. Und von den gewaltigen Weltbegebenheiten, welche die den dritten November dieses Jahres bevorstehende große Zusammenkunft des Jupiters mit seinem Vater Saturnus nach sich ziehen wird?

Walder. Wissen Sie was, Diethelm? — Wenn man, wie wir, nicht jung genug ist, um alles was gleißt gleich für Gold zu halten, und nicht alt genug, um der allgemeinen Farce, die um uns her gespielt wird, gleichgültig zuzusehen — so fühlt man zuweilen, wie dem ehrlichen Juvenal zu Muthe seyn mochte, da es ihm so schwer vorkam keine Satyre zu schreiben. Aber bey dem allen ist für Leute, die gern in heiler Haut schlafen, doch nur Ein guter Rath.

Diethelm. Und der ist?

Walder. Der, den Merry Andrew beym Prior seinem Meister giebt:

Mind neither good nor bad, nor right nor wrong,
But eat your pudding, Slave, and hold your tongue!

Sorg nicht um recht noch unrecht, gut noch faul,
Friß deinen Pudding, Sklav, und halt dein Maul!

Mark-Aurel an die Römer.

Aus dem Englischen der Mß. Knight sehr frey übersetzt. 1784.

Als unterm majestätschen Dohm
Des hohen Kapitols, im schauervollen Kreise
Der alten Herr'n der königlichen Rom
Vor allen Mark-Aurel, der Weise,
Mich näher zog, und mein gerührter Blick
In jedem Zug den Geist erspäh'te,
Der, so geschäftig einst zum Glück
Der halben Welt, noch jetzt um seine Lippen wehte:
Auf einmahl — (grenzlos ist die Allmacht der Natur!)
Verschwand um seinen Mund des Lächelns leise Spur,
Aus seinen Augen schien ein blitzend Licht zu brechen,
Und (wundervoll!) so fing der Marmor an zu sprechen:

„Wie lange soll ich noch dem schnöden Blick voll Hohn
Von jenem Wütherich als wie zum Ziele stehen?

Hinweg von mir mit Agrippinens Sohn!
Laßt mich an seiner Statt den neuen Titus sehen,
Den Vater seines Volks, den Solon auf dem Thron!
Den Fürsten, der in ungeborgtem Glanze,
Der Sonne gleich, erleuchtend, streng und mild,
Den unermeßnen Kreis der Königspflicht erfüllt;
Als Mann des Staats nur immer für das Ganze
Wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
Des Wahnes kniet, und heldenmüthig, mitten
Durch den Gespensterwald, von keinem Widerstand
Gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
Geschreckt von keiner Furcht, mit unaufhaltbarn Schritten,
Die Fackel der Vernunft in seiner festen Hand,
Sein großes Ziel verfolgt, von jedem Eisenband
Das Geist und Leiber drückt die Menschheit zu befreyen,
Und — (was Ich selbst kaum einen Augenblick
Dem Erdkreis einst gezeigt) — im allgemeinen Glück
Asträens Herrschaft zu erneuen.“

Wie, Pius, kannst du noch verziehn
Mit eigner Hand sein Bild hier zu erheben?

Du selbst besuchtest ja Sein neugeschaffnes Wien,
In seinem großen Werk — den Segen ihm zu
geben.

Der Gedanke und die Wendung der Verse der Madame Knight, (geschrieben den 18. April 1783. in dem Sahle des Kapitols, wo die Brustbilder der alten Kaiser aufgestellt sind) die ich aus dem sechsten Hefte der Pomona zuerst kennen lernte, und vor kurzem in der Retzerischen Sammlung wieder fand, gefiel mir so wohl, daß ich versuchte sie in Deutsche Verse überzutragen. Doch behielt ich bloß die Hauptidee der Englischen Dichterin bey, und überließ mich in der Ausführung mir selbst. Das Original verlor so viel dadurch, daß ich es für eine Art von Schuldigkeit halte, die Leser, die des Englischen kundig sind, durch Mittheilung desselben zu entschädigen.

Beneath the Capitols majestic dome,
Amidst the mighty Chiefs of ancient Rome,
At Marc-Aurelius as I chanc'd to gaze,
A sudden change I view'd with deep amaze:
The smile benignant from his features broke,
And, strange to tell, the living marble spoke:
„How long must I the look insulting bear

Of you tyrannic Nero's impious air?
Remove that bust, and if, to fill the place,
You seek some Hero, who these walls may grace,
Some Chief, who makes his country's good his aim,
Who treads the glorious path of honest fame,
Who makes Philosophy Religion's cause,
Whom no deceit allures, no precept awes,
Who gives new vigour to his warlike bands
And emulates the virtue he commands,
Whose active mind indignant scorns repose,
Whom prejudice and art invain oppose,
Who frees from chains the body and the mind,
In Austria's Caesar such a Chief you'll find."

Eine
Lustreise ins Elysium.

Ich denke nicht, daß es in diesem goldnen Alter der Menschheit, wo seit weniger als zehn Jahren so viele neue Wunderkräfte in unsrer Natur aufgespürt worden sind, irgend einer Person, die dieses lesen wird, wofern sie nicht an einer ganz unheilbaren Verstopfung und Verhärtung ihres Glaubens-Organs krank ist, befremdlich vorkommen werde, wenn ich mit aller gebührenden Bescheidenheit gestehe, daß ich — oder, wenn man lieber will, das unerforschliche Etwas, das ich (um gewöhnliche Prose zu reden) meine Seele zu nennen pflege, unter andern geringen Naturgaben auch diese besitzt, vermittelst einer gewissen sehr einfachen Operazion, so oft es mir oder ihr beliebt, aus meinem Körper heraus zu gehen, und sich in jede selbstbeliebige Bestimmung des Raumes und der Zeit — mit andern Worten, in jeden Ort der Welt und in jeden Zusammenhang des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen zu versetzen, worin ein Lebendiges meiner Gattung seiner Natur und Art nach, nur immer fortkommen oder zugelassen werden kann.

Ich setze diese Einschränkung nicht aus bloßer Bescheidenheit hinzu, sondern weil ich (wie der edle und Wahrheit-liebende Eukrates in Lucians Lügenfreund) meinen Freunden nicht gerne mehr sagen möchte als wahr ist; und ich muß daher aufrichtig gestehen, daß der Kreis, über welchen mir nicht erlaubt ist hinaus zu gehen, um ein beträchtliches kleiner ist, als jener berühmte Hermetische Zirkel,

Dessen Mitte aller Orten,
Dessen Umkreis nirgends ist.

Außerdem sind mir auch, wenigstens dermahlen, noch nicht alle Elemente gleichgültig; und ich läugne nicht, daß ich (aus Ermanglung eines gewissen flüchtigen Oehls, das aus koncentrierten Sonnenstrahlen gezogen wird, und neben andern Wunderkräften auch die Tugend hat, jeden damit gesättigten Körper feuerbeständig zu machen) es noch nicht so weit habe bringen können, in dem Elemente der Salamander länger als zwey bis drey Sekunden auszudauern, und daher, zu meinem großen Leidwesen, nicht so viele Beobachtungen in dieser merkwürdigen Region der Geisterwelt habe machen können, als ich wohl wünschen möchte, seitdem mir mein alter Freund Gabalis (den ich mit dem berühmten Gablitone nicht zu verwechseln bitte) von der Schönheit und den geistigen Reitzen der Salaman-

derinnen, mit denen er sehr genau bekannt ist, die außerordentlichsten Dinge von der Welt erzählt hat.

Man wird mir vielleicht einwenden: „Zwey bis drey Sekunden seyen für eine Seele, die aus ihrem Leibe heraus gehen könne, eine lange Zeit; und Muhamed habe auf dem weltberühmten Esel Alborak in keiner längern Zeit alle neun Himmel durchwandert, und nicht weniger als sechzig tausend Unterredungen mit dem Mann im Monde gehalten.

Ich will nicht so unhöflich seyn, die historische Wahrheit dieser Musulmanischen Erzählung in Zweifel zu ziehen, oder (wiewohl mancher, der es nicht Ursache hätte, ohne Bedenken thun würde) ein von sehr ansehnlichen Männern bekräftigtes und an sich selbst so simples Faktum dreiste wegzuläugnen. Ganz gewiß ist die Zeit eben so unendlich theilbar als der Raum. Es kann Wesen geben, denen das, was wir eine Sekunde nennen, ein Jahrhundert, und wieder andere, denen unsre Jahrhunderte eben so viele Sekunden sind. Aber ich erröthe nicht zu gestehen, daß ich keines dieser Wesen bin — wiewohl mir (im Vorbeygehen zu sagen) nicht unbekannt ist, daß ein gewisser Grad des Hermetischen Adepten-Ordens, wovon der berühmte Misfragmutosiris zur Zeit der unsichtbare Obere ist, (wenn ich nicht irre, ist es

der sieben hundert sieben und siebzigste) im Besitz des Geheimnisses seyn soll, sein Seelenuhrwerk so zu richten, daß es so langsam oder so schnell läuft als man verlangt; ein Geheimniß, vermöge dessen es nur von den Besitzern desselben abhängt, allenfalls in noch kürzerer Zeit als Muhamed, alle Sterne des himmlischen Archipelagus (den der gemeine Mann die Milchstraße zu nennen pflegt) zu besuchen, und alles da zu sehen und in ihr Reisejournal zu notieren, was darin sehenswürdig ist.

Wenn ich indessen meine Meinung über diese und dergleichen Dinge aufrichtig sagen soll, so will ich zwar einem berühmten Seher unsrer Tage gern glauben, daß eine Zeit kommen werde, wo ein Adamssohn, um sich aus einem Klumpen Urmaterie ein schönes und mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehenes Weltchen zu bauen, nicht mehr Zeit und Mühe aufzuwenden nöthig haben wird, als ein Knabe um ein Kartenhaus aufzuführen, und wo der geringste von uns die Reise um das Universum in eben so viel Minuten machen wird, als in unserm dermahligen Raupenstande (mit dem großen Haller zu reden) ein Cook Jahre nöthig hatte, die kleine Welt, auf deren Oberfläche wir kriechen, in seiner Nußschaale zu umsegeln; ja, ich gebe sogar zu, daß diese Zukunft so weit nicht mehr entfernt ist als die Unglaubigen und Epiku=

räer denken. Indessen wollte ich doch wohlmeinend gerathen haben, die Saiten nicht auf einmahl gar zu hoch zu spannen.

Alles nach und nach, und zu seiner Zeit! Ich dächte, wir könnten uns vor der Hand damit begnügen, daß wir es in so kurzem schon so weit gebracht haben! In der Luft schiffen, auf dem Wasser gehen, durch eine dreyßig Schuh tiefe Erdrinde Quellen riechen, mit geschloßnen Augen in dem Magen eines Kranken sehen was ihm fehlt und womit ihm geholfen werden kann, aus Urinsalz Gold, und ich weiß nicht aus welchem Salz, ohne Zuthun eines Weibes, sogar Menschen machen, mit den Ohren riechen, mit den Augen hören, sich von seiner eigenen Nasenspitze zum Anschauen des Unendlichen — Nichts erheben, u. s. w. — alles das sind doch, beym Herkules! keine Kleinigkeiten; und das alles ist gleichwohl seit wenigen Jahren entdeckt und das Antheil einer Anzahl auserwählter Erdensöhne geworden, welche (wie alles Gute sich gern mittheilt) bereit sind, ihre Brüder und Schwestern um wenige Louisd'or in diesen herrlichen Mysterien einzuweihen. Nach einem solchen Anfang hat man alle Ursache von der Welt sich die luxuriantesten Hoffnungen zu erlauben; und ich sehe in der That nicht, warum wir es nicht noch vor Ablauf dieses achtzehnten Jahrhunderts so weit gebracht haben sollten, nach Gefallen jede Gestalt

anzunehmen, auf Besenstielen, oder auf geflügelten Widdern wie Frixus und Helle, durch die Luft zu reiten, im Wasser und im Feuer unter Ondinen und Salamandern zu leben, mit Einem Wort, alle die Wunder der Mythologie, der Mönchslegenden, der Tausend und einer Nacht, und der ganzen Feengeschichte zu realisieren, die bis auf diesen Tag von kurzsichtigen, blödherzigen oder übel gesinnten Leuten für Träumerey und Kinderspiel gehalten worden sind.

Indessen dürfte es doch des gemeinen Besten wegen nöthig seyn, die bevorstehende große Umkehrung und Umgestaltung aller Dinge nicht gar zu schnell auf einmahl zu bewirken. Alle plötzlichen Veränderungen sind gefährlich, wie wir die Beyspiele täglich vor Augen sehen. Besonders will ich hiermit die Besitzer des Steins der Weisen und des Wassers aus der Jugendquelle angelegentlichst gebeten haben, in der Mittheilung ihrer Geheimnisse mit etwas mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung zu verfahren, als die Adepten des thierischen Magnetismus und Somnambulismus mit dem ihrigen. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß eine ganze Ilias von Verwirrung und Unheil daraus entstehen müßte, wenn das Gold auf einmahl so gemein würde wie Gassenkoth, oder wenn das Wasser der Unsterblichkeit in Hamburg,

Frankfurt und Leipzig eben so leicht und wohlfeil zu haben wäre, als die privilegierten Universalarzneyen, solarischen Tinkturen, gekrönten und ungekrönten Wunderessenzen u. s. w. die mit allen ihren bewährten und weltbekannten Zauberkräften bisher doch nicht verhindert haben, daß die Leute eben so gut an ihren Krankheiten gestorben sind, als ob gar keine Universalarzney in der Welt wäre.

Doch ich sehe daß ich unvermerkt weiter von meinem Wege abgekommen bin, als ich Willens war. Um also auf meine eigene Wenigkeit und die oben besagte Gabe zurückzukehren, so finde ich für nöthig noch beyzufügen, daß diese Naturgabe (oder wie man es nennen will) nichts weniger als ein besonderes Privilegium, dessen ich mich ausschließlich zu rühmen gedächte, sondern eine Sache ist, in deren Besitz sich schon von uralten Zeiten her mehrere Sterbliche befunden haben. Vermuthlich ist der junge Derwisch des Königs Fadlalla von Mussel in den Persischen Erzählungen, und der Wohlthätige in den Illustres Fées der Gräfin D'Aulnoy, nur wenigen, die dieses lesen, unbekannt. Ich begnüge mich diese zwey Beyspiele anzuführen, weil sie aus Quellen gezogen sind, deren Glaubwürdigkeit hoffentlich niemand in Zweifel ziehen wird. Indessen kann ich doch nicht unbemerkt lassen, daß sich ein nicht ganz

unbedeutender Unterschied zwischen der Verfahrungsart dieser beiden Adepten und der meinigen befindet. Fürs erste konnten sie, wie es scheint, ihre Seele nicht anders aus ihrem Leibe heraus bringen, als indem sie ihr einen andern entseelten menschlichen oder thierischen Körper zu beseelen gaben; und dann bewirkten sie diese Metempsychose mit Hülfe gewisser magischer Worte, und zwar der Wohlthätige durch das bloße Aussprechen des Wortes Quiribirini. Ich gestehe offenherzig, daß mir die vorgebliche Kraft dieses und aller andern magischen Wörter und Formeln, vermittelst deren man zu fliegen, im Feuer oder unter dem Wasser zu leben, Geister zu sehen und Schätze zu erheben vermeint, um so verdächtiger sind, da, bekannter Maßen, alle diese Wunderdinge von unsern heutigen Adepten nicht durch Zauberey, sondern durch ganz natürliche Mittel und auf die simpelste Art von der Welt zu Stande gebracht werden.

Wie es aber auch damit seyn mag, meine Methode wenigstens ist von dieser ganz verschieden. Ich gehe aus meinem Körper heraus ohne in einen andern überzugehen; und die ganz schlichte Ursache hiervon ist, weil meine Seele, auch nachdem sie ihren Körper abgelegt hat, ihn, oder vielmehr einen ihm gleichen fantastischen Leib, noch immer um sich zu haben glaubt. Etwas

ähnliches hat schon der große Swedenborg an den Neuverstorbenen wahrgenommen, und erklärt diese sonderbare Erscheinung sehr filosofisch aus der Macht einer zur andern Natur gewordenen Gewohnheit. Der Unterschied ist bloß, daß dieser fantastische Körper wegen seiner außerordentlichen Leichtigkeit meine Seele nicht verhindern kann, durch einen bloßen Akt ihres Willens und in ungemein kurzer Zeit Reisen zu machen, die sie, mit ihrem wirklichen Leibe bepackt, entweder gar nicht, oder nicht anders als in sehr langer Zeit, mit viel Gefahr, Beschwerlichkeit und Aufwand, hätte machen können. Ueberdieß bediene ich mich dabey weder des Zauberwortes Quiribirini, noch irgend eines andern Mittels, wodurch ich mit den Handhabern des berüchtigten Hexenhammers in unangenehme Verhältnisse gerathen könnte; sondern es geht dabey wenigstens so natürlich zu, als bey Desorganisierung eines Mädchens von zwanzig Jahren. Nur ist die dabey erforderliche Manipulazion unendlich einfacher, und, die Wahrheit zu sagen, auch unendlich züchtiger: und so wie, bekannter Maßen, nur eine nervensieche Person die gehörige Empfänglichkeit hat, unter den Händen eines in Rapport mit ihr stehenden Magnetisierers in den erhabenen Zustand des magnetischen Somnambulismus versetzt zu werden; so werden im Gegentheil zu der Wirkung wovon ich rede, und die

ich, aus guten Ursachen, mit keinem Lateinischen oder Griechischen Nahmen belegen will, ziemlich gesunde Nerven erfordert.

So viel habe ich für nöthig erachtet zu Befriedigung der Wißbegierde meiner geneigten Leser voraus zu schicken, da die Höflichkeit zu erfordern schien, ihnen aus der Art und Weise, wie es mit diesen Ausflügen meiner Seele zugeht, kein Geheimniß zu machen. Sie haben nun ein neues Beyspiel von der Wahrheit des großen und zeither so häufig angeführten Grundsatzes, in welchen der erhabene Stifter der neuesten Filosofie, Hamlet, Prinz von Dänemark, sein ganzes System eingeschlossen hat:

Es giebt der Dinge viel im Himmel und auf Erden,
Die in den Schulen uns nicht vordocieret werden!

Eine Wahrheit, die mit klafterlangen goldnen Buchstaben an alle Wände geschrieben zu werden verdient, da sie nicht nur den Schatz der menschlichen Erkenntnisse auf die leichteste Art von der Welt ins unendliche vermehrt, sondern auch durch die billige Achtung, die jeder Entdecker neuer Naturkräfte, neuer Sinne und neuer Manipulazionen natürlicher Weise für die Entdeckungen, Sinne und Manipulazionen seiner Brüder trägt, die gegenseitige Duldung und allgemeine Menschenliebe unendliche Mahl mehr beför-

dert, als alle Sprüche der sieben Weisen aus Griechenland zusammen genommen.

Ich bitte um Vergebung, wenn dieser Prolog diejenigen Leser, die sich lieber, in der Homerischen Manier, so bald als möglich mitten in den Strom der Erzählung hinein werfen lassen, ein wenig ungeduldig gemacht hat; nur noch ein Wort, und ich komme zur Sache.

Die Art und Weise, wie sich meine Seele bey ihren kleinen Wanderungen benimmt, oder, wenn man lieber will, der Zustand, worin sie sich dabey befindet, hat eine so große Aehnlichkeit mit dem was man träumen nennt, daß ich Anfangs selbst dadurch hintergangen wurde, und das, was mir in diesem sonderbaren Zustand begegnete, für einen bloßen Traum hielt. Indessen bemerkte ich bald, daß es in jenem Falle allezeit von meiner Willkühr abhing, an welchen Ort ich mich versetzen wollte, und daß ein Zusammenhang und eine Ordnung in meinen Vorstellungen war, die in eigentlich so genannten Träumen nicht leicht Statt findet. Diesen gedoppelten sehr wesentlichen Unterschied abgerechnet, ist beynahe alles übrige in beiden Fällen gleich. Meine Seele hat bey einer solchen Auswanderung aus ihrem Körper, gerade wie im Traume, nur einen Augenblick nöthig, um einen Weg von mehrern hundert oder tausend Meilen zu machen. Nichts übertrifft die Leichtigkeit des

Quasi-Körpers, womit sie, in der Meinung daß es ihr gewöhnlicher sey, bekleidet ist. Alle ihre Sinne sind ungewöhnlich scharf. Die fremden Gegenstände kommen ihr bekannt vor; sie wundert sich über nichts, glaubt alles schneller und leichter zu verstehen als in ihrem alltäglichen Zustande, ist gleich mit allen vorkommenden Personen auf dem Fuß alter Freunde, die sich nach langer Trennung wiedersehen, u. s. w. Ich überlasse, um nicht in eine neue Digression verwickelt zu werden, dem geneigten Leser, über alles dieses, nach dem größern oder kleinern Maße seiner psychologischen Weisheit, zu denken was er kann und will, da ich durch diese Bemerkungen bloß dem Irrthume zuvorkommen wollte, welchen die leicht wahrzunehmende Aehnlichkeit zwischen Seelenwanderungen und Träumen hätte veranlassen können.

Die Lucianischen Todtengespräche, deren Uebersetzung mich zeither beschäftigt hatte, veranlaßten auf eine sehr natürliche Art den Wunsch in mir, wo möglich mit eigenen Augen zu erkundigen, wie es in der so genannten Unterwelt aussehe. Wie unwahrscheinlich auch die Erfüllung eines so seltsamen Wunsches den Unglaubigen und Epikuräern vorkommen mag, so überzeugte mich doch der oben angeführte Hamletische Grundsatz, daß sie nicht unmöglich sey. Es ist nichts unmöglich, sagte ich herzhaft zu mir selbst, zumahl seitdem die große Entdeckung gemacht worden ist, daß es in irgend einem andern Planeten oder Kometen Wesen geben kann, bey denen zweymahl zwey — drey oder fünf ist.

Ich dachte der Sache nach, fand aber immer den leidigen Grundsatz in meinem Wege, daß, wenigstens auf unsrer sublunarischen Welt, nichts ohne Mittel geschehen kann, und daß, ordentlicher Weise, zwischen den Mitteln und dem, was dadurch gewirkt werden soll, irgend ein mehr oder weniger begreiflicher Zusammenhang Statt finden muß.

Zu gutem Glücke rüttelte dieses vergebliche Nachdenken in meinem Gedächtniß endlich die Erinnerung auf, daß ich vor langer Zeit in einem alten Bouquin ohne Titelblatt und Schluß von einer gewissen Manipulazion gelesen hatte, vermittelst deren die Seele aus ihrem Körper heraus gehen und sich an jeden beliebigen Ort versetzen könne. Damahls hatte ich, aus dem Vorurtheil gegen alles Wunderbare, welches unsre Wundermänner mit so vielem Recht als das größte Hinderniß der möglichsten Exaltazion unsrer Natur ansehen, dieses Kunststück mit dem Quiribirini des Feenmährchens in Eine Klasse gesetzt, und nicht der geringsten Aufmerksamkeit gewürdiget. Aber jetzt, da ich in dem Falle war zu wünschen daß es anschlagen möchte, hielt ich es wenigstens des Versuchs würdig. Die Manipulazion ist, wie gesagt, ohne Vergleichung einfacher als die somnambulatorische, und erfordert kaum eine Viertelstunde Zeit. Ich versuchte sie, und siehe, es gelang.

Ich befand mich auf einmahl, und so schnell als ein Mensch sich in Gedanken nach Rom, Peking, oder in den Mond versetzen kann, in einer Gegend, die ich beym ersten Anblick für die Gefilde Elysiums erkannte, wovon Virgil schon in meiner ersten Jugend das anmuthigste Bild in meine Seele gesenkt hatte. Nur jene Günstlinge der Natur, die, mit dem zartesten

Gefühl geboren, in den Tagen der ersten Liebe, mit der geliebten Seele (denn in dieser seligen Periode des Lebens webt man in einer ganz geistigen Körperwelt und liebt nur Seelen) allein. Arm in Arm in einer vom Monde beleuchteten lauen Sommernacht lustwandeln gegangen zu seyn sich erinnern, sie allein können sich von diesen lieblichen Thälern der Ruhe eine Vorstellung machen, die meinem Unvermögen sie zu schildern zu Hülfe kommt: für alle übrigen würde auch die lebhafteste Beschreibung nur todter Buchstabe seyn.

Diese reitzenden Gefilde sah ich von einer unzähligen Menge menschlicher Gestalten belebt, die in größern oder kleinern Gesellschaften unter hohen Bäumen oder an schattigen Quellen traulich beysammen saßen, oder selbander, durch schlängelnde Gebüsche lustwandelnd, sich mit Sokratischen Gesprächen zu unterhalten, oder auch einzeln in stillen Lauben und Grotten ihren eignen Betrachtungen nachzuhängen schienen. Ich selbst schlüpfte mit der Leichtigkeit eines Schattens über die Blumen hin, die allenthalben ohne Pflege dem Boden entsprossen, und die mildeste Luft, die ich jemahls athmete, mit einem Balsam erfüllten, der alles was hier lebt und webt in ewiger Jugend zu erhalten scheint.

Ungewiß wohin ich mitten unter so vielen meine Neugierde gleich anziehenden Gegenständen

mich zuerst wenden sollte, blieb mein Blick endlich auf einer sanften Anhöhe schweben, die, mit dichten Lorberbäumen umzirkelt, ein Amfitheater vorstellte, wo eine große Schaar majestätischer Schatten im Kreise saß, und dem Ansehen nach in einer sehr ernsthaften Berathschlagung begriffen war. Ungeachtet der Zwischenraum, der mich von ihnen entfernte, ziemlich groß war, sah ich sie doch, vermöge der ungemeinen Schärfe der Sinne, die ein Vorrecht der Abgeschiedenen ist, so genau als ob sie nur drey Schritte von mir entfernt wären. Die Fysionomie der meisten schien mir ganz bekannt zu seyn; und gleichwohl konnte ich mich weder besinnen noch errathen wer sie wären und was sie vorhätten.

Indem ich mich nun nach jemand umschaute, der mir aus dem Wunder helfen könnte, sah ich einen Schatten auf mich zu kommen, den ich, seiner Gestalt und Kleidung nach, beym ersten Anblick für einen Kapuziner-Bruder gehalten hätte, wenn sich diese Art von Thieren im Elysium vermuthen ließe. Aber schon auf den zweyten Blick erkannte ich an seiner Glatze, an seinem Faunengesicht, und an einem gewissen Spottgeiste der ihm aus den Augen lachte, den Lucianischen Menippus, den man, um seine Aehnlichkeit und Verschiedenheit mit dem Weisesten der Griechen in zwey Worte zusammen zu fassen, den lachenden — so wie seinen Meister Diogenes

den rasenden — Sokrates zu nennen pflegte. Dieser Menippus wurde hier (wie ich in der Folge erfuhr) als eine Art von filosofischem Harlekin ungefähr aus eben dem Grunde geduldet wie Momus unter den Göttern. Ein Spötter, der sogar an den Bewohnern Elysiums noch immer dieß und jenes zu persiflieren fand, schien zur Unterhaltung einer gewissen genialischen Munterkeit in ihrer Gesellschaft beynahe unentbehrlich; und man fand sein Salz sehr geschickt, der Konversazion, die unter so vielen gleich gestimmten Seelen zuweilen ins Eintönige hätte fallen können, mehr anziehendes und mannigfaltiges zu geben.

Wer sind, fragte ich ihn in dem vertrauten Ton einer alten Bekanntschaft, jene hohen und ehrwürdigen Gestalten, die auf der umlorberten Anhöhe dort, wie die Amfiktyonen des ganzen Elysiums, beysammen sitzen, und über irgend eine wichtige gemeine Angelegenheit zu rathschlagen scheinen?

Es ist, antwortete mir Menippus, die löbliche Innung der sämmtlichen Könige im Elysium, die, ich weiß nicht wie, auf den weisen Einfall gekommen sind, einen aus ihrem Mittel zu erwählen, den sie, wie ehemahls die Fürsten der Griechen den Agamemnon, für ihr gemeinsames Oberhaupt erkennen wollen. Vermuthlich arbeiten sie so eben an der Wahlkapitulazion.

Ich. Ich dachte, hier in der Unterwelt hätten alle Einwohner gleiche Rechte?

Menippus. So ist es auch. Diejenigen unter uns, die in ihrem vorigen Leben Könige oder Fürsten waren, haben hier nichts mehr zu befehlen, und genießen keiner andern Vorzüge, als die ihnen ihrer persönlichen Tugenden und Verdienste wegen freywillig zugestanden werden. Aber die Herren, scheint es, sind des Regierens so gewohnt, daß sie, in Ermanglung anderer Unterthanen, lieber sich selbst dazu machen wollen, um wenigstens einem aus ihrem Mittel das Vergnügen zu regieren zu verschaffen.

Ich. Du scherzest! Unmöglich kann an so großen und von jeder irdischen Leidenschaft geläuterten Seelen eine so kleine Eitelkeit haften. Oder sollte sich auch nur Einer unter ihnen finden, der das Glück ein Bürger Elysiums zu seyn nicht dadurch verdient hätte, daß er ein guter König war?

Menippus. Darf man fragen was du unter einem guten Könige verstehst?

Ich. Unter einem guten Könige?

Menippus. Ja! denn vermuthlich denkst du dir etwas bey der Zusammensetzung dieser zwey Worte, die, wenn ich nicht sehr irre, keine sonderliche Anmuthung zu einander haben. Kein Ding in der Welt ist gut oder böse an sich selbst,

und was in einem gewissen Verhältnisse gut ist, kann in einem andern böse seyn. Verstehst du unter einem guten Könige einen König der ein guter Mensch, oder einen Menschen der ein guter König ist?

Ich. Ich könnte mich über diese Frage verwundert stellen, aber ich merke wo du hin willst. Ein guter König ist wohl öfters genöthigt ein böser Mensch zu seyn —

Menippus, in die Rede fallend. — Oder ist auch öfters ein böser Mensch ohne dazu genöthigt zu seyn.

Ich. Wie so?

Menippus. Weil kein Ding in der Welt gut ist, als wenn es das ist, wozu die Natur es machte; nun macht die Natur keine Könige sondern Menschen: Ergo —

Ich. Um Vergebung, die Natur macht eben sowohl Könige, als sie Sackträger, Handarbeiter, Künstler, Dichter oder Filosofen macht. Das, wozu einer von Natur am besten taugt, dazu macht ihn die Natur. Wer also unter einigen Millionen Menschen am besten dazu taugt die übrigen zu regieren, den hat die Natur zu ihrem Könige gemacht.

Menippus. Dagegen hätte ich viel einzuwenden, und will mir mein Recht hiermit vorbehalten haben. Aber, gesetzt ich gäbe dir zu,

die Natur mache zuweilen einen König: so wirst du hoffentlich so ehrenhaft seyn und mir wieder eingestehen, daß gerade dieser König keiner von den besten Menschen unter den Millionen, über die er gebietet, seyn wird.

Ich. Warum das?

Menippus. Mich däucht das versteht sich. Damit einer ein guter Mensch sey, muß es ihm natürlich seyn alle andere Menschen als seines gleichen zu betrachten; er muß sich nichts über sie heraus nehmen, jedes ihrer natürlichen Rechte ehren, nie vergessen, daß Dürftigkeit, Schmerz, Verachtung, Zwang, Unterdrückung, Sklaverey, dem geringsten unter ihnen eben so empfindlich und verhaßt sind als ihm selbst; und diesen Gesinnungen muß er auch immer gemäß handeln. Wo ist jemahls der König gewesen, der dieß gethan hat, es immer gethan hat, es immer thun konnte und durfte? Kurz, ich kann keinen Menschen für einen guten Menschen gelten lassen, der eine Profession treibt, wobey er alle Augenblicke bereit ist, und bereit seyn muß, Tausende und Hunderttausende seiner Gattung elend zu machen.

Ich. Allenfalls würde ich sagen, daß seine Profession nicht viel tauge. Aber wenn diese Profession nun einmahl unentbehrlich und Er zu dieser Profession geboren ist, so muß er, gern oder ungern, alles Böse thun, wodurch

ein ungleich größeres Uebel verhütet, oder ein diese Uebel weit überwiegendes Gutes erzielt werden kann.

Menippus. Es kostet mir Ueberwindung dich nicht zu unterbrechen — aber rede nur fort — weil ich doch sehe, daß du noch mehr sagen möchtest.

Ich. Ich werde bald fertig seyn. Alles was ich sagen wollte ist, daß ein König, der seine Rolle gut spielen will, unmöglich immer wie ein guter Mensch handeln kann; und umgekehrt, daß der König, der sich zum Gesetz gemacht hätte, immer wie ein guter Mensch zu handeln, gerade dadurch weit mehr Böses thun würde als jener.

Menippus. Das müßte er ungeschickt machen!

Ich. Es könnte nicht anders seyn, weil er sich, anstatt von seinem Kopfe, von seinem Herzen führen ließe. Jener kümmert sich nichts um das was einzelne Menschen unter den Maßregeln, die er zum Besten des Ganzen nimmt, zu leiden haben: dieser opfert bey allen Gelegenheiten den größern Vortheil des Ganzen auf, um jedes einzelne Uebel zu heben, das ihm bekannt wird, jedes einzelne Gute zu thun, wozu man ihn auffordert. Jener ist zufrieden, inner- und außerhalb seines Reichs gefürchtet zu seyn; dieser möchte sich von allen

die ihn umgeben geliebt sehen. Das unfehlbarste Mittel sich Liebe zu erwerben ist Gefälligkeit. Ein Monarch, der alles bewilligt was man von ihm bittet, immer nichts als fröhliche Gesichter um sich sehen will, und, wie Titus, den Tag für verloren hält, woran er nicht wenigstens Einen Glücklichen gemacht hat, wird von seinen Höflingen die Freude und Wonne des Menschengeschlechts genannt werden. Alle die bereits von ihm erhalten haben was sie wollten, oder es noch zu erhalten hoffen, werden ihm diesen schönen Titel bestätigen. Versemacher und Prosemacher werden seine Bonhommie zu göttlicher Güte erheben. Und gleichwohl braucht es nichts als eine solche Güte, um das mächtigste Reich in einem einzigen Menschenalter zu Grunde zu richten. Der größte Vortheil des gütigen Titus war, daß er nur zwey Jahre regierte. Hätte er so lange wie Augustus gelebt, so würde er sich entweder genöthigt gesehen haben andere Grundsätze anzunehmen, oder das Römische Reich würde das Opfer seiner Bonhommie geworden seyn.

Menippus. Tiberius war also in deinen Augen ein besserer König als Titus?

Ich. Ein besserer, oder wenn du lieber willst, ein größerer König, ganz gewiß, wiewohl ein schlimmerer Mensch.

Menippus. Ich sehe also, daß für das arme Menschengeschlecht nur Ein Rettungsmittel ist, um von den großen Königen nicht durch ihre Größe, und von den guten nicht durch ihre Güte elend gemacht zu werden.

Ich. Und dieß Mittel wäre? —

Menippus. Gar keine Könige zu haben.

Ich. Ein wohl ausgedachtes Mittel!

Menippus. Wenn du länger bey uns bleibst, wirst du sehen, daß wir Einwohner der Unterwelt uns sehr wohl dabey befinden.

Ich. Aber wie die Menschen auf der Oberwelt sich dabey befinden würden?

Menippus. Es wäre ihre eigene Schuld, wenn es ihnen nicht eben so wohl bekäme.

Ich. Und würde es ihnen darum weniger übel bekommen, wenn sie selbst Schuld daran wären? Ich dächte, gerade das Gegentheil.

Menippus. Ich will auch nichts andres gesagt haben, als daß es ihnen wirklich sehr wohl bekommen würde. Wie schwach die Menschen immer seyn mögen, so dumm sind sie wenigstens nicht, daß sie nicht wissen sollten, in welcher Lage sie am bequemsten liegen.

Ich. Und darum haben sie sich, laut der Geschichte und Erfahrung, auf dem ganzen Erdboden immer zu den Füßen der Könige gelegt?

Menippus. Das mußten sie wohl! Gewalt geht über Recht.

Ich. Gewalt? Der erste König, und wenn er nur über zwey hundert, oder auch nur über zwanzig Mann König war, konnte es doch nicht durch Gewalt seyn?

Menippus. Auch stehe ich dir dafür, der erste König war ein sehr guter König.

Ich. Der Meinung bin ich auch. Deßwegen sagte ich vorhin, gewisse Menschen machte die Natur selbst zu Königen. Der erste König eines jeden Volkes in der Welt war gewiß einer, den die Natur dazu gemacht hatte. Er war der kräftigste, der kühnste, der anschlägigste und entschlossenste unter den übrigen; er warf sich zu ihrem Anführer auf, weil er sich dazu tüchtig fühlte; und die andern folgten ihm, weil sie fühlten daß sie einen solchen Anführer nöthig hätten.

Menippus. Er warf sich nicht auf, sondern sie erwählten ihn.

Ich. Wozu braucht es eine Wahl? Wo du einen Haufen wilder Jungen beysammen siehst, wirst du einen sehen, dem die übrigen folgen, nicht weil sie ihn zu ihrem Obersten gewählt haben, sondern weil ers seyn will und kann. Der stärkste, der behendeste, der verwegenste steht bey allen ihren Unternehmungen an der Spitze;

sie folgen ihm, weil sie ihn dafür erkennen, und erkennen ihn dafür, weil sie ihn so erfahren haben. Unter gleichartigen Wesen ist kein Anführer ehe die Gelegenheit da ist, wo man einen braucht. Ist diese gekommen, so hat man keine Zeit zum Wählen; wer den Muth hat sich zum Anführer aufzuwerfen, wird dafür erkannt.

Menippus. Das mag seyn; aber wenigstens um es immer zu bleiben, wird eine förmliche ausdrückliche Einwilligung der übrigen erfordert; und dieß ist doch Wahl?

Ich. Alle Menschen, und vornehmlich rohe Menschen, (die überall und zu allen Zeiten den größten Haufen ausmachen) werden durch Gewohnheit geleitet. Wer, so oft es die Noth erheischte, ihr Anführer war, wird unvermerkt bey allen Gelegenheiten für den ersten anerkannt. Doch wir streiten nicht um Worte. Nenn' es Wahl, wenn du willst; was ist damit gewonnen?

Menippus. Sehr viel. Menschen, die sich einem ihres gleichen freywillig unterwerfen, können und werden es nie anders als um ihres eigenen Besten willen und also unter Bedingungen thun. Beide Theile, der neue Anführer oder König (wie wir ihn nennen wollen) und seine neuen Unterthanen machen sich zu Erfüllung dieser Bedingungen gleich anheischig;

und dieß nennt man einen Vertrag. Die Hauptbedingung des Vertrags zwischen dem ersten König und seinen Unterthanen war, daß sich die letztern bey seiner Regierung besser befinden sollten als ohne dieselbe. Die nehmliche Bedingung liegt bey dem Vertrage aller folgenden Könige mit den ihrigen zum Grunde. Nun befinden sich aber, wie wir so eben gefunden haben, die Menschen auf der Oberwelt bey ihren Königen nicht wohl; der Vertrag hat also ein Ende, und die Kontrahenten sind frey so bald sie wollen.

Ich. Ich sah dich schon lange kommen; aber ich läugne dir alles, Major, Minor, und Konklusion. Die Menschen haben sich nie freywillig, sondern allemahl aus Noth unterworfen; nie einem ihres gleichen, sondern immer einem, den die Natur oder ihr eigener Wahnglaube, oder beides zugleich, zu etwas mehr als sie gemacht hatte; nie vermittelst eines vorgehenden Vertrags, der sich hier gar nicht denken läßt, weil er die Unterthanen zu Richtern in ihrer eigenen Sache machte, und es von ihrem Gefühl, ihren Launen, Aufwallungen und einseitigen Urtheilen, oder von den Absichten und Intriguen des ersten besten, der sich zu ihrem neuen Anführer aufwerfen wollte, abhängen ließe, ob sie die Bedingung dieses angeblichen Kontrakts für erfüllt oder unerfüllt halten wollten. Alle deine Vordersätze sind ungegrün-

dete Voraussetzungen, denen die Erfahrung, die allgemeine Geschichte, und die menschliche Natur widerspricht.

Menippus. Die menschliche Natur? Die Menschen sind also deiner Meinung nach um der Könige willen in der Welt?

Ich. Die Menschen — sind in der Welt, weil sie nicht außer der Welt, und die Könige, weil die Menschen nicht ohne Könige seyn können.

Menippus. Lächerlich! Wie viele Jahrhunderte waren die Griechen, die Karthager, die Römer, ohne Könige?

Ich. Wir streiten nicht um Worte, Menipp! Eine Aristokratie hat so viele kleine Könige als regierende Bürger. In einer Demokratie sind die Unterthanen selbst der König; und weil dieß am Ende doch nicht recht angehen will, so siehst du, daß alle Staaten, die mit dieser unglücklichen Verfassung gestraft sind, so lange zwischen der Regierung eines einzigen oder etlicher Demagogen hin und her schwanken und herum getrieben werden, bis sie sich in Monarchien verwandeln, oder in politischem Sinne gar zu Nichts werden. Regiert müssen die Menschen immer werden, durch wen es auch sey; und daß die Regierung durch Könige die natürlichste sey, bezeugt Vater Homer und — der ganze Erdboden.

Menippus. Die Menschen kommen also gleich bey ihrer Geburt als Unterthanen auf die Welt? Das ist lustig zu hören!

Ich. Lustig oder unlustig, es ist Ordnung der Natur. Kinder kommen als Unterthanen ihrer Aeltern auf die Welt; und jeder große Haufen erwachsener Kinder muß, gern oder ungern, sich von dem regieren lassen, der Gewalt über ihn hat.

Menippus. Immer besser! Also ist Gewalt die Quelle des Rechts?

Ich. Erkläre dich deutlicher, lieber Menipp, damit wir nicht wieder um Worte streiten.

Menippus. Ein Straßenräuber, der nach und nach Mittel fände, eine Armee zusammen zu bringen, mit der er das Königreich Persien eroberte, hätte also ein Recht König von Persien zu seyn?

Ich. Wenn er die Mittel hat Persien zu erobern, so hat er wohl auch die Mittel, sich für König anerkennen zu lassen; und so wird er anerkannt, und niemand, der nicht die Mittel hat ihn vom Throne zu stürzen, wird ihm sein Recht streitig machen.

Menippus. Und du siehst nicht, daß du was geschieht oder gelingt, mit Recht vermengst?

Ich. Nicht ich, sondern die Menschen haben

das von jeher gethan. Alexander, Filipps Sohn, hatte kein anderes Recht an Persien. Alle, oder doch gewiß die meisten Monarchien, die jetzt für rechtmäßig anerkannt werden, sind durch Eroberer gestiftet worden, die, wenn sich das Glück nicht für sie erklärt hätte, in einem Kerker oder am Galgen gestorben wären. Und bis auf diesen Tag schalten und walten die Könige mit ihren Provinzen als mit ihrem Eigenthum, verhandeln sie, vertauschen sie, oder treten sie durch Friedensschlüsse ab, ohne daß es ihnen einfällt, die Unterthanen zu fragen, ob sie auch Lust haben, sich verkaufen, vertauschen und abtreten zu lassen.

Menippus. Und du hältst ein solches eigenmächtiges gewaltsames Verfahren für recht?

Ich. Davon ist nicht die Rede; auch kümmert es die Könige wenig, ob ich und du, und hundert tausend einzelne Menschen unseres gleichen ihre Handlungen für recht oder unrecht halten. Ein andres wäre es, wenn wir die Leute wären, ihnen unsre Meinung an der Spitze eines überlegenen Kriegsheeres zu sagen: und auch dann würde Der Recht behalten, der das Feld behalten hätte.

Menippus, seinen Knüttel schwingend. Du siehst die Ueberlegenheit, die mir dieser Knüttel und meine Schultern über dich geben: ich kann dich

also zu meinem Sklaven machen so bald mirs beliebt?

Ich. Ohne Zweifel.

Menippus. Und mein Knüttel giebt mir das Recht dazu?

Ich. Das Recht? — Wir wollen ehrlich mit einander handeln. Ich fühle mich nicht zum Sklaven aufgelegt, und würde es also schwerlich jemahls recht finden, wenn du mich kraft deines Knüttels zu deinem unterthänigsten und treugehorsamsten Knechte machen wolltest. Aber wenn dein Knüttel ein Talisman wäre, womit du etliche Millionen eben so rüstiger und tapfrer Männer als ich bin, zu deinen Sklaven machtest: so würde dein Recht an uns von dem ganzen Erdboden eingestanden werden; und wir armen Wichte würden, wenn wir uns dagegen sträuben wollten, so lange geknüttelt, bis man uns den gehörigen Respekt vor dem Rechte des Stärkern eingebläut hätte. Die Knüttel der Könige sind solche Talismane, und daher haben sie gegen die Schwächern immer Recht.

Menippus, lachend. Ha, ha, ha! Ich fange an zu merken, daß du deinen Spaß mit mir und mit den Königen treibst. Im Ernste wären wir also einerley Meinung?

Ich. Nicht so ganz; und um dich davon zu überzeugen, will ich (wiewohl gegen das laute

Zeugniß der Geschichte und Erfahrung) so höflich seyn und zugeben, daß alle Monarchie und überhaupt alle Obrigkeit ursprünglich aus einem förmlichen Vertrag entstanden sey. Nun laß einmahl sehen, was du damit gewonnen haben wirst! Ein Vertrag zwischen einem ganzen Volke, das aus einigen hundert tausend Köpfen und doppelt so viel Armen und Fäusten besteht, an einem, und einem einzelnen Manne als König, am andern Theil, ist ein Vertrag zwischen sehr ungleichen Parteyen, und der König wird sich also fürs erste an einer sehr eingeschränkten Gewalt begnügen lassen müssen?

Menippus. Desto besser! Natürlicher Weise wird man über gewisse Grundgesetze einig werden, zu deren Befolgung sich sowohl der König als das Volk anheischig macht.

Ich. Und um diesen Gesetzen die gehörige Kraft zu geben, und die Uebertretung derselben zu verhüten oder zu bestrafen, ist eine Gewalt nöthig?

Menippus. Eine gesetzmäßige Gewalt, allerdings.

Ich. Entweder du mußt annehmen, daß die rohen Völker, die deinen ursprünglichen Vertrag mit ihren Königen schlossen, ganz erstaunliche Meister in der politischen Dynamik und Statik waren, und zu gehöriger Vertheilung und Ausgleichung der Staatskräfte eine sehr

künstliche Verfassung ausklügelten: oder diese gesetzmäßige Gewalt wird uns in ziemlich kurzer Zeit böse Händel machen. Denn, ist diese Gewalt in den Händen des Königs, so kannst du dich darauf verlassen, daß er bald genug Mittel finden wird, durch die Schranken des Vertrags zu brechen, und so willkührlich zu regieren, als ihm und seinen Ministern, Höflingen, Günstlingen, Weibern und Kebsweibern belieben wird. Ist sie aber in den Händen des Volkes, wer soll die Unterthanen zu Erfüllung ihrer Vertragspflichten zwingen, wenn sie in vorkommenden Fällen, aus welcher Ursache es sey, keine Lust dazu haben? Was für eine traurige Rolle wird da der König spielen, und was andres kann man von ihm und seinen Nachfolgern erwarten, als daß sie nicht eher ruhen werden das Mögliche und Unmögliche zu versuchen, bis sie sich in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt haben? Je widerspenstiger sich die Unterthanen dabey bezeigen werden, desto schlimmer für sie! Gegen Ein Beyspiel, wo das Glück den Ausschlag auf die Seite des Volkes gab, sind wenigstens zehn, wo es sich für den König erklärte. Hat dieser einmahl die Macht in Händen, so wird der zwischen ihm oder seinen Vorfahren und dem Volk errichtete Vertrag, und wenn er mit goldnen Buchstaben auf eherne Tafeln geschrieben wäre, eben so wenig geachtet werden als ob er gar nicht existierte.

Wehe dann dem Volke, das seine dadurch versicherten Rechte gegen willkührliche Anmaßungen und Eingriffe seines Monarchen geltend machen wollte! Jeder Widerstand wird als Empörung angesehen, und mit Schwert und Galgen an den Anführern, mit gänzlicher Unterdrückung an dem Volke gerächet werden. Was hilft also dein ursprünglicher Vertrag, der aus Mangel einer höhern Gewalt, wodurch beide kontrahierende Theile zu Erfüllung der Bedingungen gezwungen würden, nicht länger gilt, als ihn der eine oder andere Theil gelten lassen will?

Menippus. Er kann seine Verbindlichkeit durch unrechtmäßige Eingriffe eben so wenig verlieren, als irgend eine Pflicht dadurch, daß sie übertreten wird, aufhört Pflicht zu seyn.

Ich. Ein herrlicher Trost für die Unterdrückten! Um wie viel wird ihr Zustand etwa durch den Gedanken, daß sie Unrecht leiden, gebessert? Aber auch dieses armseligen Trostes hätten sie sich durch die Vorwürfe beraubt, die sie sich selbst über den Unverstand machen müßten, ihre Rechte und Freyheiten auf einen so schwachen Grund, als Worte oder geschriebene Buchstaben sind, gebaut zu haben. Wie konnten sie jemahls erwarten, daß ein Vertrag, der einem herrschsüchtigen und eigenmächtigen Monarchen papierne Schranken entgegen setzt, ihre Rechte gegen seine Gewalt

sicher stellen würde? Nichts als die eiserne Nothwendigkeit setzt Schranken, die auch der mächtigste Tyrann respektieren muß. Sie ist das erste und größte Naturgesetz, und das einzige das nie übertrieben wird, weil es nicht übertreten werden kann. — Der erste König war der Anführer eines Volkes, das sich ihm unterwarf, weil es ein natürliches Vorrecht an ihm erkannte, und eines Anführers bedürftig war. Die Menschen fühlen sich frey, so bald sie durch keinen äußern Zwang, sondern durch die Meinung, daß ihr eigenes Bestes eine gewisse Art zu handeln nothwendig mache, in ihrem Thun und Lassen bestimmt werden. In so fern kann man also sagen, daß die ersten Völker sich ihre ersten Anführer freywillig gaben. Einen förmlichen Vertrag mit diesen Anführern zu schließen konnte ihnen um so weniger einfallen, da sie nichts von einem Oberhaupte fürchteten, das ihnen immer mit seinem Leben für seine Aufführung bürgte. Der erste König war ganz gewiß gut, und maßte sich nicht mehr Gewalt an, als ihm seine Untergebenen zugestanden: aber der erste entscheidende Sieg, den er über ein feindliches Volk erhielt, verschaffte ihm Unterthanen, die es nicht freywillig waren, und legte den Grund zu künftiger Unterdrückung der freywilligen. Der Eroberer wurde nach und nach, schneller oder langsamer, ein großer Monarch, der

an der Spitze eines besoldeten Kriegsheeres von dem größern friedlichen Theil seiner Unterthanen nichts mehr zu befürchten hatte, und von diesem Augenblick an sich alles erlaubt hielt. Sein Recht war das Recht des Stärkern, das ist ein Uebergewicht, das von den Schwächern stillschweigend und duldend so lange für rechtmäßig anerkannt wird, als es erträglich ist, oder als der Gedanke an Widerstand ihnen eben so wenig einfallen kann, als der Gedanke mit dem Kopfe vorwärts durch eine Ellen dicke Mauer zu rennen. In lange schon bestehenden policierten Staaten — wo der Druck der obersten Gewalt durch ein so künstliches Räderwerk vertheilt ist, daß er von den meisten nur auf eine sehr dumpfe Art gefühlt wird; wo die Gewohnheit dieses Gefühl endlich so mechanisch gemacht hat, daß der größte Haufe die ihm aufgelegten Lasten eben so gedankenlos wie jedes andere Lastthier die seinige trägt; wo zu allen fysischen Ursachen des leidenden Gehorsams noch so viele moralische hinzu kommen; wo besonders die Religion mit ihrer ganzen Stärke zu Gunsten des Monarchen wirkt, und die Priester, so lange er sich nicht gelüsten läßt ihre wohl oder übel hergebrachten Rechte anzutasten, seine furchtbarste Leibwache sind: — in solchen Staaten wird der tyrannische Uebermuth auf der einen, und die sklavische Unterwürfigkeit auf der

andern Seite oft bis zum unbegreiflichen getrieben. Indessen ereignet sich doch auch hier zuweilen der Fall, daß der allzu straff gespannte Bogen auch einmahl bricht; daß ein aufs äußerste getriebenes Volk in der Wuth der Verzweiflung seine eigene lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt, und, wofern günstige Umstände ihm das Uebergewicht geben, nun auch an seinem Theile das Recht des Stärkern gegen seinen Unterdrücker geltend macht.

Menippus. Ungefähr wie ein Tieger, der seine Kette zerbrochen, oder ein Mastochs, der sich vom Stricke, woran er zur Schlachtbank geführt wird, los gerissen hätte?

Ich. Die Geschichte der Monarchen und Völker, so weit ich sie kenne, giebt mir kein anderes Resultat als dieses: Der Stärkere herrscht, und der Schwächere gehorcht so lange, bis er selbst der Stärkere wird.

Menippus. Ich gestehe dir, daß ich mich nicht an eine Theorie gewöhnen kann, worin die Menschen mit den Ochsen und Eseln in Eine Reihe gestellt werden.

Ich. Ist es meine Schuld? — Aber da sehe ich einen stattlichen feinen Mann, mit einer offnen Miene und einnehmenden Gesichtsbildung hinter dem Gebüsche hervor kommen. Du kennst ihn vermuthlich. Willst du daß wir ihn zum Schiedsrichter unsers Streites herrufen?

Menippus. Es ist Xenofon, der Lieblingsschüler des weisen Sokrates. Ich bin es zufrieden, wenn er Lust hat das Richteramt anzunehmen.

Xenofon hatte zufälliger Weise hinter dem Gebüsche, wo er ruhete, unserer Unterredung zugehört. Er gestand es uns selbst, und überhob uns dadurch der Mühe, ihm den Gegenstand unsers Streites vorzutragen. Wir glauben, sagte ich, daß uns niemand besser aus einander setzen könne, als der Verfasser des Hieron und der Cyropädie.

Xenofon. Und ich denke nicht, daß es sehr schwer seyn werde euch zu vergleichen, oder ich müßte nur eure Meinungen nicht verstanden haben.

Menippus. Ich dächte, meine Meinung wäre von der seinigen — Auf mich deutend — gerade so weit entfernt als Recht von willkührlicher Gewalt, und das ist die weiteste Entfernung die ich kenne.

Xenofon, zu Menippus. Du behauptest, das Recht der Könige, oder der Obrigkeit überhaupt, gründe sich auf einen Vertrag zwischen dem gehorchenden und dem befehlenden Theile des gemeinen Wesens?

Menippus. Das behaupte ich! Der Vertrag mag nun ausdrücklich mit allen zu einer öffentlichen Handlung gehörigen Formalitäten und

Feyerlichkeiten errichtet, oder stillschweigend eingegangen worden seyn; ein Vertrag muß immer vorausgesetzt werden, als die einzige mögliche Bedingung, unter welcher vernünftige und frey geborne Wesen, wie die Menschen sind, einem ihres gleichen mit Recht unterworfen seyn können.

Xenofon, zu mir. Und du behauptest ein natürliches Recht des Stärkern, den Schwächern zu regieren, und gründest darauf das Recht der Obrigkeit?

Ich. Ich behaupte, die Nothwendigkeit sey die Quelle des Naturgesetzes, und das Naturgesetz die Quelle des Rechts. Die Menschen können ohne Regierung nicht bestehen. Die Natur ließ es also nicht auf ihre Willkühr, oder einen Vertrag, der nur so viel gilt als man ihn gelten lassen will, nicht auf Zufall, oder launisches Spiel der Leidenschaften, oder das wankelmüthige Urtheil der Menschen, das fast immer von jenem abhängt, ankommen, ob und wie sie regiert seyn wollten: sie machte Anstalten, vermöge deren sie regiert werden, sie mögen wollen oder nicht. Der Stärkere regiert immer den Schwächern. Die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechts bestätiget diesen Satz, und ein paar allenfalsige Ausnahmen beweisen nichts gegen die Regel. Das Recht des Stärkern wird auf dem ganzen Erdboden anerkannt. Wenn

nach einem langen und blutigen Kriege Friede gemacht wird, so ist es immer der Stärkere, der die Bedingungen vorschreibt; und diese Bedingungen werden von den Schwächern nur so lange gehalten als sie die Schwächern sind. In den ältesten Zeiten der Welt kannte man kein anderes Völkerrecht, und die ersten großen Monarchien wurden, so wie alle folgenden, bloß dadurch groß, weil sie, den Raubfischen gleich, viele kleinere verschlangen.

Menippus. Und wo kamen denn unsre Griechischen Freystaaten her? Warum wurden unsre Könige von Argos und Theben und Athen und so weiter, welche Anfangs bloß Heerführer und Häupter ansehnlicher Stämme waren, nach und nach abgeschafft?

Ich. Weil ihnen eine kleine Anzahl mächtiger Familien über den Kopf gewachsen war. Die überwiegende Macht der letztern verwandelte die Monarchien in aristokratische Republiken. Das gemeine Volk, des Gehorsams gewohnt, ließ sich Anfangs nicht einfallen, den mächtigsten und reichsten aus ihrem Mittel, so lange sie zusammen hielten, das Recht der Regierung streitig zu machen. Aber nach und nach zerfielen die Aristokraten unter einander, und wurden durch ihre Uneinigkeit unvermerkt die Schwächern. Nun fing das Volk an seine eigne Stärke zu fühlen; es machte eine

Forderung nach der andern, nahm sich endlich mit Gewalt was man ihm nicht gutwillig geben wollte, und die Aristokratie verwandelte sich in Demokratie. Diese letztere grenzt so nahe an Anarchie, daß sie nothwendig von Zeit zu Zeit in einen Zustand verfallen muß, wo es einem beliebten, listigen und unternehmenden Menschen gelingen kann, sich einen mächtigen Anhang, und vermittelst desselben die Alleinherrschaft zu verschaffen. So entstanden die kleinen Tyrannen, wie ihr Griechen es nanntet, von denen einige eurer Republiken bald wohl bald übel regiert wurden. Auch die großen aber kurz dauernden Monarchien Alexanders und Antiochus des Großen hatten keinen andern Ursprung als überwiegende Gewalt: und die Römer wurden, vermöge eben dieser Uebermacht, die Herren und Unterdrücker der Welt, so bald es durch die Waffen entschieden war, daß ihnen weder Karthago, noch Pyrrhus, noch Antiochus, noch Mithridates die Oberherrschaft streitig machen konnten. Kurz, es ist die unläugbarste aller Thatsachen, daß alle Republiken und Monarchien, die jemahls in der Welt gewesen sind, ihr Daseyn der überwiegenden Stärke derer, die sie errichteten, zu danken hatten, und es bleibt also dabey und wird, so lange es Menschen giebt, dabey bleiben:

Befiehlt wer kann, gehorcht wer muß.

Xenofon. Ihr habt euch beide so deutlich erklärt, daß ich eure Meinung vollkommen gefaßt zu haben glaube; und ich finde mich dadurch in dem, was ich vorhin sagte, bestätiget. So bald ihr euch nur selbst recht verstehet, werden wir, denke ich, alle drey über diese Sache Einer Meinung seyn.

Menippus. Das soll mich wundern!

Xenofon. Wir sind wenigstens über Einen Punkt einverstanden, nehmlich, daß die Menschen ohne bürgerliche Verfassung und Regierung nicht bestehen können; man müßte denn annehmen wollen, die Natur habe die einzige Gattung von Wesen, die einer unabsehbaren Vervollkommnung fähig ist, dazu bestimmt, ewig in einem Zustande thierischer Wildheit und eines ewigen Krieges unter sich selbst und mit der ganzen Natur zu beharren. Denn dieß ist der natürliche und nothwendige Zustand aller Menschenstämme, die ohne bürgerliche Regierung leben.

Menippus. Zum Beweise, daß ich nicht haberechten will, soll dieß von meiner Seite unnachtheilig zugestanden seyn.

Xenofon. Wenn es wahr ist, so wollen wir unbesorgt seyn, was daraus folgen mag. Wahrheit kann nichts als Wahrheit gebären, und ist nie mit sich selbst im Widerspruch. Wir stimmen also darin überein, daß es den Menschen um ihres eigenen Besten wil-

len nöthig ist, in bürgerlicher Verfassung zu leben und regiert zu werden. Aber auch darin werden wir, denke ich, übereinstimmen, daß unter allen Thieren, die nicht von Natur ganz wild und unbezähmbar sind, keines ungeneigter ist sich regieren zu lassen, als der Mensch. Sogar die natürliche Herrschaft der Aeltern über ihre Kinder ist ein Joch, wogegen sich die letztern von Jugend auf sträuben, und dem sie sich, da sie es nicht ganz abschütteln können, doch auf alle mögliche Weise zu entziehen suchen. Bey diesem angebornen Triebe zur Unabhängigkeit und willkührlichen Selbstbestimmung, bey diesem instinktmäßigen Haß gegen alles was unsrer Freyheit Schranken setzt, was sollte da wohl die Menschen dahin bringen können, sich regieren zu lassen, wenn es nicht eine Nothwendigkeit wäre, der sie sich nicht entziehen können?

Menippus. Ich sehe wo du mich an diesem Faden hinführen willst: aber es giebt allerdings außer der Nothwendigkeit noch etwas, das die Menschen bewegen kann sich willig regieren zu lassen; und dieses Etwas — ist ihre Vernunft.

Xenofon. Sehr wohl! Aber du vergissest doch nicht, Menippus, daß alle Menschen als Kinder geboren werden, deren Vernunft sich nur langsam durch Erziehung entwickelt, und

nur spät durch Erfahrung zur Reife gelangt? Unmöglich kann es die Vernunft seyn, was die Kinder ihren Aeltern unterwürfig macht. Eben dieß ist und war auch von jeher der Fall bey allen noch unpolicierten Stämmen, Horden, und kleinen Völkerschaften, aus denen sich die größern Völker und die bürgerlichen Verfassungen nach und nach gebildet haben. Ein rohes Volk ist ein Haufen großer Kinder, eben so rasch und heftig in seinen Trieben und Leidenschaften, und beynahe eben so unerfahren als diese, aber um so viel unbändiger, als sie mehr Kräfte haben und sich ihrer besser zu bedienen wissen.

Menippus. Auch die Vernunft wirkt Anfangs bloß als Instinkt in dem Menschen, ohne darum weniger Vernunft zu seyn. Es ist eine Blume in der Knospe. Aeltern, welche die Liebe und das Zutrauen ihrer Kinder zu gewinnen wissen, werden sie immer sichrer und besser regieren, als diejenigen, die ihr häusliches Regiment auf bloße Gewalt und Furcht der Strafe gründen.

Xenofon. Eine sehr wahre Bemerkung, woraus wir aber nicht mehr folgern wollen als wirklich aus ihr folgt. Die Regierung der Aeltern über ihre Kinder wird durch Liebe, Dankbarkeit, Zutrauen, unterstützt, erleichtert, befestigt; aber diese Gefühle können nicht das Fundament derselben seyn, oder sie würde auf einem sehr schwachen und schwankenden Grunde

ruhen. Wir müssen die menschliche Natur nicht schlimmer, aber auch nicht besser voraussetzen als sie ist. Jene sanften und schönen Bande des Herzens sind zu zart, um nicht alle Augenblicke von der thierischen Sinnlichkeit eines Geschöpfes zerrissen zu werden, das immer nur im Gegenwärtigen lebt und von jeder Begierde unwiderstehlich hingerissen wird. Zugestanden, daß diese Bande mit zunehmender Vernunft der Kinder immer Stärke erhalten, so ist doch unläugbar, daß sie in den eigentlichen Jahren der Kindheit nicht stark genug sind. Kurz, die Regierung der Aeltern gründet sich nicht auf einen zwischen ihnen und ihren Kindern errichteten, weder förmlichen noch stillschweigenden Vertrag, sondern auf die Nothwendigkeit regiert zu werden, und auf ein Gefühl dieser Nothwendigkeit, welches durch die überwiegende Stärke der Aeltern erweckt und unterhalten wird. Und gerade dieß ist auch der Fall bey Völkerschaften, die, ihrer rohen Unwissenheit und Unbändigkeit wegen, durch Nothwendigkeit und Zwang gewöhnt werden müssen, das Joch der Regierung zu tragen. Kinder und Völker müssen regiert werden, weil sie sich selbst nicht regieren können, und müssen gehorchen lernen, nicht weil es ihnen so beliebt, sondern weil sie, gern oder ungern, gehorchen müssen.

Menippus. Dein Gleichniß paßt nicht

ganz, denke ich. Ich will nicht auf den Umstand drücken, daß die Ungleichheit zwischen Kindern und Aeltern größer und augenscheinlicher ist als zwischen einem Volk und seinem Regenten. Du würdest mir entgegen halten, daß die Rede jetzt von den ältesten Völkern und ihren Regenten sey, deren persönliche Vorzüge sehr in die Augen fallend seyn mußten. Aber ich sehe hier noch einen sehr bedeutenden Unterschied. Die väterliche Regierung und Gewalt erstreckt sich nur über die Jahre der Unmündigkeit, und hört auf so bald die Kinder für sich selbst sorgen können: aber die Gewalthaber über die großen Kinder wollen nichts davon wissen, daß ihre Vollmacht mit der Epoke der Unmündigkeit derselben ihre Endschaft erreicht hat. Wie widersinnig es auch ist, daß eine durch Künste gebildete, durch Wissenschaften aufgeklärte, durch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte verständige Nazion sich in ihrem männlichen Alter noch eben so behandeln lassen soll wie in ihrem kindischen: so sehen wir doch, daß die besagten Gewalthaber sich an diese Ungereimtheit nicht kehren, sondern im Gegentheil das Joch nur desto schwerer machen, je mehr sie Ursache haben den Unterjochten Vernunft und Stärke genug zuzutrauen, es abzuschütteln.

Xenofon. Was an dieser Bemerkung wahr ist, streitet nicht gegen mich. Allerdings

ist es ungereimt, ein gebildetes und aufgeklärtes Volk so zu behandeln als ob es noch in seinen Kinderjahren wäre. Aber was nennen wir ein aufgeklärtes Volk? Der größte Haufe wird diesen Nahmen nie verdienen. Die Erfahrung aller Zeiten über den Karakter des Volkes sowohl in monarchischen als populären Staaten (und in diesen letztern vornehmlich) lehrt unwidersprechlich, daß die Menge immer unmündig bleibt, und immer nöthig hat daß andere für sie denken und ihr gemeinsames Interesse wahrnehmen. Es bleibt also durch die allgemeine Geschichte bestätigt, daß ein ganzes Volk nie zu einem so hohen Grade von Vernunft und Weisheit gelangt, daß es lediglich seinem eigenen Urtheil überlassen werden könnte, ob und wie es regiert werden wolle. Immerwährende Verwirrung, Anarchie, und Rückfall in die alte Wildheit würde die unausbleibliche Folge einer solchen Emancipazion desselben seyn. Es muß also in jeder bürgerlichen Verfassung, wenn sie anders Bestand haben soll, eine Macht seyn, die sich nicht auf Vertrag oder willkührliches Gutbefinden des Volkes, sondern auf das große Gesetz der Nothwendigkeit gründet. Da die Menschen ohne bürgerliches Regiment das nicht seyn noch werden können, wozu die Natur sie bestimmt hat; so ist es nothwendig, daß sie einer Obrigkeit gehorchen: und weil der Gehorsam gegen diese Obrig-

keit, ohne Auflösung der bürgerlichen Verfassung, nicht in ihr Belieben gestellt werden kann; so ist es nothwendig, daß er aus dem Gefühl der obrigkeitlichen Uebermacht und aus Furcht vor den unangenehmen Folgen der Widerspenstigkeit entspringe. Und so möchte denn wohl der Satz dieses Fremdlings, „befiehlt wer kann, gehorcht wer muß,“ in der Natur der Dinge selbst gegründet, und eben dieß die Ursache seyn, warum er durch die allgemeine Erfahrung auf dem ganzen Erdboden bestätiget wird.

Menippus. Desto schlimmer, wenn es so ist! Das Recht des Stärkern, und mit ihm ein ewiger Krieg der Stärkern mit den Schwächern, wäre also Ordnung und Absicht der Natur selbst?

Xenofon. Dieser ewige Krieg ist nichts weniger als eine Folge der Nothwendigkeit, daß der Stärkere regiere und der Schwächere gehorche. Im Gegentheil, so bald eine Macht für die Stärkere anerkannt wird, (und wie könnte sie sonst die stärkere seyn?) so folgt vielmehr Friede daraus; oder der Schwächere müßte auch am Verstande so schwach seyn, daß er das Unmögliche für möglich hielte.

Menippus. Das Recht der Wölfe über die Schafe wäre also festgesetzt! Aber wie es auf das Menschengeschlecht passen könne, das doch vor bloßem Vieh etwas nicht ganz unbeträcht-

liches, Vernunft genannt, voraus zu haben scheint, dieß, ich gestehe es, will mir noch nicht klar werden.

Xenofon. Da möchte denn doch wohl die Schuld nur an dir selbst liegen, guter Menippus. Das natürliche Recht der Wölfe an die Schafe, wenn du es so nennen willst, ist ein Recht sie zu fressen; das Recht des Stärkern, wenn von Menschen die Rede ist, kann, eben darum weil es ein Verhältniß von Menschen zu Menschen, nicht von Wölfen zu Schafen ist, keinen andern Gegenstand haben, als den Schwächern zu führen und zu schützen, falls sich beide noch in dem Stande natürlicher Freyheit und Gesellschaft befinden. Ist diese aber, auf welche Weise es nun geschehen seyn mag, in bürgerliche Gesellschaft übergegangen, welche, vermöge ihrer Natur, auf eine höchste, von allen Gliedern der Gesellschaft anerkannte und gefürchtete Gewalt gegründet ist: so ist es abermahls Natur der Sache, daß der letzte Zweck der Gesellschaft, nehmlich das Wohl des Ganzen, oder (genauer zu reden) die Erhaltung seiner innerlichen und äußerlichen Sicherheit, die Anwendung und die Grenzen dieser höchsten Gewalt bestimmt. Denn überhaupt müssen wir bey Erörterung dieser ganzen Sache nicht aus den Augen verlieren, daß der Mensch, so wie er das Tageslicht erblickt, Ansprüche und Befugnisse mitbringt, die von der

Willkühr anderer Menschen unabhängig sind, und deren ihn keine Gewalt berauben darf, wenn er sich ihrer nicht durch seine eigenen Handlungen verlustig macht. Macht, Stärke oder Kraft, (welches hier, da wir jetzt in allgemeinen Begriffen schweben, einerley ist) und Recht sind keine unverträgliche oder einander aufhebende Dinge: im Gegentheil, das Recht ist das was die Macht bestimmt, und ihr die gehörige Richtung giebt. Es giebt Fälle, wo ein Mensch um seiner eigenen Sicherheit willen genöthiget ist, einen andern Menschen, wenn er kann, zu seinem Sklaven zu machen; und eben dieser Fall kann, unter besondern Umständen und Einschränkungen, zwischen zwey Stämmen oder Völkern eintreten: aber außer diesen besondern Fällen kann kein Mensch den andern, kein Volk das andere zu seinem Sklaven zu machen berechtigt seyn. Gesetzt also, ein Tyrann mißbrauche, unter welchem ehrwürdigen Nahmen es auch seyn mag, seine Gewalt zur Unterdrückung seiner Unterthanen, anstatt sie zu Beförderung ihrer Wohlfahrt anzuwenden: so ist diese Anwendung seiner Gewalt, vermöge der Natur der Sache, unrechtmäßig; und die Unterdrückten sind berechtigt sich zu helfen so bald sie können, das ist, so bald sie durch ihre Einmüthigkeit die Stärkern sind.

Menippus. Ich sehe nicht allzu deutlich,

wie dieses Recht, das du dem Volke gegen den Gewalthaber zugestehest, mit den Begriffen von Unmündigkeit und Unvermögen sich selbst zu berathen, auf welche du noch kürzlich die Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Uebermacht gegründet hast, verträglich seyn kann.

Xenofon. So wollen wir versuchen, es uns deutlicher zu machen. Wir haben als etwas aus der menschlichen Natur und der allgemeinen Erfahrung erweisliches vorausgesetzt, daß die Menschen, um glücklicher als im Stande natürlicher Wildheit zu seyn, in bürgerlicher Verfassung und also unter obrigkeitlicher Gewalt leben, das ist mit Einem Worte, daß sie regiert werden müssen. Da sie sich hierin mit den unmündigen Kindern in einerley Falle befinden, so haben wir einem jeden Volke in so fern eine Art von Unmündigkeit zugeschrieben. In der That liegt der Grund, warum es einem Volke so schlechterdings nöthig ist regiert zu werden, bloß in dieser Aehnlichkeit zwischen den großen und kleinen Kindern. Beide haben einen natürlichen Hang zur Geselligkeit, zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und Spielen: aber der häufige Zusammenstoß ihrer Forderungen, und die wenige Gewalt die sie über ihre leicht entzündbaren Leidenschaften haben, veranlaßt alle Augenblicke Streit und Gewaltthätigkeiten unter ihnen, die bey den großen Kindern alle Bande der Gesell-

schaft zerreißen würden. Dieses zu verhüten muß also eine überwiegende Macht vorhanden seyn, die jene Bande zusammen hält. Allein diese Macht darf (wie keine Kraft in der Natur) nie willkührlich — sondern soll und muß nach Gesetzen wirken, die in der Natur des Menschen und in dem Endzwecke der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig gegründet sind. Diese Gesetze mögen geschrieben oder ungeschrieben, deutlich erkannt oder nur verworren geahndet seyn, genug sie sind da, sie liegen in der Natur der Sache, sie sind Aussprüche der allgemeinen Vernunft, und müssen befolgt werden, oder der Endzweck der bürgerlichen Verfassung wird vereitelt. Eine diesen Gesetzen zuwider laufende Regierung ist Mißbrauch der höchsten Gewalt, oder Tyranney; und da das Elend der Unterthanen eine unausbleibliche Folge davon ist, so haben die letztern nichts als ihr Gefühl vonnöthen, um zu wissen, ob sie wohl oder übel regiert werden. Ist das Uebel zu groß um länger ertragen zu werden, so wird auch dieses Gefühl allgemein, und erweckt endlich, wenn die Mißhandlungen fortdauern, ein anderes, das lange durch Furcht und Gewohnheit zu gehorchen eingeschläfert lag, nehmlich das Gefühl eigener fysischer und moralischer Kräfte, und dieses bricht natürlicher Weise in Versuche aus, sich derselben zu seiner Rettung zu bedienen. Ein Volk kann

sich nicht selbst regieren; aber es kann seine Arme zu seiner Selbstvertheidigung aufheben: und wiewohl die wenigsten weise genug sind ihr Privatinteresse dem gemeinen Besten aufzuopfern; so giebt es doch Fälle, wo wenigstens die Verzweiflung alles wagt, um ein gemein verderbliches Uebel abzutreiben.

Menippus. Und was wird dann aus dem leidenden Gehorsam, der doch, wenn die Stärke ein Recht zu herrschen giebt, auf Seiten der Unterthanen eine nothwendige Folge ihrer Schuldigkeit ist, der überwiegenden Gewalt unterthan zu seyn?

Xenofon. Die Natur, oder, was auf Eines hinaus läuft, die Nothwendigkeit, hat den Menschen vieles zu leiden auferlegt. Empörung gegen unvermeidliche Uebel wäre Tollheit; aber ein geringeres Uebel zu leiden, um eines größeren überhoben zu seyn oder eines nur mit diesem Uebel erkäuflichen Guten theilhaftig zu werden, ist der Vernunft gemäß. In diesem Sinne ist leidender Gehorsam oft (und nur allzu oft) unvermeidliches Loos der Menschheit, und nothwendige Bedingung des bürgerlichen Lebens. Aber zu einem Gehorsam, der immer bereit wäre, alles, auch das unerträglichste zu leiden, ungeachtet es nur auf uns ankäme es nicht zu leiden — das ist, zu einem Gehorsam, der die

Menschen zu etwas weniger als Vieh, zu bloßen Maschinen, herab würdigte, dazu kann uns nichts verpflichten. Uebrigens, lieber Menippus, wollen wir herrschen und regieren nie für gleichbedeutende Wörter gelten lassen. Die Natur hat die Menschen nicht zu Sklaven in die Welt gesetzt; sie müssen regiert, geleitet, berathen, nicht beherrscht werden: und wiewohl sich vermöge des Zusammenhangs der menschlichen Dinge, der nicht ganz von uns abhängt, Fälle zutragen, wo bloße Stärke das Recht zu regieren giebt; so kann sie doch niemahls ein Recht geben, gegen die Naturgesetze der Menschheit und die darauf gegründeten Grundgesetze aller bürgerlichen Gesellschaft zu regieren, das ist, willkührlich und tyrannisch zu herrschen.

Menippus. Wir sind also, wie es scheint, bloß in der Art wie wir uns ausdrücken, verschieden. Die Gewalthaber sind, wie du selbst behauptest, verbunden nach Gesetzen zu regieren, und die Unterthanen berechtigt das Joch abzuschütteln, wenn sie es unerträglich finden. Das Verhältniß zwischen dem Regierer und den Regierten beruhet also auf gegenseitigen Rechten und Pflichten, deren Beobachtung von beiden Seiten die Bedingungen desselben sind. — Nennen wir dieß Vertrag oder nicht, der Nahme thut nichts zur Sache; aber die Sache ist gerade so,

als ob der Vertrag dabey zum Grunde läge: „Wir wollen dir gehorchen, wenn du uns wohl regierest; aber so bald du deine Schuldigkeit gegen uns nicht erfüllen willst, sind auch wir von der unsrigen gegen dich entbunden.“

Xenofon. Wie ich sehe, Freund Menippus, steht dein gesellschaftlicher Vertrag noch immer zwischen uns, und ich bin dir, mit allem was ich gesagt habe, noch immer unverständlich geblieben. Die bürgerliche Ordnung unter den Menschen auf den Begriff eines Vertrages zu gründen ist hauptsächlich darum unschicklich, weil ein Vertrag voraussetzt, daß es gänzlich von dem Belieben der Parteyen abhängt, ob und wie sie sich vertragen wollen. Dieß ist aber, nach meinen Begriffen, bey der bürgerlichen Ordnung keinesweges der Fall. Ich betrachte diese als ein Gesetz der Natur, als eine in der Beschaffenheit des Menschen gegründete nothwendige Bedingung seiner möglichsten Entwicklung und Ausbildung, worauf doch die Natur alles bey ihm angelegt hat. Wenn es Menschenrassen geben sollte, denen es an dieser Anlage zur Vervollkommnung gänzlich fehlte, so gehörten sie nicht zu den Menschen von denen hier die Rede ist: sie machten vielmehr eine Mittelgattung zwischen Menschen und Affen aus, die durch den Mangel der Triebfedern der Vervollkommnung genöthigt wäre, sich

ewig in dem engen Kreise des thierischen Lebens herum zu drehen. Die edlern Menschenrassen hingegen haben sich alle, früher oder später, mehr oder weniger, je nachdem ihnen die äußern Umstände beförderlich oder nachtheilig waren, aus dem Stande der rohen Natur heraus gearbeitet, und in bürgerliche Gesellschaften zu Befestigung und Erhöhung eines gemeinschaftlichen Wohlstandes vereiniget. Natur und äußere Nothwendigkeit arbeiteten hierbey zusammen auf Einen Zweck; und wiewohl es ungereimt wäre zu sagen, die Menschen hätten sich bloß leidentlich dabey verhalten; so läßt sich doch eben so wenig behaupten, daß sie bey Errichtung der ersten bürgerlichen Gesellschaften als Künstler zu Werke gegangen, und sich, nach vorgängiger gemeinsamer und freyer Berathschlagung, einhellig diejenige Staatsverfassung und Regierung gegeben hätten, die sie zu Erzielung des möglichsten Wohlstandes des gemeinen Wesens für die vollkommenste erkannt hätten. Die Geschichte widerspricht dieser Hypothese geradezu, und muß ihr widersprechen, weil sie dem Gang der Natur in Entwicklung des Menschen, und also dem was vermöge der Natur möglich ist, zuwider läuft.

Um dich hiervon zu überzeugen, laß uns einen Blick in die ältern Zeiten der Welt werfen. Das erste, was uns da in die Augen fällt, ist der

große Unterschied zwischen der Verfassung der Völker im nördlichen Theile Asiens und in Europa, und derjenigen, welche die südlichern Länder Asiens bewohnen. In den letztern finden wir, lange vor der Policierung unsers Griechenlandes, schon große monarchische Staaten, wo die Willkühr des Regenten das höchste Gesetz ist; wo er wie ein Gott verehrt, und wie ein böser Dämon gefürchtet wird; wo er Herr und Eigenthümer des ganzen Staats ist, und die Unterthanen sich ohne Weigerung als seine Sklaven betrachten, über deren Güter, Vermögen, Leib und Leben er nach Belieben schalten kann; kurz, wo der Monarch Alles ist, und das Volk gar keine bürgerliche Existenz hat.

Menippus. Aber wie, um aller Götter willen, ists möglich, daß Menschen, die ihrer Sinne mächtig waren, sich jemahls zu einer so unnatürlichen Verfassung bequemen konnten?

Xenofon. Nichts ist begreiflicher; und der Grund davon ist, weil nichts natürlicher war als eben diese unnatürliche Verfassung — in ihren ersten Anfängen. Denn sie erwuchs, beynahe eben so unmerklich als eine Pflanze aus ihrem Keime wächst, aus der ältesten patriarchalischen Lebensart der Menschen. Aus dem Vater einer Familie ward endlich das Haupt eines

Stammes; unter mehrern Stämmen überwältigte der mächtigste nach und nach die schwächern, und das Haupt desselben wurde König. Während des Zeitlaufs, der zu diesen Fortschritten erfordert wurde, bildete sich unter diesen Menschen unvermerkt eine Art von bürgerlicher Regierung nach dem Modell der natürlichen Familienmonarchie, von welcher sie ausgegangen war: der König wurde als der Vater der Völker, die er regierte, und diese als seine Kinder angesehen. Jener regierte so unumschränkt, wie ein Vater im Stande der natürlichen Gesellschaft über seine Familie: diese ließen sich eben so wenig einfallen mit ihrem Fürsten, als Kinder mit ihrem Vater, einen Vertrag zu errichten, und ihnen die Bedingungen, unter welchen sie gehorchen wollten, vorzuschreiben. Eine solche Verfassung konnte, so lange sie ihrem Ursprung näher war, und unter allerley günstigen Umständen, eine Zeit lang das Glück der Völker machen; auch findet man, selbst seitdem beynahe der ganze Orient unter dem Druck eines eisernen Despotismus schmachtet, hier und da noch einige Ueberbleibsel und Spuren der ursprünglichen Humanität dieser Vaterregierung. Aber unglücklicher Weise fehlt ihr eine Triebfeder, die der natürlichen eigen und so unentbehrlich ist, daß ihr Mangel sogar leibliche Väter zu Tyrannen macht. Das natürliche Familienregiment gründet sich zwar (so

wie sein bürgerliches Nachbild) auf die Furcht der Kinder vor der väterlichen Gewalt: aber die Natur sorgte dafür, diese letztere durch die Liebe zu mildern, die sie dem Herzen der Aeltern einpflanzte. Die Väter der Völker hingegen, denen dieser wohlthätige Instinkt fehlt, begnügen sich gefürchtet zu werden, ohne das Verhaßte ihrer Gewalt durch Liebe, welche Gegenliebe gebiert, zu mildern. Knechtische Furcht, auf den blendenden Glanz eines unzugangbaren Thrones, auf Myriaden von Trabanten, auf zahllose Kriegsheere und das immer gezückte Schwert der Rache, kurz auf unwiderstehliche Gewalt gegründet, ist das einzige, was diese Monarchien zusammen hält, und die Sicherheit der Despoten und ihrer Satrapen ausmacht. Zuweilen sendet wohl auch das Schicksal den Unglücklichen einen Befreyer, einen Cyrus, zu, der die alten Fesseln zerbricht, und ein neu gestiftetes Reich mit Weisheit und wahrem Vatersinne regiert: aber dieser Fall ereignet sich selten, und das Gute, das dadurch bewirkt wird, ist meistens nur persönlich und vorüber gehend; denn die erste Quelle des Uebels, die Verfassung, bleibt, und eine Reihe blöder oder lasterhafter Nachfolger zerstört in kurzem wieder, was der einzelne wohlthätige Regent gebauet hat.

Menippus. Aber wenn diese Verfassung der südöstlichen Völker Asiens den Ursprung hat,

den du ihr giebst, wie kommt es, daß die nördlichern Asiaten, und die Europäischen Völker davon frey geblieben sind? Wenn jenen despotischen Monarchien das natürliche Familienregiment zum Grunde liegt, welches man allerdings (wie es scheint) als den Keim aller bürgerlichen Regierung ansehen kann: so müßte ja der Despotismus über den ganzen Erdboden ausgebreitet seyn?

Xenofon. Wäre er eine nothwendige Folge der ursprünglichen Familienregierung, so würde dieß allerdings der Fall gewesen seyn. Aber wenn ich vorhin der unnatürlichsten aller Regierungsformen diesen natürlichen Ursprung gab, so fiel mir gar nicht ein, verschiedene zufällige Umstände, als z. B. den Einfluß des Klima's und die daher entspringende Sinnesart und Lebensweise, als mitwirkende Ursachen, auszuschließen. Bloß diese äußerlichen Umstände haben den Unterschied hervorgebracht, den man zwischen den nördlichen und südlichen Bewohnern der Erde wahrnimmt. Ein warmes, bis zur Ueppigkeit fruchtbares, und eine mäßige Arbeit hundertfältig belohnendes Klima, lud die Menschen ein, dem herumirrenden Hirtenleben zu entsagen und in festen Wohnsitzen sich anzupflanzen. Eine Menge friedsamer Künste, die Töchter des Ackerbaues und einer mildern Lebensart, entwöhnten sie von den kriegerischen Sitten ihrer Voraltern. Unvermerkt, aber nur desto unwiderstehlicher,

wirkte der Einfluß der Luft, der Sonne und des Bodens auf die Leibesbeschaffenheit und Sinnesart der Einwohner der heißen Erdstriche. Wollüstige Ruhe und sinnlicher Lebensgenuß ist ihr höchstes Gut; und diesem Karakter ist die despotische Staatsverfassung so angemessen, daß, außer den rauhern Bewohnern der gebirgigen Provinzen, schwerlich irgend ein Volk im südlichen Asien, vom Eufrates zum Ganges und bis an die Ufer des östlichen Weltmeers, nur des Gedankens fähig ist, die despotische Regierungsform (zumahl da sie nun bereits Jahrtausende lang an sie gewöhnt sind) gegen irgend eine freye, populare oder aristokratische zu vertauschen.

Eine ganz andere Bewandtniß hatte es natürlicher Weise mit den Stämmen oder Horden der nomadischen Völker, die in den ungeheuern Steppen und Wildnissen des nördlichen Theils von Asien und Europa mit ihren zahlreichen Herden umher zogen, und, so wie ihnen diese unermeßlichen Strecken zu enge wurden, sich gegen Mittag und Abend fortdrückten, und von Zeit zu Zeit die reichen mittäglichen Provinzen wie verheerende Fluten überschwemmten. Diese Völker haben Jahrtausende lang keine andere als freye Verfassungen gekannt. Aber auch die ihrigen entsprangen aus der patriarchalischen, die das Urbild aller gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen ist. So wie eine Familie sich in

mehrere Zweige ausbreitete, so wurden die Väter dieser Zweige die natürlichen Räthe und Gehülfen des gemeinschaftlichen Anherrn des ganzen Stammes. Wuchs in der Folge jeder Zweig wieder zu einem besondern Stamme, so verlor sich endlich der Begriff eines gemeinschaftlichen Vaters oder Oberhauptes. Jeder Stamm behauptete seine natürliche Unabhängigkeit von dem andern, ohne jedoch der alten Familienverbindung, die durch einerley Sprache und Sitten unterhalten wurde, gänzlich zu entsagen. Bey Gelegenheit gemeinschaftlicher Gefahren oder Unternehmungen machten die besondern Häupter dieser kleinern Horden Eines Hauptstammes den allgemeinen Rath desselben aus; eine Art von unförmlicher natürlicher Aristokratie, die nichts von ihrem Ansehen verlor, wenn auch die Umstände einen gemeinschaftlichen Anführer oder König nothwendig machten. Denn dieser war im Grunde doch nur der Erste unter seines gleichen, wiewohl ihm seine freywilligen Untergebenen in gewissen Fällen, wo das gemeine Beste es zu erfordern schien, selbst den unbedingtesten Gehorsam selten verweigerten. Wie gesagt, Jahrtausende lang ist dieß die Verfassung aller Nomadischen, Skythischen und Celtischen Völkerschaften des nördlichen und abendländischen Theils unserer Erdkugel gewesen. Sie war ihrem unruhigen, herum irrenden Jäger-

und Hirtenleben, ihrer dem rauhern Klima gemäßen Sinnesart, Stärke und Unbändigkeit, dem unaufhörlichen Kriegsstande, worin bald die größern Horden, bald die kleinern Stämme an einander geriethen, sich drückten, verdrängten, zu Boden warfen, auch wohl gänzlich aufrieben, die natürlichste und angemessenste.

Aber diese Art von Freyheit grenzt zu nahe an gänzliche Verwilderung, als daß sie der Zustand seyn könnte, worin die menschliche Gattung den Grad von Ausbildung und Wohlstand, worauf es die Natur bey ihr angelegt hat, erreichen könnte. Freyheit ohne eine weislich ausgedachte und künstlich organisierte bürgerliche Verfassung wächst gar bald in Barbarey und Wildheit aus, und ist in ihren Folgen oft noch verderblicher als die Sklaverey der despotischen Regierungsart. Beide hemmen den Fortschritt der Kultur, verewigen den Stand der Kindheit des Menschengeschlechtes, und zwingen ganze Völker, mit den glücklichsten Anlagen Jahrtausende auf eben demselben Punkte stehen zu bleiben. Der einzige Unterschied zum Vortheil der Wildheit ist: daß sie die edlern Naturkräfte des Menschen ungeschwächt schlummern läßt, da diese hingegen von der Sklaverey abgestumpft und gänzlich niedergeschlagen werden. Ein Haufen roher Wilden kann unter günstigen Umständen sich nach und nach zu einem

Volke ausbilden, das mit großen körperlichen und moralischen Kräften zu dem, was die Vollkommenheit der menschlichen Natur ausmacht, empor strebt: aus einem Volk hingegen, das seit vielen Generazionen gewohnt ist am Joche zu ziehen, und alle Lasten die auf seinen Rücken aufgehäuft werden mit stummer Geduld zu tragen, wird nichts besseres; es müßte nur durch außerordentliche Begebenheiten, so zu sagen, erst vernichtet und dann wieder neu geschaffen werden, wovon mir kein Beyspiel bekannt ist. Alle Revoluzionen, die sich gewöhnlich mit solchen Völkern zutragen, endigen sich damit, daß sie der Raub eines andern Herren werden.

Laß uns nun nach dem Punkte, von welchem wir ausgegangen sind, zurück sehen, Menippus. Ich behauptete, die bürgerliche Gesellschaft sey nicht sowohl ein Kunstwerk des menschlichen Verstandes, als vielmehr das Resultat des Bedürfnisses, der Nothwendigkeit und zufälliger Umstände: und ich berief mich hierüber auf ihren Ursprung in den ältesten Zeiten der Welt. Die Geschichte schien es uns begreiflich zu machen, wie aus einerley Urform in Südosten und Süden die großen despotischen Reiche, in Norden und Nordwesten hingegen die aus Demokratie, Aristokratie und Monarchie zusammen gewachsne Regierungsform entstanden, aus welcher sich, bey zunehmender Kultur, nach Maßgabe der

Umstände theils die so genannten Freystaaten, theils die gemäßigte und eingeschränkte Monarchie gebildet haben. Nirgends zeigt uns die Geschichte eine Staatsverfassung, die man für ein reines Werk der Vernunft, ja nur für den Beschluß einer allgemeinen freyen Berathschlagung gelten lassen kann; und wenn auch einige wenige Beyspiele das Gegentheil zu zeigen scheinen, so ist doch gewiß, daß sich selbst in unsern freyesten Republiken nur einzelne politische Momente finden, wo die Freyheit nicht durch willkührliche Gewalt Eines oder mehrerer Aristokraten, oder eines von selbstsüchtigen Demagogen mehr beherrschten als geleiteten Pöbels eingeschränkt, und nur allzu oft in einen blosen Nahmen verwandelt worden wäre.

Die bisherige Erfahrung zeigt uns also nichts, was nicht die Behauptung bestätigte, daß alle bürgerliche Ordnung nur dadurch besteht, daß der gehorchende Theil, gern oder ungern, das Joch der obrigkeitlichen Gewalt tragen muß, durch welche er in den Schranken des Gesetzes, die er immer zu durchbrechen geneigt ist, zurück gehalten wird. Aber eben dieselbe Erfahrung zeigt auch, daß die zur Aufrechthaltung des gemeinen Wesens unentbehrliche Macht sich immer auszudehnen sucht, und durch die Gesetze, welche sie handhaben soll, und welchen sie selbst untergeordnet ist, sich nur so lange und in so fern gebunden

hält, als es ihr kein Opfer ihrer eigennützigen Neigungen, Leidenschaften und Entwürfe kostet. Eine große Macht wird daher fast immer, mehr oder weniger, zu Bedrückung des Volks, gemißbraucht. Dieses duldet viel und lange; theils aus dem dunkeln Gefühl, daß es nicht verlangen kann die Vortheile der bürgerlichen Verfassung ohne Aufopferungen zu genießen; theils weil die Macht der Gewohnheit so viel über den Menschen vermag, daß ihm beynahe alles, was sein Daseyn nicht schnell und unmittelbar zerstört, durch sie erträglich wird; theils weil jedes einzelne Glied der Gesellschaft sein Unvermögen, einer überwiegenden und durch die Einbildung noch vergrößerten Gewalt zu widerstehen, fühlt, und Widerstand in großen Massen durch die Verfassung unmöglich gemacht ist. Die Gewalthaber an ihrem Theil werden indessen eben so gewohnt, keinen Widerstand zu finden, als das Volk, keinen zu thun. Unvermerkt räumen sie nach und nach alles aus dem Wege, was ihnen Anfangs Schranken setzte. Die Mittel sind unermeßlich, die der Inhaber der höchsten Gewalt im Staat in den Händen hat, das Volk, je nachdem die Umstände es fordern, zu täuschen, zu verführen, zu schrecken, zu erhitzen, zu besänftigen, bis er es endlich so weit gebracht hat, daß sein bloßer Wille die Quelle aller Gesetze wird, oder (was eben dasselbe ist) die Gesetze

nach Belieben einschränken oder ausdehnen, aufhalten oder beschleunigen, und jeden, den er begünstigen will, so wie sich selbst, von ihrem Zwang befreyen kann. Von nun an ist leidender Gehorsam das Loos des Volkes, und überhaupt aller, die nicht auf die eine oder andere Weise an der höchsten Gewalt Antheil haben. Da aber gleichwohl der möglichste Wohlstand des Ganzen, woran niemanden mehr als den Gewalthabern gelegen ist, es nothwendig macht, den Unterthanen wenigstens einen gewissen Grad von Thätigkeit zu lassen: so mag ein großer Staat noch immer Jahrhunderte lang bey einer solchen Verfassung bestehen; weil das Volk, wiewohl es in politischem Sinne nichts ist, wenigstens einen Theil seiner Kräfte zu Vermehrung seines Privatwohlstandes, oder doch zur Erhaltung seines Daseyns in einem durch angeborne Gewohnheit leidlich gewordenen, wenn gleich armseligen Zustande anwenden kann. Immer fortschreitende Kultur, Kunstfleiß, Gewerbe und Handelschaft verschaffen einem glücklich gelegenen und mit mancherley natürlichen Reichthümern begünstigten Staate, selbst unter einer heillosen Verwaltung, unermeßliche, kaum zerstörbare Lebenskräfte; selbst die größte Ungleichheit und die ausschweifendste Ueppigkeit vermehren eine Zeit lang seinen Flor und scheinen die Hülfsquellen der Machthaber unerschöpflich zu machen. Natürli-

cher Weise werden diese letztern immer sorgloser über die Folgen ihrer willkührlichen, ungerechten und unklugen Staatsverwaltung, gehen in ihren Forderungen und Anmaßungen immer weiter, glauben alles zu dürfen und alles zu können, und da sie gewohnt sind, bey allem, was sie thun und wagen, die moralischen Ursachen in gar keinen Anschlag zu bringen, die fysische Macht hingegen für alles zu halten, so kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß diese Macht, in deren Besitz sie sich so sicher halten, am Ende doch nur auf der Wirksamkeit der moralischen Räder und Springfedern beruht, und daß der Augenblick, da das Volk zum Gefühl seiner Kraft erwacht, der letzte Augenblick seiner Tyrannen ist. Gewöhnlich werden sie denn auch von diesem fatalen Augenblick so ganz unbereitet überrascht, daß sie in der ersten Verwirrung ihrer Sinne die Hülfsmittel, die noch in ihren Händen sind, entweder gänzlich aus der Acht lassen, oder einen so verkehrten Gebrauch davon machen, daß man das dumpfsinnige Schwanken zwischen Muthlosigkeit und Uebermuth, wodurch sie ihr Verderben beschleunigen, schon für den Anfang der furchtbaren Rache halten möchte, welche die unerbittliche Nemesis immer an allen Großen und Gewaltigen genommen hat und immer nehmen wird, die im Gebrauch ihrer Macht und ihrer übrigen Vorzüge der Bescheidenheit und Mäßi-

gung vergessen; der einzigen Bedingungen, unter welchen die vom Glück verabsäumten Menschen ihnen ihre Vorzüge willig zugestehen, und der einzigen Tugenden, die man von ihnen fordert.

Dieß war seit Jahrtausenden der gewöhnliche natürliche Lauf der Dinge bey allen mehr oder weniger policierten Völkern. Die Menschen fühlten die Nothwendigkeit regiert zu werden, und unterwarfen sich einer obrigkeitlichen Gewalt. Die Inhaber der letztern begnügten sich nirgends an dem Maße von Macht und Ansehen, der ihnen vermöge der Natur der Sache zukam. Sie dehnten beides so weit aus als sie konnten, mißbrauchten ihre Gewalt immer ungescheuter, und spielten mit Einem Worte so lange den Herren, der über seine Sklaven und sein Eigenthum willkührlich schalten und walten kann, bis endlich die Völker, nachdem sie lange geduldet hatten was nicht zu dulden war, entweder weil sie es nicht länger aushalten konnten, oder von ehrgeitzigen und ränkesüchtigen Menschen aus ihrem Mittel aufgereitzt, sich auf einmahl ihrer Uebermacht bewußt wurden, das Joch mit Gewalt abschüttelten, und an ihren Unterdrückern das Wiedervergeltungsrecht ausübten, aber im Ungestüm ihrer Wuth nun auch auf ihrer Seite aller Mäßigung vergaßen, alle bürgerliche Ordnung umstürzten, sich einer Gewalt anmaßten die sie nicht zu gebrauchen wußten, und so lange gegen ihre eigenen Eingeweide wütheten,

bis ihnen kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als sich einem neuen Machthaber mit oder ohne Einschränkung zu unterwerfen; da denn, so bald die Wunden des Staats sich zu schließen anfingen, auch das alte Spiel von neuem anging, um in mehr oder weniger Zeit einen ähnlichen Ausgang zu nehmen und auf die vorige Weise wieder anzufangen.

Menippus. Und in diesem sinnlosen Zirkel sollte das arme Menschengeschlecht sich ewig von leidendem Gehorsam und Sklaverey zu Empörung und Anarchie, und von diesen wieder zu jenen herum zu drehen bestimmt seyn?

Xenofon. Bestimmt — sagst du? Keineswegs! Keineswegs, Freund Menippus! oder die göttliche Nemesis, welche nie müde wird den frevelnden Uebermuth und die wilde Gesetzlosigkeit durch die Folgen ihrer eigenen Missethaten zu züchtigen, und die Vernunft, die bey allem diesem nichts weniger als eine müßige Zuschauerin ist, müßten ewig unvermögend bleiben, den alten, schon zu lange dauernden Kampf der Sittlichkeit und Kultur mit der Thierheit und Barbarey, welche sich bis auf diesen Tag um die Herrschaft über die Menschen gestritten haben, endlich zum Vortheil der erstern, oder vielmehr zur Ehre der menschlichen Natur und zum Heil der Welt, auf immer zu entscheiden.

Hier hielt Xenofon ein; und indem Menippus, wie es schien, den Mund zu einer neuen Frage spitzte, schwand auf einmahl die Scene zugleich mit den redenden Personen aus meinen Augen, und ich befand mich wieder in meinem gewöhnlichen Zustand an meinem Schreibtische.

Göttergespräche.

XI.

Jupiter Olympius, Merkur, Numa Pompilius, Sankt Ludewig, Heinrich IV.

Zuletzt noch

der Schatten Ludewigs XIV.

Die Scene ist in einer Wolke über dem Marsfelde zu Paris.

Jupiter.

Ventre-Saint-Gris! Ludewig, seh' ich nicht dort den bravsten aller Gaskogner, den ersten Bourbon, auf welchen deine Krone erbte, und den würdigsten von allen deinen Enkeln? — Tritt näher, Heinrich! Bist du auch neugierig, einem in Frankreich so unerhörten Feste, dem Triumfe der Bürgerfreyheit über monarchischen und aristokratischen Despotismus, zuzusehen?

Heinrich IV. Ich bin, Dank sey dem Himmel, eh' ich ein König wurde, lange genug wenig mehr als jeder andere Erdensohn, und weiß Gott! einer der geplagtesten gewesen, um noch so viel Menschengefühl übrig zu haben, daß ich mich darüber freuen kann, wenn mein gutes Volk glücklich ist, sollt' es auch auf Unkosten meines Hauses seyn.

Jupiter. Wären deine Nachfolger, als Menschen, deines gleichen gewesen, Heinrich Bourbon, so hätte der sechzehnte Ludewig diesen Tag nicht erleben müssen, den er vermuthlich nicht mit rother Dinte in seinem Kalender anzeichnen wird. — Komm und setze dich zu uns! Aus dieser Wolke wirst du alles sehr bequem sehen können.

Sankt Ludewig, herab schauend. Das muß ich gestehen, ein herrlicher Schauplatz für eine solche Feyerlichkeit! — Was sich meine gute Stadt Paris seit meiner Zeit verändert hat!

Merkur. Und was für eine Meinung wirst du von den heutigen Parisern bekommen, wenn du hörest, daß dieser ungeheure Halbzirkel von amfitheatralischen Sitzen das freywillige Werk von mehr als hundert tausend Bürgern von Paris, beiderley Geschlechtes, war, die mit einem Enthusiasmus, den auch das ungünstigste Wetter nicht erkälten konnte, mehrere Tage lang vom Morgen bis zur Abenddämmerung arbeite-

ten, als sie sahen, daß die bezahlten Tagelöhner bis zum vierzehnten Julius nicht fertig werden könnten.

Numa, zu Sankt Ludewig. Laß diese Schwärmerey zur herrschenden Leidenschaft des Volkes werden, so ist es von diesem Augenblick an das erste in der Welt.

Heinrich IV. Der Enthusiasmus, den die neu erworbene Freyheit einem lange unterdrückten, aber von Natur lebhaften und feurigen Volke einhaucht, wirkt wie die erste Liebe: der Liebhaber glaubt in gewissen Augenblicken mehr als ein Mensch zu seyn, weil die Geliebte ihm eine Gottheit ist. Er wird das Unmögliche unternehmen, wenn der Besitz oder die Erhaltung der geliebten Person auf dem Spiele steht: aber er müßte wirklich ein Gott seyn, wenn ihm eine so hohe Spannung natürlich genug werden könnte, um lange zn dauern.

Merkur. Welch ein unzählbares Volk sich von allen Seiten dem Marsfelde zudrängt! Welche Ströme von Menschen!

Numa. Und welche Regengüsse!

Jupiter. In der That, Pluvius hält sein Wort über meine Erwartung.

Merkur. Und doch siehst du diese wackern Bürgersoldaten, mitten unter dem kräftigsten Platzregen, jauchzend und singend um den Altar der Freyheit tanzen!

Numa. Schade um ein so herrliches Fest! Es wäre doch eines freundlichern Wetters werth gewesen.

Sankt Ludewig. Und mir ist es lieb, daß meine braven Franken diese Gelegenheit bekommen haben, zu zeigen, daß es nicht in der Macht der Elemente steht, ein Feuer wie das ihrige nur zu dämpfen, geschweige auszulöschen. Sagte ich nicht voraus, daß es so gehen würde? In welcher schönen Ordnung der ganze unendliche Zug der Repräsentanten der Nazion und ihrer Beschützer, von der ganzen Bürgerschaft dieser unermeßlichen Hauptstadt begleitet, mit ihren Fahnen und Panieren, trotz dem abscheulichen Wetter, daher zieht! Welcher Triumf in ihren Augen funkelt! Die Ströme von oben, der aufgelöste Boden von unten, die triefenden Schirme und Kleider, die Ungemächlichkeiten aller Art, die betrogene Hoffnung eines glänzenden Tages, die tückische Schadenfreude der Gegenpartey, nichts, was ein jedes andere Volk in böse Laune gesetzt hätte, kann ihrem guten Muth etwas anhaben, nichts kann ihnen die Freude dieses Tages verkümmern!

Jupiter. Geradeweg von der Sache zu sprechen, wären sie der Freyheit nicht werth, die ihnen heute auf ewig angetraut wird, wenn eine zerstörte Frisur und ein Nößel Wasser in den Schuhen sie an einem Feste wie dieses miß-

müthig machte. Was könnten sie einer so reitzenden Liebschaft zu Gefallen weniger leiden? Heinrich würde, um seiner schönen Gabriele einen verstohlnen Besuch zu machen, ein zehnmahl schlimmeres Wetter in der finstersten und frostigsten Winternacht für nichts geachtet haben — nicht wahr?

Heinrich IV. Wer kennt die Allmacht der Liebe besser als Jupiter?

Merkur. Mich däucht, der König' läßt ein wenig lange auf sich warten.

Jupiter. Nu, nu! das wollen wir ihm nicht verdenken. Das Vergnügen, sich von ein paar hundert tausend Menschen, wovon der geringste sich in diesem Augenblick ein kleiner König dünkt, hoch leben zu lassen, mag wohl nicht so groß in seinen Augen seyn, daß er eilen sollte, sich hier den Schnupfen und ein Zahngeschwür zu hohlen.

Sankt Ludewig. Wer so billig ist zu bedenken, daß vor zwey Jahren noch eine unterirdische Gruft in der Bastille darauf stand, wenn sich jemand unterfangen hätte, den großen Grundsatz der Monarchie, „daß der König die einzige Quelle der Gesetze sey und von der Ausübung seiner Macht nur Gott allein Rechenschaft zu geben habe,“ anzufechten; und daß Ludewig der Sechzehnte bis in die Mitte des Jahres 1789 nie eine andere Sprache als diese gehört,

bey jedem Vive le Roi! das seit seinem Regierungsantritt seine Ohren erschütterte, nie etwas andres gedacht hatte, als daß sein Volk ihm dadurch eine unbedingte Bereitwilligkeit, alles für ihn zu thun und alles von ihm zu leiden, angelobe: der wird es ihm wahrlich zu gut halten, wenn er eben nicht mit schnellen Schritten herbey eilt, der Nazion, die vor kurzem noch Nichts war, eidlich zuzuschwören, daß er sie für die einzige Quelle aller Macht im Staate, sich selbst hingegen bloß für den ersten Bürgermeister des Reichs erkenne, schuldig, so gut wie der geringste Dorfschulze, den Gesetzen der Volksrepräsentanten unterthan zu seyn, und keinen andern Willen zu haben als den ihrigen. Der Sprung von dem was er war, und wofür er von der ganzen Welt anerkannt wurde, zu dem was er jetzt vorstellt, ist gar zu groß! Es ist ein wahrer Salto mortale, den man unmöglich thun kann, ohne davon betäubt zu werden. Was ich an ihm bewundre, ist, daß er sich bey allen so wenig erwarteten Ereignissen dieser Zeit noch immer mit so guter Art benommen hat.

Heinrich IV. Er ist ein Bourbon, lieber Vater! Bonhommie ist von jeher unser stärkster Familienzug gewesen.

Merkur. Und diese Bonhommie, Heinrich, mit deinem Geiste, deiner Klugheit, deinem Muthe und altritterlichen Biederherzen verbun-

den, würde ihn, in der gegenwärtigen Krise, zum Retter seines Volkes, zur Seele aller öffentlichen Verhandlungen, zum Abgott aller Herzen, zum Stifter einer neuen, eben so dauerhaften als glücklichen Monarchie gemacht haben. Wie gering waren im Grunde seine Schwierigkeiten gegen die deinigen! Wie schwach war in ihrem ersten Anfange die Kabale herrschsüchtiger Demagogen, mit welcher er zu kämpfen hatte, wenn er zu kämpfen gewußt hätte, gegen die furchtbare Ligue, über welche dich bloß deine eigene Klugheit und Standhaftigkeit endlich triumfieren machte!

Jupiter. Daß du doch so gern radotieren magst, Merkur! Würde er denn in Ludewigs Lage und Umständen eben derselbe Mann gewesen seyn, der er als Heinrich IV. war.

Heinrich IV. Ich bin nie ein großer Räsonierer gewesen; aber mich däucht, ein jeder ist, was er unter seinen Umständen seyn kann. Ein Fürstenkind ist am Ende ein Menschenkind wie ein anderes; und man kann eben so wenig von ihm fordern, daß ein Minos oder Numa, ein Cäsar oder Trajan aus ihm werde, wenn es ihm nicht gegeben ist, als man ihm zumuthen kann, der erste Tänzer oder der beste Schwimmer unter seinem Volke zu werden. Laßt uns billig urtheilen! Die Schwierigkeiten, die zuletzt alle auf einmahl über Ludewig XVI. herstürzten,

waren für ihn unendlich größer als die meinigen für mich; und er hatte keinen d'Aubigné, keinen Du Plessis Mornay, keinen Sully zur Seite, wie ich! Hätte er solche Freunde gehabt, wer weiß, ob er sie nicht vielleicht noch besser zu gebrauchen gewußt hätte als ich?

Jupiter. Deine Hand, guter Heinrich! Das ist ein Wort, das deinem Herzen Ehre macht, wenn du es auch mit deinem Vielleicht nicht errathen haben solltest! — Aber was bedeutet das Getümmel, das auf einmahl das ganze Marsfeld in Bewegung setzt?

Merkur. Endlich erscheint die Hauptperson des Festes.

Sankt Ludewig. Mein armer Sohn! Wie blaß er ist! Wie wenig er sich noch an diese neue Gestalt der Dinge gewöhnen kann!

Jupiter. Ungeachtet dieses schmetternden Vive le Roi! dessen Donner die Wolken auseinander sprengt, glaubt er gewiß nichts weniger als unter seinen Kindern zu seyn, wie oft es ihm auch schon von den Deputierten seiner guten Stadt Paris vorgesagt worden ist. — Gutherziger Ludewig! Wenn du dir das wirklich einbilden könntest, wer wäre glücklicher als du!

Merkur. Aber im Ernste, was kann ein Mann mehr verlangen, als unter fünf und zwanzig Millionen Menschen der Erste zu seyn, und fünf und zwanzig Millionen bare Livres Besol-

dung zu haben, ohne daß man ihm was andres dafür zumuthet, als daß er sich die zärtlichsten Sachen von der Welt vordeklamieren lasse, und zu allem, was man ihm vorträgt, Ja sage?

Sankt Ludewig. Ich gestehe, daß ich mich bey diesen Vortheilen nicht sehr wohl befinden würde.

Heinrich IV. Ueberdieß ist noch sehr die Frage, wie gut das ganze Reich sich dabey befinden werde, daß man die königliche Autorität unter zwölf hundert alte und neue Edelleute, Pfarrer, Advokaten, Aerzte, Kaufleute, Pachter und Bauern vertheilt hat, die (wenn ich anders die Menschen kenne) eben so leicht das Faß der Danaiden füllen, als die allgemeine Ruhe und Ordnung durch Dekrete wieder herstellen werden, die nur so viel gelten, als das Volk sie gelten lassen will.

Jupiter. Du setzest, wie ich sehe, kein großes Vertrauen in die Konstituzion, die in diesem Augenblicke beschworen wird, und in die aus ihr entspringende neue Ordnung der Dinge, von welcher die Französischen Redner der Nazion so viel versprechen?

Heinrich IV. Ich bin mit ganzem Herzen für eine freye Konstituzion, und für so viel Gleichheit unter allen Staatsbürgern, als mit der Natur einer sehr großen bürgerlichen Gesellschaft und mit dem letzten Zweck eines jeden

Staats bestehen kann. Ich betrachte verschiedenes, was die Repräsentanten der Nazion bisher gethan haben, als die Grundlage einer guten Verfassung, die noch zu machen ist. Aber manches, däucht mich, war Uebereilung einer einseitigen Vorstellungsart; manches das Werk des Parteygeistes und unedler Leidenschaften; manches auch wohl das Werk einer Kabale, die ihre geheimen Anschläge noch durchzusetzen hofft, indem sie die Unwirksamkeit der Gesetze zu verlängern, die Nazional-Versammlung dem Volke verächtlich zu machen, und die Erbitterung der Parteyen aufs höchste zu treiben sucht. Ich begreife nicht, wie jemand es mit dem Vaterland ernstlich wohl meinen, und doch verblendet genug seyn könnte, nicht zu sehen, daß man zu weit gegangen ist.

Jupiter. Bedenke, was bey einer solchen Revoluzion dem Drang der Umstände, der Verschiedenheit der Vorstellungsarten, und dem ewigen Streite, worin Privatvortheile und gemeines Bestes mit einander verwickelt sind, zugerechnet werden muß! Bedenke, daß auch die redlichsten und weisesten Menschen nur Menschen sind! Man wollte Anfangs nur so weit gehen als die Noth erforderte, und wurde durch die unaufhaltbaren Wogen der Zufälle weiter fortgerissen. Ohne eine Revoluzion konnte dem Staate nicht geholfen werden; eine Revoluzion aber war nur

durch überwiegende Gewalt möglich. Wenn ein Staat nur noch durch die Fesseln, die man seinen Bürgern angelegt hat, zusammen hängt: so wird er freylich aufgelößt, so bald diese Fesseln zerbrochen werden. Ist es mit einer Regierung so weit gekommen, daß sie sich nur noch durch Mißbräuche erhält, und alle ihre Stärke nur von ihnen zieht: so muß nothwendig auf die Abstellung dieser Mißbräuche ein Augenblick von Stockung erfolgen; und das kann, nach Beschaffenheit der Menschen und der Umstände, ein sehr langer Augenblick seyn. Aber wenn ein so aufgeklärtes, so edler Gesinnungen, so warmer Menschengefühle fähiges Volk, wie das Französische, nur einmahl den großen Punkt gewonnen hat, frey zu seyn: so verlaßt euch darauf, es wird die Kräfte, die es nun ungehindert gebrauchen darf, endlich zu seinem wirklichen Besten gebrauchen lernen. Alles will gelernt seyn, sogar das Leben. Recht zu leben wissen, ist eine schwere Kunst; die Menschen recht zu regieren wissen, die schwerste unter allen. Ich selbst (unter uns gesagt) habe das beste, was ich davon weiß, erst durch Fehlermachen gelernt; und ich zweifle sehr, daß es den Westfranken anders gehen werde.

Numa. Eine Gesetzgebung für ein frey gewordnes Volk, das durch lange Kultur so weit von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt worden ist, daß Vorurtheile nichts mehr über

seinen Kopf, religiöse Gefühle wenig oder nichts mehr auf sein Gemüth vermögen, ist eine schwere Aufgabe, deren Auflösung jetzt zum ersten Mahle versucht wird. Der Gesetzgeber ermangelt dabey aller der Vortheile, die ich von der Rohheit der Romuliden, und von der treuherzigen Einfalt meiner Sabiner zog. Die Ueberzeugung, welche seine Gesetze mit sich führen müssen, — „daß ein jeder sein möglichstes Privatinteresse nicht anders, als mit den Aufopferungen, die das allgemeine von ihm fordert, erzielen könne" — diese Ueberzeugung muß Alles thun. Aber um auf sie rechnen zu können, müßte man nicht nur gewiß seyn, daß sie allgemein und vollkommen sey, sondern auch, daß die Bürger sich immer in demjenigen Zustande befinden werden, worin die Vernunft über alle Leidenschaften und sinnlichen Reitze das Uebergewicht hat; eine Voraussetzung, die in der Anwendung sehr unrichtige Resultate geben wird. Zwar hört es sich einem Redner sehr angenehm zu, der — von der göttlichen Schönheit der Tugend, und von der heroischen Größe des Mannes, der kein Opfer für sein Vaterland zu kostbar findet, bloß für andere lebt und immer für andere zu sterben bereit ist — mit Gefühl und Begeisterung spricht: aber kein verständiger Gesetzgeber wird die Verfassung eines Staats auf sein Vertrauen in die Weisheit und Tugend seiner Bürger gründen.

Jupiter. Wie würdest du es also anfangen, Numa, wenn du auf die Erde zurückkehren müßtest, um den Westfranken Gesetze zu geben?

Numa. Ich würde mir den Auftrag, wo möglich, verbitten, Jupiter; wofern dieß aber nicht anginge, mich nicht verbunden halten, das Urbild der vollkommensten Gesetzgebung für sie vom Himmel zu stehlen, sondern genug gethan zu haben glauben, wenn ich (wie Solon den Athenern) die besten Gesetze gäbe, deren sie gegenwärtig fähig wären.

Jupiter. Du würdest also, wie es scheint, einen ganz andern Weg einschlagen, als die Filosofen und Fysiokraten, die jetzt im Besitze des Gesetzgebens in Frankreich sind?

Numa. Ich würde mich wenigstens hüten, kein eingeführtes Gesetz eher abzuschaffen, bis ich gewiß wäre, daß ich es auch nicht einen einzigen Tag länger nöthig haben könnte. Ich würde mich hüten, den rohesten Theil des Volks (der doch immer die meisten und derbsten Fäuste hat) von alten Pflichten zu entbinden, eh' ich mich hinlänglich versichert hätte, daß sie sich den neuen, die ich ihnen dafür auflegte, willig und unverzüglich unterwerfen würden. Ich würde, wenn ich nothwendig voraus sehen müßte, daß meine Gesetzgebung einer ansehnlichen und mächtigen Partey nicht angenehm seyn könne, mich

sehr hüten, diese Partey noch absichtlich ohne alle Noth zu erbittern; sondern sie vielmehr auf alle nur ersinnliche Weise zu gewinnen, und für die Aufopferungen, die sie dem Staate machen müßte, zu entschädigen suchen. Ich würde nicht Alles auf einmahl thun wollen, sondern eine Verbesserung nach und nach die andere herbey führen lassen; und, während ich mich bloß mit den unaufschieblichsten beschäftigte, zufrieden seyn, zu den andern, die ich der Zeit und der künftigen Erfahrung überließe, den Grund gelegt, oder den Weg gebahnt zu haben. Und hauptsächlich würde ich mir selbst zum unverbrüchlichen Gesetze machen, keine Gesetze — in der Trunkenheit zu geben.

Merkur. Der ehrwürdige Numa scheint mir da, mit der unschuldigsten Miene von der Welt, eine scharfe Satyre auf meine Freunde hier unten gemacht zu haben.

Numa. Eine Satyre? Hab' ich nicht schon gestanden, daß ich das Werk, dem sie sich unterzogen haben, für das schwerste halte, dessen Götter oder Menschen sich unterfangen können? Kann man ohne Unbilligkeit fordern, daß ihr erster Versuch fehlerlos seyn soll?

Merkur. Diejenigen, denen dieser Versuch Ansehen, Vermögen, oder gar den Kopf kostet, sind freylich geneigt zu glauben, daß sie

die Fehler, die dabey begangen werden, etwas theuer bezahlen müssen.

Numa. Dafür sind es auch nicht immer die Weisesten, welche die Mehrheit der Stimmen machen. Und kann ihnen dieß zum Vorwurf gereichen? Hat es jemahls eine freye Nazion gegeben, die sich dieses Vortheils rühmen konnte?

Jupiter. Nicht daß ich wüßte! Wir wollen also, weil doch unter dem Mond und über dem Mond nichts ganz vollkommen ist, von den wackern Männern da unten keine Wunder erwarten, und uns übrigens freuen, daß alles (trotz dem Regenwetter und dem bösen Willen der Aristokraten) so ruhig und fröhlich abgelaufen ist. Die Konstituzion wäre also beschworen, und es käme nun bloß noch darauf an, ein ehrliches Mittelchen ausfündig zu machen, wie fünf oder sechs tausend Millionen Livres Schulden bezahlt, die ungeheuern Verbindlichkeiten, womit die neuen Gesetzgeber die Nazion bereits belastet haben, erfüllt, und überdieß noch die Einkünfte, die der Staat zu seinen ordentlichen und zufälligen Ausgaben nöthig hat, aufgebracht werden können, ohne dem Volke mehr aufzulegen als es zu tragen Lust hat? — Was meinst du, Heinrich? sollte nicht die Auflösung eines solchen Problems deinem Sully, eben so gut als dem ehrlichen Necker, schlaflose Nächte gemacht haben?

Merkur. Ich fürchte, die armen Westfranken werden sich um einen Finanzminister umsehen müssen, der, wie König Midas, die Gabe habe, alles was er anrührt in Gold zu verwandeln.

Heinrich IV. Ohne die unerschöpflichen Hülfsquellen, womit die Natur das Land und die Einwohner begabt hat, würde ihnen auch ein solcher Goldmacher wenig helfen; mit jenen hingegen werden sich fünf und zwanzig Millionen Menschen auch ohne diesen aus der Verlegenheit zu ziehen wissen! Zumahl da noch eine sehr ergiebige Quelle übrig ist, an welche noch niemand gedacht zu haben scheint.

Merkur. Oder vielleicht nicht denken wollte? Denn ich glaube sie zu errathen.

Heinrich IV. Man hat die Klerisey aus ihren Gütern heraus geworfen, und auf sehr mäßige Besoldungen gesetzt; man hat den Adelstand nicht nur zu großen Aufopferungen genöthiget, sondern sogar aller mit dem Blute seiner Vorfahren erkauften Vorzüge beraubt; — und die Kapitalisten, die in den letzten funfzig Jahren unermeßliche Reichthümer auf Unkosten der Nazion zusammen spekuliert haben, sollten allein ruhige Zuschauer der Noth des Vaterlandes abgeben dürfen, und für seine Rettung nichts aufopfern müssen? Dann wäre das, was man dem Adel und der Priesterschaft genommen hat,

nicht Opfer, sondern Raub! Einer so groben Versündigung gegen die festgestellte Gleichheit der Rechte und Pflichten können sich die Gesetzgeber nicht schuldig machen; oder wenn sie dessen fähig wären, wie könnte die Nazion dazu stille schweigen? Laßt die reichen Gläubiger des Staats — nach Abzug dessen, was sie mit ihren auf das bloße Unentbehrliche eingeschränkten Mitbürgern auf gleichen Fuß setzt — nur die Hälfte ihrer Forderung nachlassen; so ist Frankreich gerettet, und ich kann noch hoffen, die Zeit zu sehen, da ein jeder Bauer des Sonntags sein Huhn in seinem Topfe haben wird!

Jupiter. Diese Zeit mag wohl, seit euere Bauern keine Abgaben mehr bezahlen, schon gekommen seyn; die Frage ist nur, wie lange sie dauern wird, und wie indessen den armen Bürgern, die kein Landeigenthum haben, zu helfen sey? — Merkur! siehe doch wer der Schatten ist, der sich vorhin, als der König schwor, plötzlich mit Unwillen wegwandte, und in diesem Augenblick auf dem Platze Vendome neben Ludewigs XIV. Bildsäule steht, und mit ohnmächtigem Fuße die Erde stampft. — An seiner Gestalt, und an dem Ehrfurcht gebietenden Anstand eines tragischen Tyrannen, der ihm zur Natur geworden zu seyn scheint, sollte man ihn für Ludewig XIV. selbst halten.

Merkur. Er ist es auch.

Jupiter. Geh und bring' ihn hierher!

Sankt Ludewig. Für einen König, der sich so gern mit der Sonne vergleichen ließ, sieht er ziemlich finster aus.

Jupiter. Er hinterließ seinen Nachfolgern große Beyspiele — zur Nacheiferung und zur Warnung. Wenn sie nicht weiser dadurch geworden sind, so ist es wenigstens nicht seine Schuld.

Ludewig XIV., indem er langsam herbey schwebt, vor sich. Daß ich mich selbst überleben mußte, um das königliche Ansehen, das durch mich den Zenith seiner Höhe erreicht hatte, so tief in den Staub gedrückt zu sehen!

Jupiter, lächelnd. Darf man fragen, majestätischer Schatten, warum du vorhin so unmuthig auf die Erde stampftest, als du deine Augen auf das Fußgestell deiner Bildsäule fallen ließest?

Ludewig XIV. Wenn du Der bist, der du zu seyn scheinst, wie konntest du einen gelaßnen Zuschauer bey einem Schauspiel abgeben, das alle Könige zur Rache auffordert? Aber vermuthlich hat sich der Dämon der Demokratie auch des Olymps bemächtiget, und auch Jupiter ist dahin gebracht, zu allem, was seine Unterthanen wollen, Ja zu sagen.

Jupiter. Du bist nicht bey guter Laune,

König Ludewig, sonst würde mir ein so höflicher Mann, als du immer gewesen bist, die Antwort nicht schuldig geblieben seyn.

Ludewig XIV. Wie? Ich sollte mir noch bewußt seyn wer ich war, und sollte den Französischen Nahmen, vor welchem ich den ganzen Erdboden zittern lehrte, in einem einzigen Jahrhundert so tief herab gewürdiget sehen, ohne vor Scham und Unwillen zu glühen? — Was fehlte dieser einst so glorreichen Nazion, nachdem sie alles Ansehen von außen, alle Würde von innen verloren hat, und durch Aufhebung des Unterschiedes der Stände den Kaffern und Kaliforniern gleich gemacht worden ist, was fehlte ihr noch, um sie bis zu ihrem ersten vierbeinigen Stande zu erniedrigen, um ihre völlige Rückkehr in die Wälder zu beschleunigen, als daß die Barbaren ihre frevelhaften Hände auch nach den Meisterstücken der Kunst ausstreckten, und, durch Wegschaffung der vier gefesselten Figuren zu den Füßen meiner Bildsäule, das prächtigste Denkmahl meiner Siege zu verstümmeln sich erfrechten?

Jupiter. Gieb dich zufrieden, König Ludewig! Sie sind immer noch sehr artig gewesen, daß sie wenigstens deine eigene stehen ließen. Was den Frevel betrifft, den sie an den verhaßten Bildern der Sklaverey, die zu deinen Füßen lagen, begangen haben, und den du für ein

Zeichen von so böser Vorbedeutung ansiehst: so kann ich dir zum Troste melden, daß sie dafür das Marsfeld in einen Cirkus verwandeln werden, der den herrlichsten Werken, wodurch die alten Cäsarn ihres Nahmens Gedächtniß stifteten, an Größe und Pracht der Ausführung den Vorzug streitig machen wird. — Zu den Uebrigen. — Es ist nun Zeit zurückzukehren, meine Kinder. Du, Heinrich, begleitest uns. Deine Tugenden und Verdienste hätten dir schon lange einen Platz im Olymp verschaffen sollen. Von dem neuen Rom konnte sich freylich der Liebhaber der schönen Gabriele keine Apotheose versprechen: aber das soll dich nicht hindern mein Tafelgenoß zu seyn, und bey uns unter deines gleichen zu leben! Denn du wirst da noch mehrere finden, von welchen gleich dieser ehrwürdige Sabiner einer ist, — Er deutet auf Numa. — die ihren Platz unter den Göttern nicht dem wenig zuverläßigen Urtheile der Menschen, sondern bloß dem unsrigen und sich selbst zu danken haben. Wer sollte ein Gott zu seyn verdienen, wenn es nicht diejenigen verdienten, die den Menschen am meisten Gutes gethan haben? — Gehab dich wohl, wenn du kannst, Ludewig der Große! — Ihr übrigen folget mir.

XII.

Jupiter, Juno, Minerva.

Juno, zu Minerven.

Ich glaube gar, er ist über meiner schönen Rede eingeschlafen. — Jupiter!

Jupiter. Fahre immer fort, Juno, da du einmahl in Athem bist! Ich höre dich gerne deklamieren, und es wäre nicht das erste Mahl, wenn ich beym sonoren Klang deiner Stimme eingeschlummert wäre.

Juno. Sehr verbindlich, Herr Gemahl! Aber sage mir nur wie dir es möglich ist, bey Dingen von solcher Wichtigkeit so gefühllos zu bleiben?

Jupiter. Nil admirari, liebe Frau! — Wie kannst du erwarten, daß einer, der dem Lauf der Welt schon so manches Jahrtausend aus einem so hohen Standpunkte zusieht, sich durch etwas, das bey diesen Lilliputern da unten vorgehen kann, aus der Fassung bringen lasse?

Juno. Aber du wirst doch selbst gestehen,

daß in allen diesen Jahrtausenden nichts geschehen ist, was mit dem ungeheuern Unsinn, wovon ich sprach, zu vergleichen wäre?

Jupiter. Du mußt wissen, Dame Juno, daß ich, seitdem mich das berühmte Dekret des großen Theodosius zur Ruhe gesetzt hat, vor lauter langer Weile — ein Filosof geworden bin.

Juno, lachend. Wirklich? So darf michs freylich nicht wundern, daß du den Sankülotten so günstig bist.

Jupiter. Und daher käm' es also, daß Du gegen die Filosofen so erbittert bist? — Mit einem kleinen Unterschied mag wohl etwas an der Sache seyn, meine Königin; aber freylich auf die kleinen Unterschiede pflegt ihr nicht viel Rücksicht zu nehmen; und ich wollte wetten, (wiewohl du so positiv bist) daß deine Begriffe von der Filosofie der Sankülotten und von der Sankülotterie der Filosofen nicht die hellesten sind. — Minerva, mein Kind, gieb doch deiner Mutter ein wenig Licht über die Sache. Du mußt am besten davon unterrichtet seyn, da doch einst die sankülottische Filosofie in deinem geliebten Athen ausgebrütet wurde. — Eine Schale Nektar, Ganymed!

Minerva. Der Papa spricht von den Cynikern, wie ich höre. Ihre äußerliche Aehnlichkeit mit den heutigen Sankülotten ist aller-

dings nicht zu läugnen: aber schon der einzige Umstand, daß der Gallofränkischen Sankülotten (Weiber und Kinder ungerechnet) in diesem Augenblicke eben so viele Millionen sind, als es in meinem Athen binnen fünf hundert Jahren einzelne Cyniker gab, die ihrem Vater Diogenes Ehre machten, dieß schon allein setzt einen beträchtlichen Unterschied zwischen den alten und neuen Sankülotten voraus. Ich denke, um über die Sache ins klare zu kommen, müssen wir nicht vergessen, daß es vor uralten Zeiten noch eine andre primitive Art von Sankülotten gegeben hat, welche Juno selbst, wie verhaßt ihr auch die Filosofen seyn mögen, doch vermuthlich nicht in diese letzte Rubrik setzen wird.

Juno. Und wer wären diese?

Minerva. Die Naturmenschen, die vor den goldnen Zeiten Saturns in den großen Eichenwäldern, wovon die Erde damahls starrte, nackend oder mit rohen Thierfellen um die Schultern, auf allen Vieren herum krochen, sich von Eicheln und Bucheckern nährten, und keine andre Wohnung hatten als Felsenlöcher und hohle Bäume; so frey, daß sie nicht einmahl die Bande der Ehe und der häuslichen Gesellschaft kannten; so gleich, daß sie von den Rechten des Eigenthums noch gar keinen Begriff hatten, und also bloß die Stärke des Arms oder des

Knüttels entscheiden ließen, wenn sie über einen Baum voll wilder Aepfel, oder wegen irgend eines schmutzigen Weibchens einander in die Haare geriethen. Wofern die neuesten Prediger der Freyheit und Gleichheit sich selbst verstehen, oder die Welt nicht auf eine gar zu leichtfertige Art zum besten haben wollen, so sind diese Naturmenschen die wahren Urbilder der Sankülotterie, die Sankülotten in der reinsten und erhabensten Bedeutung dieses ehrenvollen Nahmens; so wie ein dem ihrigen sehr ähnlicher Zustand das letzte Resultat der Gallofränkischen Freyheit und Gleichheit seyn würde, wenn es Ernst damit wäre, und diese schönen, aber übel gemißbrauchten Worte nicht bloß einer Bande schlauer Betrüger zu Talismanen dienten, um sich ungestraft jeder Autorität und Ordnung, die ihrer Herrschsucht oder Habsucht Schranken setzen will, entgegen zu bäumen, und einen Pöbel, den Nacktheit, Hunger und Brutalität zu allem fähig macht, zum blinden Werkzeug ihrer Leidenschaften und Plane zu machen.

Juno. Du sprichst ja lauter Gold, Tritonia?

Jupiter. Für eine Filosofin treibst du die Sachen ein wenig zu weit, mein Töchterchen. Die Gallofranken sind Leute von lebhafter Einbildung und raschem Blut, überdieß geborne Redner, oder Sykofanten, wenn du lieber willst.

Man muß es, wenn sie auf einem Tische stehen und zu einem maulaufsperrenden Haufen Schuhknechte, Kesselflicker, Sackträger, Fischweiber und Kaminfegerjungen reden, mit ihren Redefiguren und Wortspielen so genau nicht nehmen.

Juno. Auch nicht, wenn sie von ihrer Kanzel herab zu den Deputierten der ganzen Nazion reden?

Jupiter. Das ist einem Sykofanten am Ende gleich viel. Genug, Dame Juno, daß das Unsinnigste, was seit vier Jahren von jener berüchtigten Kanzel herab geschwärmt, radotiert, hyperbolisiert und sykofantisiert worden ist, kaum so unsinnig ist, als es die Einbildung wäre, daß eine Nazion, die noch vor wenig Jahren, im Ganzen genommen, alle übrigen an Kultur und Verfeinerung übertraf, in so kurzer Zeit alle Vernunft, allen Menschensinn, alles Gefühl ihres eignen Besten so gänzlich verloren haben sollte, um unter der Freyheit und Gleichheit, auf welche sie ihre Glückseligkeit gründen will, die Freyheit der Waldthiere und die Gleichheit einer Zigeunerhorde zu verstehen.

Juno. Nun! antworte Du für uns beide, Pallas!

Minerva. Ich denke nicht, daß es Junons Meinung ist, eine so unsinnige Absicht der ganzen Nazion oder auch nur einem kleinen Theile der Nazion aufbürden zu wollen: wiewohl nicht

geläugnet werden kann, daß die Maximen, die man seit geraumer Zeit in den Versammlungen ihrer Freyheitsschwärmer und Anarchisten hört, wenn man systematische Konsequenz darin suchen wollte, geraden Weges in den primitiven Zustand zurück führen, den ihr großer Apostel Hans Jakob, wie wir alle wissen, für den wahren Naturstand des Menschen erklärt hat; für den einzigen, worin diese sonderbare Art von Thieren so gut und so glücklich seyn könne, als die Natur sie machen wolle. Aber ist etwa weniger Wahnwitz in dem fantastischen Projekt, wovon sich, wie es scheint, so viele wohlgesinnte Leute in diesen Tagen bethören lassen; in dem Projekte, das Eigenthümliche des Saturnischen Zeitalters, wo völlige Freyheit und Gleichheit mit Einfalt und Unschuld der Sitten, mit Wohlwollen und Liebe und allen geselligen Tugenden Hand in Hand gegangen seyn sollen — eine Zeit, die nur Dichter zu Geschichtschreibern hat — mit den Vorzügen der äußersten Kultur in einer großen Monarchie, mit dem höchsten Flor aller Künste und Wissenschaften, kurz, mit den Vortheilen der größten Ungleichheit im gesellschaftlichen Stande, verbinden zu wollen? Und doch sehe ich nicht, wie man die Gallofränkischen Sankülotten von dem einen oder von dem andern dieser aberwitzigen Projekte frey sprechen könnte,

wenn die großen Machtwörter Freyheit und Gleichheit, womit sie ein so widerliches Gepolter machen —

Juno. — und ein so schändliches Spiel treiben —

Minerva. — irgend eine Bedeutung in ihrem vielzüngigen Munde haben sollen.

Jupiter. Habt ihr denn nicht gehört, Kinder, daß ihre Gesetzgeber —

Juno, mit Hitze. — die Marat, die Robespierre, die Bazire, die Chabot, die Danton? — Feine Gesetzgeber!

Jupiter, kalt. — Nein, mein Schatz! — die Condorcet, die Vergniaux, die Rabaud, die Garat, die Guadet, die Buzot, und ihres gleichen, eben darum, weil sie einsehen, daß eine solche Vereinigung nicht ohne eine ganz besondere Umbildung der ganzen Nazion möglich wäre, die goldnen Zeiten, welche sie den ehrlichen Gallofranken von der Identificierung ihrer hochgepriesenen Freyheit und Gleichheit versprechen, klüglich auf die dritte Generazion hinaus gesetzt haben; indem sie auf eine ganz neue Art von Nazional-Erziehung dringen, die, allem Ansehen nach, unter den jetzt lebenden nicht zu Stande kommen, aber wovon doch, wenn sie endlich Wurzeln geschlagen habe, die dritte oder vierte Generazion unfehlbar die Früchte sehen

werde. Wer nur warten kann! Das sag' ich immer; aber niemand hört darauf.

Minerva. Die Gallofranken sind auch die rechten Leute, lange auf etwas zu warten, was sie entweder auf der Stelle oder lieber gar nicht haben wollen! Aber ich fürchte, wofern sie auch so viel Geduld aufbringen könnten, so wird doch selbst ihre späteste Nachkommenschaft den Genuß dieser Früchte nie erleben. Was die Natur unmöglich gemacht hat, kann durch keine Kunst möglich werden; und Prometheus müßte nur einen ganz neuen Lehm finden und daraus eine ganz neue Menschenart bilden, um eine Republik mit ihnen zu besetzen, in welcher die Freyheit und Gleichheit des Eigenthums mit der bürgerlichen Ordnung, mit den Künsten, die den Reichthum erzeugen und nur durch ihn gedeihen, mit dem Reichthum, dessen nothwendige Folge die Ungleichheit ist, und mit der Unschuld und Eintracht des goldnen Alters der Dichter, die mit Ungleichheit, Reichthum und Verfeinerung unvereinbar sind, dergestalt vereiniget wäre, daß aus dem Streit so unverträglicher Elemente diese schöne Harmonie des Ganzen entstände, die das Wesen eines blühenden Staats ausmacht, und die Fortdauer seines Wohlstandes ganz allein bewirken kann. Freylich wäre, wie Garat neulich sagte, eine Republik, die diese unverträglichen Eigenschaften in sich verbände, das

Meisterstück des menschlichen Verstandes — wenn sie möglich wäre: aber die Vernunft unternimmt nichts, was nur unter unmöglichen Bedingungen als möglich gedacht werden kann. Zwar ist diese Schimäre von jeher der Lieblingstraum gutherziger poetischer Seelen gewesen; die Platonischen Republiken, die Atlantiden und Utopien und Severambenländer sind nichts andres: aber nur in einen Gallofränkischen Kopf konnte der wilde Einfall kommen, eine große Monarchie zu Staub zu zermalmen, um aus einer recht einfachen Masse ein neues Utopien zu bilden, das, wofern es auch endlich die Gestalt dessen, was es seyn soll, gewonnen hätte, doch nicht länger bestehen könnte, als jene täuschenden Duftgebilde, die man in Gestalt von Feenschlössern und Zaubergärten an frühen Sommermorgen am Horizont aufsteigen, und eben so schnell, als sie entstehen, in sich selbst zerfließen sieht.

Juno. Und wir sollen ruhig zusehen, wie eine Rotte von Thoren, Sofisten, Marktschreyern, Heuchlern und Bösewichtern unter dem Vorwand eine solche Schimäre zu bewerkstelligen, das schönste Reich der Welt umkehrt — die edelsten und besten seiner Einwohner der Wuth und Mordlust des schändlichsten Pöbels aufopfert — andere bey Tausenden, ihres Vermögens und Vaterlandes beraubt, im Elend herum zu irren zwingt — den

schuldlosesten aller seiner Könige, dessen einziges Verbrechen war, daß er die aufrührerischen Bemühungen einer durch die Konstituzion verurtheilten republikanischen Fakzion vereiteln, und die Macht, die er unmittelbar aus den Händen der Nazion empfangen hatte, zu Wiederherstellung der Ruhe und Vollziehung der Gesetze anwenden wollte, als den abscheulichsten Tyrannen, Verräther und Meuchelmörder behandelt — und, nicht zufrieden ihr eigenes Vaterland zerrüttet, verwüstet, mit Bürgerblut überschwemmt, mit den ungeheuersten Verbrechen geschändet, und allen Gräueln einer endlosen Anarchie Preis gegeben zu haben, noch das Mögliche und Unmögliche versucht, um auch die übrigen Völker rings umher mit in ihren Ruin zu ziehen, und allgemeine Zerrüttung über den Erdboden auszubreiten? Eine Hand voll Narren und Unmenschen — —

Jupiter. Wie du dich ereiferst, meine Königin! Du schimpfst ja als ob du — Unrecht hättest!

Juno. Wenn ich Wörter hätte, die meinen Grimm über so hassenswürdige Ungeheuer noch stärker ausdrückten, ich würde sie gewiß nicht sparen. Ich wiederhohl' es also: eine kleine Rotte von Wahnsinnigen und Bösewichtern soll vor unsern Augen allen diesen Frevel verüben; soll den Nahmen eines durch die schnödesten Künste verblendeten und betrogenen Volkes zu

Bewirkung eigennützliger Plane mißbrauchen; soll ein schändliches Spiel treiben mit dem was den Menschen das heiligste und theuerste ist; soll Freyheit und Gleichheit der Rechte und allgemeine Wohlfahrt zu Netzen und Fallgruben für sie machen; soll ihre Tugenden selbst gegen sie bewaffnen, sie durch ihre Vaterlandsliebe, ihren Muth, ihren Ruhmdurst, ihre Verachtung des Todes, auf Wege führen, wo sie ein gewisser Untergang erwartet; — und von allem diesem nie erhörten Unfug sollen wir, denen die Regierung der Welt obliegt, kaltblütige Zuschauer abgeben? sollen nicht alle unsre Macht vereinigen, um diese öffentlich erklärten Feinde der Götter und der Menschen zur Strafe zu ziehen und auszurotten?

Jupiter, ganz gelassen. Wer hindert dich denn daran, wenn du es kannst?

Juno. Eben das macht mir die Geduld ausgehen, dich so reden zu hören, als ob das alles nichts auf sich hätte, und dich nichts anginge.

Jupiter. Wirst du mich nicht etwa auch noch, wie Lucians Timon, fragen, ob mein flammenzückender, allblendender, schrecklich schmetternder Wetterstrahl erloschen sey, oder die Cyklopen mir keine Donnerkeile mehr schmieden wollen? Wunderliche Frau! Was willst du daß ich thun soll? —

Nichts davon zu sagen, daß wir Götter mehr als die Hälfte unsrer Macht mit dem Glauben der Menschen an uns verloren haben, würde ich sie etwa durch Blitze und Donnerkeile vernünftiger machen? Ist es meine Schuld, daß die Erdbewohner mit jedem Jahrzehend an Uebermuth und Narrheit zunehmen? Haben wir an unsrer Seite nicht vorlängst alles gethan, um der Unvollkommenheit und Schwäche ihrer zweydeutigen Natur zu Hülfe zu kommen? Haben wir sie nicht, als sie noch in dem sankülottischen Zustande, dessen Minerva vorhin erwähnte, gleich andern Waldthieren nackend auf Vieren herum liefen, und Wurzeln und Erdäpfel mit den langen Klauen ihrer Vorderfüße aus der Erde heraus kratzten, sich menschlich nähren und bekleiden gelehrt, sie in Familien und Gesellschaften versammelt, sie im Ackerbau und in allen Künsten, die das Leben erleichtern, beschützen und verschönern, unterwiesen? Haben wir ihnen nicht Gesetze, Religion und Polizey gegeben? ihnen die Musen und die Filosofie zugeschickt, um sie von allen Ueberbleibseln der thierischen Wildheit ihres ersten Zustandes zu befreyen; sie durch den Reitz des feinern Vergnügens der Sinne und des Geistes, durch die sanften Bande der Sympathie und des Wohlwollens, und die mannigfaltigen Verhältnisse des geselligen und bürgerlichen Lebens zu einem vollkommnern Genuß ihres Daseyns zu

bringen, und die Entwicklung der Kräfte jenes himmlischen Funkens zu befördern, der sie so hoch über ihre thierischen Verwandten erhebt und mit uns selbst in Gemeinschaft zu kommen fähig macht? — Damahls stand es wohl mit ihnen! Sie waren so glücklich als Geschöpfe ihrer Art es seyn können, und blieben es, so lange sie sich von uns regieren ließen. Aber die angeborne Unart ihrer Natur gänzlich zu vertilgen, stand nicht in unsrer Macht. Wir brachten sie so weit, daß sie unser zuletzt entbehren zu können glaubten; sie kehrten unsre eigenen Wohlthaten gegen uns, kündigten uns den Dienst auf, liefen einem neuen Fantom von übermenschlicher Vollkommenheit nach, und verfielen unvermerkt, durch die Geringschätzung und Verabsäumung der Mittel, wodurch wir sie zu Menschen gemacht hatten, in eine Barbarey, die ganz nahe an die rohe Thierheit ihres ersten Zustandes grenzte. Jahrhunderte lang von Unwissenheit, Aberglauben und Fanatismus zu Boden gedrückt, von Priestern und Fürsten in unerträgliche Fesseln geschlagen, alles Lichts der Filosofie, aller Künste des Friedens, aller Sicherheit des Eigenthums und Lebens beraubt, der willkührlichen Gewalt ihrer Tyrannen und den Täuschungen hinterlistiger Sofisten Preis gegeben, sahen sie sich endlich wieder nach Uns um Hülfe um; und Wir, ohne uns an ihre Undankbarkeit zu kehren, ließen uns willig finden,

unsre kostbarsten Gaben abermahls an Geschöpfe zu verschwenden, von denen wir voraus wußten, daß sie keinen bessern Gebrauch davon machen würden als ihre Vorfahren. Aber kaum hatten sie in der Kultur, die ihnen unsere Töchter, die Künste und die Wissenschaften, gaben, wieder einige Stufen erstiegen, so erfolgte was ich vorher gesehen hatte: ihre Unstätigkeit, ihr Eigendünkel, ihr Durst nach Veränderung und Neuheit, die Widerspenstigkeit ihre Fantasien und Leidenschaften den Gesetzen der Vernunft zu unterwerfen, kurz, alle Unarten, die von ihrer halb thierischen Natur unzertrennlich sind, spielten wieder ihr altes Spiel, und verderbten uns das unsrige abermahls. Denn du würdest eben so leicht einen Mohren durch Waschen weiß machen, als einem Menschen die Vorzüge der Kultur einimpfen, ohne ihm mit jeder Geschicklichkeit einen Fehler, mit jeder Wahrheit einen Irrthum, mit jeder Tugend ein Laster mitzutheilen. Weit gefehlt daß die Vernunft die Grenzen ihrer Herrschaft immer weiter ausdehnen, und ihre ewigen Feinde, Unwissenheit, Trägheit des Geistes, Willkührlichkeit und Egoisterey, endlich gänzlich verdrängen werde; haben wir nicht stets gesehen, daß der Zeitpunkt der höchsten Verfeinerung und der äußersten sittlichen Verderbniß immer ein und derselbe war? daß die Epoke der höchsten Aufklärung immer diejenige war, worin alle Arten

von spekulativem Wahnsinn und praktischer Schwärmerey am stärksten im Schwange gingen? Unfähig in irgend etwas das Mittel zu halten, schweifen die Menschen bald diesseits bald jenseits über die Linie des Wahren hinaus: und da es in jeder Sache nur Eine Weise recht zu verfahren, und dagegen unzählige Wege zu fehlen giebt; wer wollte sich darüber ereifern, wenn so schwache und unhaltbare Geschöpfe, wie dieses Töpferwerk des Prometheus, in irgend einer schweren Probe, worauf das Schicksal ihre Weisheit und Tugend setzt, übel bestehen?

Juno. Und mit dieser für dich sehr bequemen Filosofie, Herr Gemahl, glaubst du dich einer bestimmten Antwort auf meine vorigen Fragen überheben zu können?

Jupiter. Allerdings, Dame meines Herzens, wofern du Geduld genug haben wolltest, eine so vielseitige Sache von mehr als Einer Seite anzusehen, und dich nicht von dem Anblick einer Menge Ungerechtigkeiten, Schelmereyen und Gewaltthaten, die von jeder großen Revoluzion der menschlichen Dinge immer unzertrennlich gewesen sind, verleiten ließest, die ungeheuern Uebel, deren Quelle dadurch verstopft, und das unzählige Gute, das dadurch veranlaßt wird, zu übersehen.

Juno. Wenn ich irgend einen redseligen Gallofränkischen Sofisten in diesem Tone krähen

höre, so erkenne ich, daß er seine Schuldigkeit thut: aber wie Du, den die Erfahrung einer langen Reihe von Jahrhunderten mit dem Laufe der Dinge bekannt gemacht hat, — wie Du, der kein Interesse haben kann sich selbst oder andere zu täuschen, dir in solchen Radoterien gefallen kannst, ist mir unbegreiflich. — „Das unzählige Gute, das durch jene Revoluzion veranlaßt wird! Die ungeheuern Uebel, deren Quellen dadurch verstopft werden!“ — Wahrhaftig! wenn es höflich wäre von euch Herren der Welt Konsequenz zu fordern, so möchte ich dich wohl fragen, Jupiter, wie du dieß mit dem, was du uns da eben so zierlich vorgetragen hast, zusammen reimen willst! — Nenne mir, wenn du kannst, das Gute, das durch den gewaltsamen Umsturz einer seit Jahrhunderten bestehenden bürgerlichen Ordnung veranlaßt wird, und nicht schon allein von dem Bösen, das dieser Umsturz nach sich zieht, wo nicht überwogen, wenigstens im Gleichgewicht gehalten würde. — Und worin, ich bitte dich, sollen diese Uebel bestehen, deren Quelle dadurch verstopft wird, ohne daß die neue Ordnung der Dinge auch neue Quellen eröffne, wovon die vorige nichts wußte? — Ja, wenn die Menschen die Wohlthaten der Freyheit und Gleichheit in Unschuld und Eintracht zu genießen wüßten, ohne einer Regierung, einer Verwaltung gemeinsamer Einkünfte, eines Kriegsstaats, kurz

einer künstlichen Ordnung der Dinge, die der Unzulänglichkeit der natürlichen beständig zu Hülfe kommen muß, nöthig zu haben: dann hättest du Recht zu sagen, daß eine solche Revoluzion — in so fern sie sich auf einmahl über den ganzen Erdboden verbreitete — die Quellen aller Uebel, die von jeder künstlichen Anordnung der menschlichen Dinge unzertrennlich sind, auf immer verstopfen würde. Aber, was wäre dieß anders als eben jenes fabelhafte goldne Zeitalter, das außer der Fantasie der Dichter nie existiert hat, noch jemahls existieren wird, als — in den Inseln der Seligen! Du selbst machst uns ein Verdienst daraus, die Geschöpfe des Prometheus aus dem armseligen viehischen Zustande, worin wir sie fanden, gezogen und zu Menschen gebildet zu haben. Und doch waren sie in diesem Zustande so frey und gleich, als die Natur sie gemacht hatte: aber freylich um so frey und gleich zu bleiben, hätten sie auch in diesem Zustande bleiben müssen. Gebildete Menschen bedürfen einer Regierung; und jede Regierung (ihre Form sey welche sie wolle) hebt jene Naturfreyheit auf; so wie der bloße gesellschaftliche Verein unter jedem großen, von seiner äußern Lage begünstigten, fleißigen, erfindsamen, und alle Arten von Künsten mit Eifer betreibenden Volke die natürliche Gleichheit aufhebt. Denn so unmöglich es ist, daß

ein solches Volk nicht reich und mächtig werde, eben so unmöglich ist es, daß Reichthum und Macht nicht die Ungleichheit mit ihrem ganzen Gefolge herbey ziehe. Im bürgerlichen Gesellschaftsstande kann und darf nichts uneingeschränkt bleiben. Für große und mächtige Völker ist die monarchische Regierungsform, zweckmäßig eingeschränkt, die angemessenste, weil sie die meisten Mittel in sich hat, diese Ungleichheit zu vergüten und zum größern Wohl des Ganzen ausschlagen zu machen; die demokratische hingegen die nachtheiligste, weil in einer sehr großen Demokratie der bessere und eben darum kleinere Theil der Nazion immer entweder von der überwiegenden Majorität des schlechtern, oder von irgend einem Günstling und Abgott des Pöbels tyrannisiert wird. Nun reitze man aber ein solches Volk, unter dem Vorwand, es in den Besitz seiner Menschenrechte, seiner primitiven Freyheit und Gleichheit zu setzen, zum Umsturz des Thrones: was bleibt dann seinen Anführern anders übrig, als — es entweder durch eine fortdauernde Anarchie in jenen ursprünglichen thierischen Zustand zurück zu werfen — oder ihm eine neue Regierungsform zu geben, durch welche jene illusorische Freyheit und Gleichheit, wo nicht gleich Anfangs, doch unfehlbar nach und nach, so lange modificiert und beschnitten werden

muß, bis das besagte Volk, Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, sich mit jedem andern, das unter einer gesetzmäßigen Regierung persönliche Freyheit und Sicherheit des Eigenthums genießt, ungefähr auf gleichem Fuße befinden wird? Offenbar sind die Gallischen Demagogen nicht wahnsinnig genug, das erste zu wollen: wollten sie es aber nicht, was waren denn die mächtigen Zauberwörter, Freyheit und Gleichheit — denen man vorbedächtlich die weiteste und unbestimmteste Bedeutung ließ — was waren sie anders als Losungswörter des Aufruhrs, als bloße Vorspiegelungen, wodurch eine zusammen verschworne Bande ehrgeitziger Egoisten die rohe, leicht zu erhitzende und in der Hitze zu allem fähige Klasse der Sankülotten, die in jeder großen Monarchie die Majorität ausmacht, dahin zu bringen wußte, ihr zur Umkehrung der bisherigen Ordnung der Dinge ihre Arme zu leihen? Diese Herrschlustigen, die bisher im Staate Nichts gewesen waren, aber durch Geisteskräfte und Talente, große Reichthümer, oder große Dürftigkeit bey unersättlichen Begierden, sich berufen fühlten eine Rolle zu spielen, wußten sehr wohl was sie thaten; denn sie wußten, wohin sie auf dem Wege, den sie einschlugen, kommen würden. Wäre es ihnen wirklich darum zu thun gewesen, dem zu hart gedrückten Volke so viel Freyheit

und Gleichheit zu verschaffen, als jeder in bürgerlicher Gesellschaft lebende Mensch kraft des gesellschaftlichen Vertrags zu fordern berechtigt ist: so würden sie einen ganz andern Weg genommen, so würden sie sich begnügt haben, die übermäßige Gewalt des Monarchen durch eine mit den nöthigen Gegengewichten versehene Konstituzion einzuschränken, dem Uebermuth der Großen und der Höflinge, der Verschwendung des Staatseinkommens, den Gebrechen der Justizpflege, den unterdrückenden Vorrechten des Adels, der Raubsucht, Hoffarth und Ueppigkeit der Priester des Plutus — kurz, allen Arten von Mißbräuchen, die (wie ich gestehe) in diesem Lande zu einer unerträglichen Höhe gestiegen waren, abzuhelfen, und vornehmlich durch zweckmäßige Gesetze und Einrichtungen jene tiefe und allgemeine sittliche Verderbniß von Grund aus zu heilen, die zugleich eine natürliche Folge des bisherigen Laufs der Dinge und eine unversiegbare Quelle des täglich wachsenden öffentlichen Elends gewesen war. Wenn, sage ich, die Gallofränkischen Volksrepräsentanten alles dieß ernstlich wollten und sonst nichts wollten als dieß: so konnten sie es auch, — trotz allem Widerstande des Hofes und der Aristokratie, deren Anzahl und Macht gegen das ungeheure Uebergewicht eines ganzen bewaffneten Volkes, das seine Rechte geltend zu

machen entschlossen war, in keine Betrachtung kam; und so bedurfte es keiner gewaltsamen Umkehrung aller bisherigen bürgerlichen Ordnung; so war es eben so unnöthig als unpolitisch, die Sachen bis zu einer Extremität zu treiben, wo das Volk, das von seinen Rechten nur sehr verworrene Vorstellungen hat, durch die absichtlich übertriebnen und verfälschten Begriffe, die man ihm davon beybrachte, sich auf einmahl aller seiner Pflichten entbunden glaubte, und im ungewohnten Gefühl seiner Uebermacht und Unabhängigkeit, so wenig als der eigenwilligste Despot, daran erinnert seyn wollte, daß ihm seine Rechte, ohne die strengste Beobachtung aller Pflichten des gesellschaftlichen Vertrags, nicht nur unnütz, sondern sogar verderblich sind. Aber die Demagogen wollten eine Verfassung, worin sie gewiß waren die erste Rolle zu spielen; wollten eine Demokratie, deren Zügel sie immer in ihren Händen behalten, und worin sie ihren bemaulkorbten brummenden Suverän zu ihrem Profit tanzen lassen könnten wie ihnen beliebte. Dieß war vom Anbeginn der Revoluzion der geheime Plan dieser unredlichen Menschen; alle ihre Anschläge, alle ihre Maschinen waren auf diesen Punkt gerichtet. Aber um dahin zu gelangen, mußte nothwendig die ganze Monarchie aufgelöst, mußte sogar die neue Konstituzion, woran ihre klügsten Männer so lange gearbeitet hatten, wie-

der umgeworfen, mußten alle durch sie konstituierte Mächte wieder desorganisiert, und alles so viel möglich in den anarchischen Stand der primitiven Gesetzlosigkeit und Wildheit zurück gesetzt werden. — Gleich viel durch welche Mittel! Die schändlichsten, die ungerechtesten, die grausamsten hatten nichts das diese Menschen erschreckte. Da sie selbst die Gesetzgeber sind, steht es ja nur bey ihnen, alle Gesetze abzuschaffen, die ihren Absichten zuwider sind, und alles zu Gesetz zu machen, was sie befördert. Mögen doch darüber, mit allem übrigen, auch alle moralischen Gefühle und Ideen vollends zu Trümmern gehen! Desto besser für ihren Zweck! Desto leichter ist es ihnen, aus der formlosen Masse nach ihrer Konvenienz neue Begriffe und Maximen zu drehen, die sie, ohne Rücksicht auf den innern Gehalt, zu Recht oder Unrecht stempeln, denen sie, nach Zeit und Umständen, jeden Sinn unterlegen und bald eine engere, bald eine weitere, oder auch gar keine Anwendbarkeit geben können. — Daher das zweyfache Maß und Gewicht, womit wir sie bey allen Gelegenheiten messen und wägen sahen! Daher die schamlosen Widersprüche ihrer Beschlüsse und Handlungen mit ihren öffentlich vorgegebenen Grundsätzen! Daher alle die Taschenspieler-Kunstgriffe, wodurch sie noch immer das Volk zu hintergehen, zu verblenden, und im Taumel zu erhalten gezwungen sind, um ihm

seinen wahren Zustand und ihre wahren Absichten zu verbergen, und ein Aufwachen zu verhindern, das nicht anders als fürchterlich für sie seyn könnte! Daher die schändliche Nothwendigkeit, dem Pöbel unaufhörlich zu schmeicheln, dem Abschaum der Nazion alles zu gestatten, oder wenigstens alles ungestraft hingehen zu lassen; weil sie nie wissen, wie bald der Fall wieder kommen wird, wo sie (wie schon oft geschah) seiner Spieße und Mordschwerter zu ihrer eigenen Vertheidigung, zur Unterstützung ihrer Komplotte, oder zur Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften nöthig haben werden! — Und eine Revoluzion, die dieß alles bewirkt, ein großes Reich in eine so ungeheure Zerrüttung gesetzt, sein Schicksal in die Hände solcher Menschen gespielt, sein voriges Elend so unermeßlich vergrößert, seinen Bewohnern alle Hoffnung bessere Zeiten zu sehen wenigstens auf ein ganzes Menschenalter geraubt, ja sogar alle Wege ihrem gänzlichen Untergang zu entrinnen, oder sich wenigstens anders als durch ein verzweifeltes Mittel zu retten, so gänzlich abgeschnitten hat, — eine solche Revoluzion kannst du, Jupiter, um der Uebel, deren Quelle sie verstopfen, und um des unzähligen Guten willen, das sie veranlassen soll, in deinen Schutz nehmen?

Jupiter. Darin thust du mir Unrecht, Saturnia: ich nehme sie nicht in meinen Schutz.

Der ganze Olymp ist mein Zeuge, daß ich diesen Begebenheiten als bloßer Beobachter zugesehen habe. Ich gönne den Sterblichen Gutes; aber ich vermag nichts gegen Nothwendigkeit und Natur: und wenn alle Ursachen, die zu Bewirkung einer großen Weltbegebenheit zusammen arbeiten, den Punkt ihrer Reife und ihres Einklangs erreicht haben, wie dieß dermahlen der Fall war; so würden alle eure Kräfte, mit den meinigen vereinigt, unvermögend seyn, einen einzigen Kopf, welcher fallen muß, stehend zu erhalten. — Sonst sollte wahrlich der arme Ludewig den seinigen nicht unter die Guillotine haben legen müssen!

Juno, auffahrend. Was sagst du? — Sie hätten ihre Verruchtheit bis zu einem so gräßlichen und zugleich so unpolitischen Frevel getrieben?

Jupiter. In diesem Augenblicke!

Juno, mit einem grimmigen Blick auf Jupiter. In diesem Augenblicke, sagst du?

Jupiter. Du siehst also, daß nicht mehr zu helfen ist.

Juno. So eile ich, alle Völker und Fürsten des Erdbodens zur Ausrottung dieser erklärten Feinde der Götter und der Könige zu vereinigen; da es doch, wie ich sehe, unmöglich ist, deine zu Milch gewordene Galle zu reitzen, und selbst die schändlichste aller Gräuelthaten dich nicht

bewegen kann, die Verbrecher in die Strudel des Flegethons hinab zu donnern!

Jupiter. Uebereile dich nicht, liebe Juno! Ich dächte, die Erfahrung sollte dich doch endlich gelehrt haben, wie leicht man aus übel ärger macht. Würdest du wohl ehemahls die halbe Erde unter Wasser gesetzt haben, um ein Nest voll sakrilegischer Ratten zu ersäufen, die dein venerables Bild zu Megalopel angenagt hätten? — Ueberlaß die Strafe der Königsmörder der unerbittlichen, immer gerecht richtenden Nemesis; und hüte du dich nur, daß du die Pest, deren Ansteckung du fürchtest, anstatt sie weislich in das Land, worin sie wüthet, einzuschließen, nicht durch die Anstalten selbst, die du gegen sie vorkehrst, in ganz Europa verbreitest! — Ich habe nichts dagegen, daß du, weil doch alte Begriffe und Gewohnheiten so viel Gewalt über dich haben, die Könige noch immer als meine Stellvertreter betrachtest, und dich, so warm du willst, für die Erhaltung ihres Ansehens verwendest; aber hüte dich, (wenn dir anders Leidenschaft und Einseitigkeit einen guten Rath anzunehmen verstatten) hüte dich, die Sache deiner Klienten der Sache des ganzen Menschengeschlechts entgegen zu setzen, und ihnen durch übermäßige Vorliebe noch mehr zu schaden, als ihre erklärtesten Feinde durch ihren Haß! Wenn du es wirklich gut mit den Königen meinst, so

lehre sie vor allen Dingen, ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden. Sage ihnen: ein Thron, der auf einer haltbaren Verfassung, auf Gerechtigkeit und Zutrauen des Volkes ruhe, könne durch keine Erschütterung von fremden Meinungen und Beyspielen wankend gemacht werden. Sage ihnen: ein Regent schade der Wohlfahrt seines Staats, mit dem besten Willen sie zu befördern, öfters mehr durch zu viel als durch zu wenig thun; und je freyern Spielraum man den einzelnen Kräften eines empor strebenden Volkes lasse, desto unschädlicher sey sogar der Mißbrauch dieser Freyheit. Sage ihnen: eine weise Regierung und ein guter Fürst habe von einem durch freyen Gebrauch seiner Vernunft veredelten und gebildeten Volke nichts zu besorgen; und wenn du kannst, Dame Juno, so lehre sie auch recht verstehen was ich ihnen durch dich sagen lasse, und du wirst sehen, daß die Könige und die Welt sich nicht übel dabey befinden werden.

Juno. Was ich sehr deutlich sehe, Herr Gemahl, ist, daß die Sachen nicht desto besser gehen, seitdem du ein so großer Moralist geworden bist. Sie geht eilends ab.

Jupiter, nach einer kleinen Pause zu Minerven. Was können wir von den Sterblichen fordern, wenn Götter selbst nicht weiser sind?

XIII.

Juno, Semiramis, Aspasia, Livia, und Elisabeth, Königin von England.

Juno.

Ihr wisset bereits, meine Freundinnen, warum ich euch zu dieser geheimen Unterredung eingeladen habe. Die Monarchien, deren Beschützerin ich bin, sind von Gefahren umgeben, die mit jedem Tage besorglicher werden. Sie sind in ihren Grundfesten erschüttert worden, und einige von ihnen drohen einen nahen Einsturz, wenn nicht Mittel gefunden werden, sie noch in Zeiten zu unterstützen. Das schlimmste ist, daß mein Gemahl — der sich überhaupt seit geraumer Zeit sehr geändert hat, und neuerlich ein großer Moralist geworden ist — die demokratischen Anmaßungen zu begünstigen scheint, und meinem Eifer für die gute Sache, wenigstens in der Wahl der Mittel, Grenzen setzt, die ich nicht zu überschreiten wagen darf. In diesen Umständen habe ich für nöthig gehalten, die weisesten und erfahren-

sten unter den Bewohnerinnen des Olymps zu Rathe zu ziehen; und auf welche andere, als auf euch, hätte da meine Wahl fallen können? Jede von euch hat, ohne zum Zepter geboren zu seyn, unter dem ersten Volk ihrer Zeit die erste Rolle gespielt. Du, Semiramis, hast dich, bloß durch die Größe deiner persönlichen Vorzüge, aus einer Schäferhütte auf den ersten Thron der damahligen Welt geschwungen, die Eroberungen des großen Ninus fortgesetzt, und über eine Menge überwundener Völker mit einem Glücke, das sich vierzig Jahre lang an dich gefesselt zu haben schien, geherrschet. Du, Aspasia, erhobst dich von einer Milesischen Hetäre zum Rang einer Gemahlin des Perikles, und verdientest durch deinen Einfluß über ihn, in einem Sinne den ich selbst hätte beneiden mögen, den Nahmen der Juno dieses Attischen Jupiters. Du, Livia, warst dem Erben des ersten Cäsars funfzig Jahre lang noch mehr als Aspasia dem Demagogen von Athen. Du ersetztest ihm seine zwey unentbehrlichsten Freunde, Mäcenas und Agrippa; und dir, der Vertrauten seines Herzens und der Seele seiner Rathschläge, hatte die Welt es zu danken, daß sich der grausame und verhaßte Usurpator in einen bis zur Anbetung geliebten Regenten verwandelte, unter welchem das menschliche Geschlecht zum ersten Mahl einer vierzigjährigen allgemeinen Ruhe

genoß. Du endlich, jungfräuliche Elisabeth, nachdem du durch einen Karakter, der die geschmeidigste weibliche Klugheit mit heroischer Standhaftigkeit verband, tausend Gefahren und Schwierigkeiten, die dir und deinem Reiche den Untergang drohten, glücklich besiegt hattest, du hinterließest der Welt das in seiner Art einzige Beyspiel einer willkührlichen Regierung über ein freyes Volk, das dich abgöttisch liebte, und dessen Zuneigung und Beyfall zu erhalten dein höchster Ehrgeitz war. Vier solche Rathgeberinnen lassen mich einen Beystand erwarten, der meine Bemühungen nothwendig mit dem glücklichsten Ausgang krönen muß. Eröffnet mir also eure Gedanken ohne Zurückhaltung, was für Mittel und Wege einzuschlagen seyn möchten, um den gänzlichen Verfall der noch bestehenden Monarchien zu verhüten, den alten Glanz des Thrones wieder herzustellen, das verlorne Zutrauen der Völker wieder zu gewinnen, und Erschütterungen, wie diejenigen von welchen wir Augenzeugen gewesen sind, in Zukunft unmöglich zu machen. Rede du zuerst, Semiramis!

Semiramis. Große Königin des Olymps! Wie sehr ich mich auch durch die günstige Meinung, die du von meinen Fähigkeiten für die Regierungskunst gefaßt zu haben scheinst, geehrt finde, so kann ich mir doch selbst nicht verbergen, daß ich vielleicht weniger als jede andere geschickt

scheinen muß, in der vorliegenden Sache einen tauglichen Rath zu geben; so groß ist die Verschiedenheit der Umstände, unter welchen ich zu meiner Zeit den ersten Thron der Morgenländer behauptete, von der Lage, worin in diesem Augenblicke die abendländischen Reiche sich befinden. Indessen, da ich einmahl dazu aufgefordert bin, will ich meine Gedanken um so freymüthiger sagen, da vielleicht dieser Unterschied selbst uns auf die Spur der einzigen wahren Grundsätze leiten wird, durch welche die Dauer und der Glanz der monarchischen Regierung mit dem Glücke der Unterthanen verbunden werden kann.

Vor allen Dingen setze ich als etwas unwidersprechliches voraus, daß die Monarchie die natürlichste, und eben darum die einfachste, leichteste und zweckmäßigste aller Regierungsformen sey; diejenige, zu welcher die Menschen das meiste Vertrauen, und, so zu sagen, eine eingepflanzte Anmuthung haben, an welche sie sich folglich am leichtesten gewöhnen, und in welcher der letzte Zweck aller bürgerlichen Gesellschaft am gewissesten zu erreichen ist. So müssen wenigstens die Menschen der ältesten Zeiten, die sich auf dem ganzen Erdboden von Königen regieren ließen, gedacht haben; und wie hätten sie anders denken können? Die Natur selbst, indem sie den Menschen von seiner Kindheit an der väterlichen Gewalt unterwarf, legte den

ersten Grund zu dieser Vorstellungsart; die Menschen brachten sie in die bürgerliche Gesellschaft mit, und, gewohnt von einem Vater, den sie sich nicht selbst gegeben hatten, unumschränkt regiert zu werden, ließen sie sich desto williger von einem allgemeinen Vater regieren, der es entweder durch ihre eigene Wahl wurde, oder den sie aus den Händen der Götter zu empfangen glaubten. Denn so betrachteten sie (wie ich aus eigener Erfahrung weiß) jeden König, unter dessen Zepter sie durch das Loos des Krieges kamen. So bald derjenige, dem sie bisher gehorcht hatten, in der Schlacht fiel, trat der Sieger an seine Stelle: die Götter hatten sich für ihn erklärt, und dem überwundnen Volke fiel es nicht ein, sich gegen eine so vollgültige Entscheidung zu sträuben; zumahl, da der neue Monarch gewöhnlich mehr Macht hatte sie zu schützen, und seinen eigenen Vortheil mißkannt haben müßte, wenn er seine neuen Unterthanen nicht eben so väterlich hätte regieren wollen als seine alten. Man findet daher in den ersten Zeiten der Welt überall, wo eine größere oder kleinere Anzahl Familien und Stämme beysammen lebte, größere oder kleinere Könige, und, meines Wissens, kein einziges Beyspiel, daß rohe Naturmenschen zusammen gekommen wären, um sich eine demokratische oder aristokratische Verfassung zu geben. Was hätte sie auch

auf die Erfindung so künstlicher, so verwickelter, und doch so unzweckmäßiger Regierungsformen bringen können? Als sie sich Königen unterwarfen, war es einem jeden nur darum zu thun, an seinem väterlichen Herde, im Schatten der Bäume die seine Voraltern gepflanzt hatten, die Früchte seines Feldes und seiner Herden mit den Seinigen in Sicherheit zu genießen. Für diese gemeine Sicherheit zu sorgen, einem jeden Recht zu sprechen, und die Störer der öffentlichen Ruhe zu bestrafen, war das Amt des Königs; und man hielt sich ihm, wie billig, noch sehr dafür verbunden, daß er ein so mühsames Amt auf sich nehmen wollte. Jedermann pries sich glücklich, wenn er nur für sich und die Seinigen zu sorgen hatte, und ließ sich nicht träumen, er würde noch glücklicher seyn, wenn er einen Theil seiner Zeit seinen Geschäften, seiner Ruhe, und seinem Vergnügen entziehen müßte, um an Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Diese Art zu denken, die zu meiner Zeit in allen kleinen Reichen des Orients herrschte, erhielt sich auch, nachdem unter der Regierung meines Gemahls eine Menge kleiner Staaten in das einzige Assyrische Reich zusammen geflossen war. Der Umfang der Monarchie erforderte nun, außer einem glänzenden Hofe und einem ansehnlichen Kriegsstaat, eine Menge von obrigkeitlichen Aemtern, unter welche der

Monarch seine höchste Gewalt stufenweise so vertheilte, daß er gleichwohl alle Zügel in seiner Hand behielt, und, wie er die Quelle aller Autorität war, auch der Richter über das Verhalten derjenigen blieb, denen er einen Theil derselben anvertraute. Natürlicher Weise waren es Anfangs persönliche Verdienste im Krieg und Frieden, die eine Art von Recht, das jedem einleuchten mußte, an die Ehrenstellen gaben: aber, wiewohl in der Folge aus den Nachkommen der Könige und der obersten Staatsbedienten eine Art von erblichem Adel erwuchs, welchem Geburt und Erziehung, Verdienste der Vorfahren und angeerbte Reichthümer ansehnliche Vorzüge vor dem größten Theile des Volkes gaben; so gewöhnte sich doch dieses, durch sein natürliches Gefühl von Billigkeit, sehr leicht daran, eine Klasse von Menschen über sich zu sehen, die an die Vortheile, welche sie vor andern genoß, ein selbst erworbenes oder angestammtes Recht zu haben schien, und sie dem Staate bey jedem Ruf der Pflicht, auf jeden Wink des Monarchen, durch desto größere Aufopferungen bezahlen mußte. Das Volk blieb desto ruhiger dabey, da am Ende doch vor dem Monarchen alles gleich war, und man oft genug diejenigen, die sich ihrer Glücksvorzüge gar zu übermüthig bedienten, nur desto schrecklicher fallen sah, je höher die Stufe war, von welcher sie herab stürzten.

Juno, leise zu Livia. Hättest du gedacht, daß diese alte Königin von Babylon so schwatzhaft seyn würde?

Livia, eben so leise zu Juno. Ich muß gestehen, sie hohlt weit aus.

Semiramis, nach einer kleinen Pause. Man kann nicht in Abrede seyn, daß in dieser Art von Monarchie — wo alles von dem Willen eines Einzigen abhing, und gegen den Mißbrauch dieser unbeschränkten Gewalt kein ander Mittel war, als was Verzweiflung den Unterdrückten eingeben konnte — das Volk nur so lange glücklich und der Monarch nur so lange sicher war, als dieser seine Unterthanen wie seine Kinder betrachtete, und von ihnen hinwieder als ihr Vater angesehen wurde. In der Folge geschah es freylich nur zu oft, daß die Völker sehr schlimme Väter, und schwache Väter sehr unartige Kinder bekamen. Keine menschliche Einrichtung erhält sich in ihrer ursprünglichen Einfalt und Güte. Es war natürlich, daß die Monarchien ausarteten; daß weise, thätige und gute Könige auch träge, wollüstige und tyrannische Nachfolger hatten; daß die Völker gedrückt und gemißhandelt, und dagegen manche herrschende Familien vom Throne gestürzt wurden, und der Zepter in fremde Hände kam, oder auch ein mächtiges Reich von einem andern verschlungen wurde. Aber bey dem allen ist es doch sonderbar, daß,

nach unzähligen Revoluzionen dieser Art, gleichwohl noch kein morgenländisches Volk auf die Idee einer durch positive Grundgesetze eingeschränkten Monarchie, geschweige auf eine eigentliche Volksregierung, gefallen ist! Sollte man nicht mit Recht daraus schließen, daß Völker, die einer Regierungsform, von welcher sie öfters so viel leiden mußten, mit so standhafter Anhänglichkeit ergeben sind, sich im Ganzen genommen wohl bey ihr zu befinden glauben, und daß sie Vorzüge haben müsse, die alle ihre Mängel und Gebrechen aufwiegen? Und so ist es auch, wenn mich nicht alles trügt; ja, noch mehr, ich bin überzeugt, daß das Volk in den Abendländern im Grund eben so gesinnt ist, und sein Joch überall eben so geduldig auf dem Nacken leiden würde, wenn es nicht von unruhigen regiersüchtigen Menschen aufgewiegelt, und durch Vorspieglungen einer schimärischen Freyheit auf verderbliche Irrwege verleitet würde. Keine monarchische Regierung, wie heillos sie auch seyn mag, ist es so sehr, daß sie nicht noch immer der Anarchie vorzuziehen seyn sollte, in welche ein Volk unvermeidlich gestürzt wird, wenn man ihm auf einmahl eine Freyheit giebt, die es weder zu ertragen noch zu gebrauchen weiß. Mögen sich doch unter der Regierung eines Einzigen große Mißbräuche in den Staat eingeschlichen haben! Mißbräuche können immer durch rechten

Gebrauch geheilt werden. Und sollte auch eine Nazion durch einen ungewöhnlichen Zusammenfluß dringender Umstände in den Fall kommen, daß sie sich selbst helfen müßte; so mögen unverständige oder grausame Gesetze abgeschafft, unbillige Vorrechte aufgehoben, übermäßige Auflagen vermindert, eine verschwenderische Staatshaushaltung eingeschränkt werden: aber die Monarchie selbst, die kein Mißbrauch ist, muß unangetastet bleiben, und nur ein wahnsinniger Arzt wird einem Kranken das Haupt abschlagen, damit es ihm nicht mehr wehe thun könne. Gesetzt aber auch, eine Nazion wollte sich alles Unheil, das aus einer gänzlichen Umkehrung ihrer alten Verfassung nothwendig erfolgen muß, in Hoffnung besserer Zeiten gefallen lassen: wie kann sie hoffen, daß sie sich jemahls unter einem demokratischen Regimente besser befinden werde? Entweder ihre Gesetzgeber müßten die menschliche Natur selbst umzuschaffen wissen; oder der Staat wird sich, unter dem Schein einer populären Verfassung, unvermerkt in eine Oligarchie verwandeln, die dem Volke noch schädlicher und unerträglicher seyn wird, als der Despotismus eines Einzigen mit allen seinen Unbequemlichkeiten. — Doch, die Rede ist ja nicht davon, ob das Uebel, gegen welches wir Mittel suchen, ein Uebel sey? sondern, ob ihm geholfen werden könne?

Juno. Dieß ist in der That der Knoten, den ich gern aufgelöst hätte. Während wir uns hier berathschlagen, frißt diese demokratische Pest, die bereits eines der schönsten Reiche des Erdbodens zu Grunde gerichtet hat, immer weiter um sich, und wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn die Kur nicht zu spät kommen soll.

Semiramis. Es fehlt in solchen Fällen nicht an Aerzten, die, aus Furcht zu viel Zeit zu verlieren, nicht genug eilen können, den Ausbrüchen und Zufällen des Uebels zu wehren: aber Palliative würden hier schlechte Wirkung thun, und hitzige Mittel übel nur ärger machen. Um die Krankheit in ihrem innersten Sitze angreifen und von Grund aus heilen zu können, muß ihr vor allem die Nahrung entzogen und die Quelle verstopft werden, aus welcher sie immer neuen Zufluß von bösen Säften erhalten hat. Die Völker werden nicht eher wieder zu jener Zufriedenheit mit ihrem Zustande, ohne welche keine dauerhafte innerliche Ruhe möglich ist, und die Monarchien nicht eher wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen, bis das alte Verhältniß zwischen den Fürsten und den Völkern wieder hergestellt ist; bis der Fürst sein Volk wieder mit dem Herzen eines Vaters, das Volk seinen Fürsten wieder mit dem unbesorgten und grenzenlosen Vertrauen eines Kindes ansieht; jener seinen höchsten Stolz

durch das Glück seiner Unterthanen befriedigt findet, diese, in gänzlicher Ueberzeugung daß er nichts andres als ihr Bestes wollen könne, keinen Begriff davon haben, wie man seine Regierung tadeln oder seinen Befehlen den unbedingtesten Gehorsam verweigern könnte. Aus einem solchen Verhältniß wird und muß Ordnung, Ruhe und Wohlstand eben so unfehlbar in den großen Familien, die man Staaten nennt, entspringen, als das Glück einzelner Haushaltungen eine Frucht der Harmonie und des reinen Verhältnisses zwischen Mann und Weib, Aeltern und Kindern ist. Aber wie könnte es jemahls dahin kommen, so lange die wahre Quelle des Mißtrauens und der Mißverständnisse zwischen Völkern und Fürsten nicht verstopft wird? — Ich sehe voraus, wie sehr das Mittel, welches ich hierzu vorzuschlagen habe, gegen die herrschenden Begriffe dieser Zeit anprallt; und kaum würde ichs wagen es zu nennen, wenn ich weniger überzeugt wäre, daß es eben so unschuldig und wohlthätig, als unfehlbar in seiner Wirkung ist.

Juno. Du erregst meine ganze Aufmerksamkeit, Semiramis. Was für ein Mittel kann das seyn?

Semiramis. Ein sehr einfaches, große Göttin. — Die Freyheit, über die öffentlichen Angelegenheiten der Völker, über die natürlichen und gesellschaftlichen Rechte des Menschen, über

Gesetzgebung und Staatsverwaltung der Regenten öffentlich alles zu reden und zu schreiben, was ein jeder, aus einem oft sehr schiefen Gesichtspunkte, mit sehr blöden, trüben oder vergällten Augen für wahr ansieht, muß für das was sie ist, für Störung der öffentlichen Ruhe erklärt, und auf alle mögliche Weise unterdrückt werden. Die Wissenschaften überhaupt, und besonders diejenigen die das Wort Filosofie umfaßt, müssen wieder mit dem heiligen Schleyer des Geheimnisses, den ihnen die leichtfertigen Griechen abgezogen haben, bedeckt, und einem nicht zahlreichen Orden von Weisen anvertraut werden, dessen Verfassung und Betragen die Regierung (von welcher er immer abhängig bleiben muß) übersehen, beleuchten und in den gehörigen Schranken halten kann. Das Volk hingegen, dem nichts schädlicher ist als zu viel zu wissen und zu klar zu sehen, muß, nach allen seinen Klassen, in den Kreis der Thätigkeit, wozu jede Klasse angewiesen ist, eingeschränkt, und in die Unmöglichkeit gesetzt werden, sich nach eigener Willkühr Kenntnisse zu verschaffen, deren Gebrauch so leicht zum Mißbrauch, und deren Mißbrauch ihm selbst und dem ganzen Staate so leicht verderblich werden kann.

Aspasia, lebhaft einfallend. Wie, Semiramis? Du wolltest dem großen Plane der Natur, der ewig steigenden Vervollkommnung der Menschheit,

deinen Königen zu Liebe einen solchen Riegel vorschieben? Du wolltest die Aufklärung —

Semiramis. Verzeihe, Aspasia, daß ich dir in die Rede falle. — Ich will weiter nichts, als daß dem unvorsichtigen Gebrauch der Wissenschaften gesteuert, und das Volk in die wohlthätige Unmöglichkeit gesetzt werde, Gift für Arzney zu nehmen, oder auch wohl durch gute Arzneyen, deren es nicht bedarf, sich selbst vergiften zu können. Die Weisen sollen an Vermehrung des allgemeinen Schatzes der menschlichen Kenntnisse, und, wo möglich, selbst an Erweiterung der Grenzen des menschlichen Verstandes arbeiten dürfen so viel sie wollen; es soll ihnen sogar zur Pflicht gemacht werden, dem Volke, unter der Aufsicht der höchsten Obrigkeit, alle Entdeckungen und Erfindungen mitzutheilen, von welchen man versichert seyn kann, daß sie den Zustand desselben, ohne ihm auf einer andern Seite größern Schaden zu thun, verbessern werden. Nur soll den Weisen nicht erlaubt seyn, alles ohne Unterschied gemein zu machen was sie wissen und denken; viel weniger sollen den Unweisen freye Hände gelassen werden, durch Verbreitung ihrer Thorheit das Glück und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft zu stören. Was die Aufklärung betrifft, so gilt, däucht mich, auch von ihr, wenn man sagt, daß entgegen gesetzte Dinge mit ihren äußersten Punkten in einander

fließen. Sie scheint in diesen Tagen ihre höchste Stufe erreicht zu haben; und eine allgemein merkliche Folge davon ist, daß alles sich wieder nach der Rückkehr jener goldnen Zeiten sehnt, da die Menschheit noch im Genuß einer unverkünstelten Einfalt, Aufrichtigkeit, Wärme und Energie so glücklich war, daß selbst die am meisten verfeinerten und von der Glücksgöttin am meisten begünstigten Zärtlinge des gegenwärtigen Zeitalters, mitten unter ihren üppigsten und ausgesuchtesten Genüssen, sich nicht enthalten können, das Glück jener rohen Kinder der Natur zu beneiden. Oder warum, als weil dieses Gefühl immer allgemeiner wird, sind lebhafte Schilderungen unverdorbener Naturmenschen beynahe das einzige, was mit einem unwiderstehlichen Reitz und Zauber auf alle Gemüther wirkt? Mich dünkt, es müsse uns, die wir von hier aus das Ganze der Menschheit so ziemlich übersehen, beynahe in die Augen springen, daß mitten in der Erschlaffung der ausschweifendsten Ueppigkeit (die man sehr unrecht mit Vervollkommnung verwechselt) alles unvermerkt sich wieder dahin neigt, woher die ganze menschliche Gattung vor einigen Jahrtausenden ausgegangen ist. Die Natur verfolgt hierin ihren eigenen ewigen Kreislauf. Aber, wenn sie uns das Vermögen gegeben hat, mit Ueberlegung und Vernunft zu ihren Endzwecken mitzuwirken: was können wir bessers thun,

als die Anstalten zu treffen, wodurch ihr wohlthätigster Zweck, die Ruhe und Zufriedenheit der Menschen, am kürzesten und sichersten befördert wird?

Juno. Deine Vorschläge, Königin Semiramis, verdienen in nähere Erwägung gezogen zu werden, und mich däucht, ich lese in Aspasiens Augen eine kleine Ungeduld, uns ihre Gedanken darüber zu eröffnen.

Aspasia. Weil die erlauchte Königin zu besserer Begründung ihrer Meinung für nöthig erachtet hat, bis zum Ursprung der bürgerlichen Gesellschaften zurück zu gehen, so sey mir erlaubt, überhaupt zu bemerken: daß die Verschiedenheit der Himmelsstriche und des Erdbodens, und der aus jeder besondern Lage erwachsenden eigenen Bedürfnisse, einen beträchtlichen Unterschied zwischen den Bewohnern der fruchtbarsten Länder gegen Morgen, und den nomadischen Horden, welche die nördlichen und westlichen Erdstriche nach und nach bevölkerten, gemacht habe. In jenen war von undenklichen Zeiten her die unbeschränkte Regierung eines Einzigen, in diesen die Freyheit einheimisch. Ich will nicht bestreiten, daß in jenen, unter einem Ackerbau treibenden, und eben darum milden und ruhigen Volke, das ursprüngliche väterliche Hausregiment den ersten Grund zu der morgenländischen Monarchie gelegt und

das Modell derselben abgegeben haben könne: aber gewiß ist, daß die nomadischen Völkerstämme, die von Viehzucht, Jagd und Raub lebten, sich Jahrtausende lang in einer Art von Gesellschaft erhalten haben, die der natürlichen Freyheit keinen andern Eintrag that, als in so fern ein jeder, seiner eigenen Erhaltung wegen, sich freywillig dem Gesetze des gemeinen Besten unterwarf. Diese rohen Menschen lebten in einem ewigen Kriege mit den Thieren des Waldes und unter sich selbst. Eine solche Lebensart machte einen Anführer unentbehrlich; und da persönliche Vorzüge und Verdienste den einzigen Unterschied unter ihnen ausmachten, so war nichts natürlicher, als daß der beste Jäger und der tapferste Krieger, der Mann, der in Verlegenheiten den besten Rath gab, in jeder Gefahr der Erste war, in jedem Ungemach am längsten ausdauern konnte, einhellig zum Anführer und Oberhaupt der Horde erwählt wurde. Auch diese Häupter der freyen Celtischen Horden, und einer Menge von ihnen abstammenden kleiner Völkerschaften des nordwestlichen Theils der Erde, wurden in der Folge Könige oder Fürsten genannt: aber welcher Unterschied zwischen diesen Königen und den morgenländischen Despoten! zwischen dem erwählten Oberhaupt eines freyen Volkes, und einem Monarchen, der, kraft der Uebermacht, die ihm die Waffen seiner Kriegsknechte über fried-

same und wehrlose Landleute verschaffen, sich des unbeschränkten Ansehens, welches die Natur dem Vater über seine unmündigen Kinder giebt, über ganze Millionen Menschen, die so viel Recht an Freyheit haben als er selbst, anmaßt, und den mildernden Vaternahmen nur dazu gebraucht, um von seinen vorgeblichen Kindern blinden, alles leidenden Gehorsam fordern zu können, und sie, wenigstens mit einigem Schein von Rechte, zu seinen Leibeigenen zu machen! Die alten Bewohner von Europa haben diese morgenländische Art von Königen nie gekannt: und wiewohl sie sich in spätern Zeiten in verschiedene größere und kleinere Monarchien formierten, wiewohl das Beyspiel der Römischen und Asiatischen Despoten, und noch mehr das innerliche Streben der monarchischen Regierung nach unbegrenzter Ausdehnung der höchsten Gewalt, unter Begünstigung einer neuen Religion und vieler anderer zufälligen Umstände, der königlichen Autorität eine immer zunehmende Stärke gab; so hat doch der ursprüngliche Geist der Freyheit, der so viele Jahrhunderte lang seinen Hauptsitz in diesem Welttheile hatte, eben so wenig ganz gedämpft werden können, als das ursprüngliche Recht an Freyheit durch irgend etwas, daß Menschen jemahls gethan oder geduldet haben, verloren gehen kann.

Semiramis. Was die schöne Aspasia so

eben gegen meine Grundsätze über Menschenregierung und Monarchie eingewendet hat, kann sie, meines Erachtens, so wenig entkräften, daß ihre Stärke vielmehr in ein noch helleres Licht dadurch gesetzt wird. Mögen doch die Stammväter aller Völker auf Erden freye Naturmenschen gewesen seyn, und sich, bey einer auf Jagd, Viehzucht und Raub eingeschränkten Lebensart, Jahrtausende, wenn man will, in dieser Freyheit — die sie den vierfüßigen Waldbewohnern so ähnlich machte — erhalten haben: genug, daß die Natur das edelste ihrer Kinder eben so wenig dazu bestimmt haben kann, ewig ein herum schweifender Viehhirt zu bleiben, als immer das Leben eines Raubthiers zu führen. Gerade dieß, daß der Mensch von jeher nur so lang' er wild war, sein höchstes Gut in Unabhängigkeit setzte, hingegen so bald er sich seiner wahren Bestimmung (den Erdboden zu bauen, und die rohe Natur durch die Kunst zu seinem Nutzen und Vergnügen umzuschaffen) ergab, unvermerkt mildere Gesinnungen und Sitten annahm, die Gesetze des Eigenthums kennen und ehren lernte, und sich der Oberherrlichkeit eines Einzigen unterwarf; und daß dieß (wie Aspasia selbst gestehen muß) mit der Länge der Zeit endlich auch sogar bey ihren Celtischen und Skythischen Räuberhorden der Fall war, gerade dieß beweiset für mich: denn es beweiset, daß nicht Freyheit, sondern

ruhige Unterwerfung unter den Zepter eines Regenten, welcher die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Macht (die drey Hauptzweige der väterlichen Gewalt) als allgemeiner Landesvater in sich vereiniget, der wahre, von der Natur selbst vorbereitete und angewiesene Zustand ist, worin die Menschen zur Geselligkeit und Sittlichkeit erzogen, und im Genuß aller Vortheile der bürgerlichen Verbindung ihres Daseyns froh werden sollen.

Aspasia. Anstatt einen ungleichen Streit mit der großen und immer zu siegen gewohnten Königin fortzusetzen, erkläre ich mich lieber, mit gehörigem Vorbehalt, ihrer Meinung, daß die Regierung eines Einzigen die natürlichste und zuträglichste aller Formen sey, welche die Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten eines Volkes annehmen kann. Vielleicht hat sich dieser Satz von jeher nirgends auffallender bewährt als in den Freystaaten selbst, welche, wie zum Beyspiel Athen durch Perikles, Rom durch Scipio Afrikanus, Genua durch Andreas Doria, den höchsten Punkt ihres Wohlstandes erreichten, wenn das Volk, der Freyheit unbeschadet, die Führung seiner wichtigsten Geschäfte mit unbegrenztem Vertrauen einem einzigen großen Manne überließ. Perikles regierte, ohne jemahls einen andern Titel als den eines Feldherrn geführt zu haben, über das freye Athen

bis an seinen Tod weit unumschränkter als Pisistratus, vor welchem er vielleicht nichts als die Liebe des Volks voraus hatte: er that im eigentlichsten Verstand alles was er wollte, weil er die Geschicklichkeit besaß, sich von den Athenern nichts, als was er selbst für gut fand, befehlen zu lassen, und die Klugheit, nichts eigenmächtig zu thun, als was ihnen rühmlich oder angenehm war. Dieses Beyspiel, daß eine fast uneingeschränkte Macht eines Einzigen sogar mit einer demokratischen Verfassung verträglich sey, scheint mir zu beweisen, daß ein Monarch, der den Geist und die Talente eines Perikles besäße, seinem Volk einen hohen Grad von Freyheit zugestehen könnte, ohne seinem eigenen Ansehen und Einfluß etwas beträchtliches zu vergeben. Der große Punkt ist nur, sich durch persönliche Ueberlegenheit die Hochachtung, und durch Popularität die Zuneigung des Volkes zu erwerben: mit diesen Vortheilen wird der eingeschränkteste König willkührlicher über die Gemüther freyer Menschen herrschen, als irgend ein Asiatischer Despot über die Leiber mißvergnügter Sklaven. Freylich fordre ich damit von den Königen, was wohl die wenigsten zu leisten fähig sind. Eine Regierung, die auf leidenden Gehorsam und kindlichen Glauben des Volkes an das Vaterherz seines Monarchen gegründet ist, mag für diesen freylich viel bequemer seyn: aber ich besorge sehr,

die Zeit, da die Voraussetzung jenes väterlichen und kindlichen Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen möglich war, werde sich nicht wieder zurück rufen lassen. Die Europäer wenigstens scheinen endlich die Jahre der Autonomie erreicht zu haben, und nicht länger geneigt zu seyn, ihren Regenten mehr väterliches Ansehen einzuräumen, als ein Vater über seine volljährigen Söhne auszuüben berechtigt ist. Der Vorschlag der großen Königin, der Aufklärung Grenzen zu setzen, und die Wissenschaften wieder zu einer geheimen Ordenssache zu machen, wie sie es ehemahls in Persien, Aegypten und Indien waren, möchte also unter großen Nazionen, die sich bereits im Besitz einer weit verbreiteten Kultur befinden, schwerlich ins Werk zu setzen seyn. Eher wollte ich mich erkühnen dem Herkules seine Keule, als einem Volke, das sich des Gebrauchs seiner Vernunft einmahl bemächtigt hat, diese furchtbarste aller Waffen wieder aus der Hand zu winden. Ein solches Volk betrachtet den ganzen Schatz von Erfahrung, Wissenschaft und Kunst, den das gegenwärtige Jahrhundert von allen vergangenen geerbt und durch eigenen Fleiß so ansehnlich vermehrt hat, als ein eben so gemeines Eigenthum der Menschheit, wie Luft und Sonnenlicht; und jede Unternehmung gegen die Freyheit, nach eignem Belieben aus diesen Gemeinquellen zu schöpfen, ist

in seinen Augen eine tyrannische Anmaßung gegen das unverlierbarste Naturrecht eines vernünftigen Wesens: kurz, ich müßte mich sehr irren, oder, so wie die Sachen stehen, wäre ein Bündniß der Könige gegen die Aufklärung das unfehlbarste Mittel den Umsturz der Thronen zu beschleunigen, und unabsehbares Elend über die Völker zu bringen. Ich bin daher so weit entfernt, den Rath der großen Königin zu billigen, daß ich vielmehr überzeugt bin, das beste was die Monarchen zu Befestigung ihres Ansehens thun können, sey gerade, den Unterthanen den Gebrauch ihrer geistigen Kräfte völlig frey zu lassen, und den Umlauf aller Arten von Kenntnissen und Erzeugnissen des menschlichen Geistes vielmehr auf alle mögliche Weise zu befördern als hemmen zu wollen. Ich sage dieses mit der Erfahrung in der Hand: denn ich bin gewiß, Perikles erhielt sich vornehmlich dadurch so lange im Besitz der großen Gewalt, die ihm die Athener überließen, daß er so viel Gebrauch von den Talenten der Gelehrten und Künstler seiner Zeit zu ihrer eigenen Bildung und zu Verschönerung ihrer Stadt machte; und daß er, indem er ihrem lebhaften und unruhigen Geiste durch die Freyheit des Theaters, der Sofistenschulen und der öffentlichen Versammlungsörter, Gelegenheit zu angenehmen Zerstreuungen und unschädlichen Explosionen verschaffte, ihre Aufmerksamkeit von einer allzu eifer-

süchtigen Beobachtung seiner Staatsverwaltung abzuleiten wußte. Ich getraue mir zu behaupten, daß jeder Monarch, der diesen Weg einschlüge, (vorausgesetzt, daß er sein Volk im übrigen nur erträglich behandelte) die nehmlichen Vortheile davon ziehen würde. Das sicherste Mittel, die Wirkungen der furchtbaren und in gewissem Sinne unermeßlichen Energie des menschlichen Geistes unschädlich zu machen, ist, wenn man ihr freyen Spielraum läßt. Der Mann, der sich damit abgiebt einer idealischen Republik Gesetze vorzuschreiben, vergißt darüber sich um die wirkliche zu bekümmern; und wer Tragödien für den Schauplatz macht, spielt gewiß keine für den Geschichtschreiber. Die Künste der Musen, und überhaupt alle Künste die für das Vergnügen und die Verschönerung des Lebens arbeiten, beschäftigen und erschöpfen große Kräfte, die, in Ermanglung eines so angenehmen und unschuldigen Wirkungskreises, gar leicht, durch gering scheinende Umstände gereitzt, einen andern Ausbruch nehmen, und der Gesellschaft eben so gefährlich werden könnten, als sie ihr jetzt wohlthätig sind. Ueberhaupt lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß ein Volk desto leichter zu regieren ist, je liberaler es regiert wird, und daß es sich ganz gern aller Ansprüche an politische Freyheit begiebt, wenn man seine persönliche Freyheit unangetastet läßt. Man kann sich dar-

auf verlassen, daß die Menschen bey einem solchen Ersatz sich zu manchen Aufopferungen bequemen werden. Ueberhaupt ist nichts ungegründeter als die Einbildung, als ob Aufklärung und Freyheit des Geistes ein Volk geneigt mache, sich gegen den nothwendigen Druck der Gewalt, die den Staat zusammen hält, aufzulehnen. Die Erfahrung hat immer das Gegentheil gezeigt. Je heller die Menschen das für und wider einer jeden Sache sehen, desto ungeneigter werden sie, ihre gegenwärtige Lage, wenn sie nicht ganz unerträglich ist, mit einer unbekannten und ungewissen zu vertauschen: und, in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wie in jenem Vulkanischen Netze, so verwickelt als sie sind, wie viel sind sie nicht zu ertragen fähig, ehe sie sich mit Gewalt los zu reißen versuchen!

Bey allem dem, große Königin der Götter, besorge ich sehr, es möchte den Monarchen, wie die Sachen dermahlen zwischen ihnen und ihren Untergebenen stehen, mit allem unserm guten Willen nicht viel zu dienen seyn. Denn was können wir ihnen rathen? Der Weise hilft sich selbst; der Thörichte hingegen wird den besten Rath entweder nicht hören, oder, wenn er ihn befolgt, ihn thöricht befolgen, und sich dann gerade um unsern Rath schlimmer befinden als zuvor. Mit Einem Worte, wehe dem, der

an der Spitze eines Volkes steht, und nicht der verständigste und bravste Mann seines Volkes ist! Indessen, um doch nicht davon zu gehen ohne meinen kleinen Beytrag bezahlt zu haben, trage ich, besserer Meinung unbeschadet, darauf an: die Regenten zu warnen, daß sie sich nicht von blödsinnigen Rathgebern verleiten lassen, der großen Revoluzion, die in dem menschlichen Verstande vorzugehen angefangen hat, in den Weg treten zu wollen; anstatt, daß es ohne Vergleichung rühmlicher und sicherer für sie seyn wird, mit der Vernunft in gutem Vernehmen zu leben, sie ihren eigenen Gang gehen zu lassen, und überhaupt ruhig dabey zu bleiben, wenn jedermann denkt wie er fühlt, spricht wie er denkt, glaubt was er wünscht, und thut was er nicht lassen kann. — Solltest du dieser freundlichen Warnung noch einen guten Rath beyfügen wollen, so wäre der meinige: denjenigen, die keine Ursache haben sich zuzutrauen, daß sie die Jahrbücher ihrer Zeit mit preiswürdigen Thaten anzufüllen fähig seyen, ins Ohr zu sagen, sie könnten noch immer etwas rühmliches thun, — wenn sie machten, daß die Geschichte — gar nichts von ihnen zu erzählen habe.

Juno. Du hast den Ton nicht bey uns verlernt, Aspasia, den du vor zwey tausend Jahren den Sokraten und Alcibiaden zu Athen angabst; und die Könige haben, wie ich sehe,

keine sehr warme Patronin an dir. Hoffentlich wird uns Julia Augusta, an welcher nun die Reihe ist, etwas mehr Anmuthung zu ihrer Sache zeigen. Eine Frau, unter deren Einflusse die größte aller Republiken sich in eine so ruhige Monarchie verwandelte, als jemahls eine von einer langen Reihe von Königen auf ihre Nachfolger fortgeerbt wurde, die Gemahlin und Mutter zweyer Fürsten, die in den feinsten Griffen der Regierungskunst von keinem andern übertroffen worden sind, muß, wenn irgend eine, im Stande seyn, in der Verlegenheit, worin ich mich für meine Klienten befinde, einen Ausweg zu entdecken.

Livia. Es ist nicht zu läugnen, daß Cäsar Augustus ein gutes Theil Kunst vonnöthen hatte, um sich funfzig Jahre auf einem Posten zu erhalten, den sein großer Vorgänger (vielleicht der Erste unter den Sterblichen, und von der Natur selbst zum Regenten aller übrigen gebildet) kaum ein Jahr lang hatte behaupten können. Indessen, wie man überhaupt der menschlichen Weisheit mehr Antheil an dem, was in der Welt geschiehet, zuzuschreiben pflegt, als sie wirklich hat, so mag wohl manches auf die Rechnung meines Gemahls, und vielleicht auch auf die meinige gesetzt werden, wovon vielmehr unserm Glücke als unsrer Klugheit die Ehre gebührt. In der That war August so übermäßig glücklich,

daß ihm nicht nur die ziemlich leichte Kunst, sowohl von den Vortheilen seiner Lage und Umstände als von den Fehlern seiner Rivalen nützlichen Gebrauch zu machen, sondern (aufrichtig zu reden) sogar seine eigenen Fehler und Untugenden, weil sie ihm zufälliger Weise nützlich waren, für Verdienste angerechnet wurden. Der große Punkt, der ihm am meisten zu Statten kam, war, daß sich die Römer und die ganze übrige Welt in dem Falle eines Schiffbrüchigen befanden, dem in der Angst jede Planke, deren er zuerst habhaft werden kann, die willkommenste ist. Wäre die Schlacht bey Akzium für den Antonius glücklich ausgefallen, wäre Oktavians Tod, statt des seinigen, die Folge davon gewesen: so würden sie sich, mit eben so vieler und vielleicht noch weit größerer Schwärmerey, in die Arme des Antonius geworfen haben. Wie dem aber auch seyn mag, so sage ich doch schwerlich zu viel, wenn ich das ganze Betragen des Augustus gegen die Römer — von dem Tage an, da er alle seine Gewalt in ihren Schooß legte, um sie, unter den verschiedenen Benennungen, an welche ihre Ohren gewöhnt waren, wieder aus ihren Händen zu empfangen, bis zu dem berühmten Plaudite, womit er den Mimus seines Lebens beschloß — eine der lehrreichsten Schulen für Könige nenne; besonders für solche, die über ein Volk regieren, das mit eifersüchtiger

Liebe an dem Nahmen der Freyheit und an demokratischen Formen hängt; oder auch für einen bisher unumschränkten Monarchen, der sich (wie neulich der König der Westfranken) gezwungen fände, seinem Volke die gesetzgebende Gewalt abzutreten, und sich eine Verfassung, wobey ihm wenig mehr als der Nahme eines Königs übrig bliebe, aufdringen zu lassen. Zwar Augustus befand sich gerade im entgegen gesetzten Falle; ihm fehlte von allem, was einen König ausmacht, nur der Nahme, da hingegen die Römer nichts als die leeren Formen und Hülsen von ihrer ehemahligen Verfassung übrig behielten: aber der Punkt, worauf es hier ankommt, ist, daß Augustus sich darum nichts desto weniger so benahm, als ob das Römische Volk alles, und er selbst nichts wäre als was sie aus ihm machen wollten. Er maß alle seine Schritte, wog alle seine Reden und Handlungen, sogar in seinem Privatleben, mit einer so ängstlichen Genauigkeit ab; bediente sich seiner Autorität mit so vieler Bescheidenheit und Zurückhaltung; schien bey allem, was er verlangte oder unternahm, so bekümmert zu seyn, ob es auch den Beyfall des Volkes habe; wußte jeder Verfügung, die seine Allgewalt im Staate hätte verhaßt machen können, so geschickt das Ansehen einer Gefälligkeit gegen die Wünsche des Volkes zu geben, und spielte, mit Einem Worte, die Populari-

tät mit so viel Feinheit und Anstand, daß der eingeschränkteste Regent einer freyen Nazion nicht mehr Kunst anwenden könnte, eine Autorität, die er nicht hätte, zu erschleichen, als August anwandte, diejenige, die er hatte, zu maskieren. Uebrigens giebt mir die Unparteylichkeit, womit ich den Mann, dessen Ruhm mit dem meinigen so eng verbunden ist, gerade von der Seite, die er am sorgfältigsten zu verbergen suchte, gezeigt habe, das Recht hinzu zu setzen: daß, wenn er zu dieser Rolle durch die Umstände gezwungen war, und alle diese Kunstgriffe nöthig hatte, um eine unsichere usurpierte Gewalt in eine rechtmäßige und dauerhafte zu verwandeln, der Gebrauch, den er von der letztern machte, ihm einen ehrenvollen Platz neben den besten Fürsten, die jemahls zum Throne geboren wurden, verdient hat. Augustus vereinigte alles in sich, was Semiramis und Aspasia für die wesentlichsten Tugenden eines guten Regenten erklärt haben; und gewiß regierte der väterlich, der nicht von bettelnden oder voraus bezahlten Schmeichlern, sondern aus dem vollen Herzen der dankbaren Römer den schönen Nahmen Vater des Vaterlandes erhielt. Wenn ich gestehe, daß in seiner Popularität viel mimische Kunst und Täuschung war, so müßte man sehr unbillig seyn, wenn man verkennen wollte, daß selbst diese Täuschung, weil sie den Römern wohlthätig

war, unter seine Verdienste gehört. Ein so verderbtes Volk, wie die Romuliden seiner Zeit, und wie dermahlen, mehr oder weniger, alle Europäische Nazionen sind, will getäuscht seyn, und muß oft schlechterdings zu seinem eigenen Vortheil getäuscht werden: aber damit es nicht alle Augenblicke aus seinen goldnen Träumen aufgeweckt werde, muß dem süßen Wahn etwas Reelles zum Grunde liegen, muß man erst sein Herz und sein Vertrauen gewonnen haben; und das letztere wenigstens erhält man schwerlich anders, als durch wirkliche Verdienste, die man sich um seinen Wohlstand gemacht hat. Und bestände auch alles, was ein Volk seinem Fürsten zu danken hätte, nur in einem angenehmern Lebensgenusse; so rechnen die Menschen das, was ihren Sinnen schmeichelt, gewöhnlich höher an, als ungleich größere Wohlthaten, deren Werth nur mit dem Verstand erkannt und erst in langsam heran reifenden Früchten genossen wird.

Du siehest, große Göttin, daß meine Gedanken von Aspasiens vielleicht nur in diesem einzigen Stücke verschieden sind, daß sie von deinen zeptertragenden Klienten nicht gut genug zu denken scheint, um ihnen zuzutrauen, daß der einzige Rath, den wir ihnen zu geben haben, den gehörigen Eingang bey ihnen finden werde. Ich gestehe, daß ich von verschiedenen unter ihnen eine bessere Meinung hege; besonders von Einem,

dem das Schicksal eine der schwersten Rollen zu spielen gab, und der mit allen Fähigkeiten, sie gut zu spielen, den Schauplatz vor kurzem betreten hat. Es ist natürlich, wenn daß Ideal eines vortrefflichen Regenten, das jede von uns aufgestellt hat, dem größten Meister der Kunst, den sie einst kannte, ähnlich sieht: aber ich müßte mich sehr irren, oder die Hauptmaximen, deren Befolgung jede von uns zur nothwendigsten Bedingung einer weisen und glücklichen Regierung machte, lassen sich sehr gut vereinigen; oder vielmehr die Regierung des Augustus ist ein wirkliches Beyspiel dieser Vereinigung, und verdient daher (wie ehemahls der berühmte Kanon des Polykletus von den Bildhauern) von allen Fürsten, wie groß oder klein ihr Wirkungskreis seyn mag, zum Modell genommen zu werden. Ich weiß sehr gut, wie viel ich damit von diesen Herren fordre; aber meine Absicht ist auch nichts weniger, als ihnen meine Cour dadurch zu machen. Wer sich mit Regieren abgiebt, ohne sich der Talente, die dazu erfordert werden, bewußt zu seyn; wer sich vor irgend einer Arbeit und Mühe, die damit verbunden ist, scheuet, und nicht den festen Willen hat, sich durch alle mögliche Verdienste um das Glück seines Volkes der ersten Stelle im Staate würdig zu zeigen: für den habe ich keinen andern Rath, als sich einer Bürde, die

er nicht tragen kann oder tragen will, je eher je lieber zu entladen. Sogar eine erbliche Krone ist usurpiert, wenn sie nicht verdient wird.

Juno. Auch du, Julia? — auch du machst so strenge Forderungen an die Könige?

Livia. Um Vergebung, Göttin! ich fordere nicht mehr von ihnen als die Knaben meiner Zeit in Rom von ihren Spielkönigen: Wers am besten macht, riefen sie, soll König seyn!

Juno. Das ist es eben, was ich allzu streng finde. Wenn wir dem Volke das Recht eingestehen wollten, seine Regenten auf dieser Wage zu wägen, wie viele, meinst du, würden wohl auf angeerbten Thronen ruhig sitzen bleiben? Und dennoch hat eine lange Erfahrung gelehrt, daß es für die Ruhe der Staaten zuträglicher ist, wenn sie, mittelst einer festgesetzten Erbfolge, die Wahl ihres Regenten dem Schicksale überlassen!

Livia. Meine Meinung ist keinesweges dem Volk ein Recht einzugestehen, dessen Ausübung ihm selbst verderblich seyn und sehr bald alle bürgerliche Ordnung zerstören würde. Das Volk hat von der Regierung nichts zu fordern als Sicherheit und Gerechtigkeit: aber der Regent muß desto mehr von sich selbst fordern; oder, wofern er so eine Art von König ist wie das Stück Holz in der Fabel, so sehe ich nicht, mit

welchem Recht er sich beklagen könnte, wenn die Frösche ohne Scheu auf ihm herum springen.

Juno. Am Ende wird sich finden, daß es keine leichte Sache ist, den Fröschen einen König zu geben, wie sie einen nöthig haben. Aber wir sind, däucht mich, unvermerkt von dem eigentlichen Gegenstande unsrer Berathschlagungen abgekommen; es wird also an dir seyn, Königin Elisa, uns wieder zurück zu bringen, und uns gegen das Uebel, welchem abgeholfen werden muß, Mittel vorzuschlagen, die den gegenwärtigen Zeitumständen angemessen, so nahe als möglich bey der Hand, und zugleich so sicher in der Anwendung sind, daß wir nicht Gefahr laufen eine Kur zu machen, die noch schlimmer als die Krankheit selber ist.

Elisabeth. Der Grund, warum manche Kranke nicht genesen können, liegt nicht sowohl an dem Mangel wirksamer Heilmittel, als daran, daß der Pazient sich der Kur nicht unterwerfen will, oder doch die Mittel nicht in der rechten Ordnung gebraucht. Dieß dürfte wohl, wie ich besorge, auch der Fall bey manchen unter den Königen seyn, welchen du, große Beschützerin der Thronen, aus ihren Verlegenheiten geholfen wissen möchtest. Meiner Meinung nach giebt es wirklich ein unfehlbares Mittel, wie alles zwischen den Völkern und ihren Regenten in das gehörige Gleichgewicht gesetzt werden kann: aber,

da es eben so einzig als unfehlbar ist, und von Seiten deiner Klienten ein Opfer fordert, wozu vielleicht keiner von ihnen sich freywillig entschließen wird; so muß ich voraus gestehen, daß ich nicht viel mehr Vertrauen zu der Wirksamkeit unserer Berathschlagung habe als Aspasia, und beynahe gewiß bin, die Nothwendigkeit allein werde die Verblendeten endlich zu den Schritten zwingen müssen, welche sie aus eigener Bewegung zu thun, wie ich befürchte, weder billig noch weise genug sind.

Meine erlauchten Vorgängerinnen haben verschiedene Vorschläge gethan, die unter den vorausgesetzten Bedingungen von sehr guter Wirkung seyn würden: nur sind diese Bedingungen unglücklicher Weise so beschaffen, daß sich keine Rechnung auf ihre Voraussetzung machen läßt. Ganz gewiß wird ein jedes Volk, das von einem weisen und guten Fürsten väterlich regiert wird, sich unter seinem Zepter wohl befinden. Aber, wo ist der Sterbliche oder der Gott, der irgend einem Volke auch nur für einen einzigen, geschweige für eine ganze Reihe solcher Regenten, die Gewähr leisten könnte? — Und wenn nun das Gegentheil erfolgt? Wenn der Monarch, der alles kann und alles darf, kein Vater, sondern ein Tyrann ist? wenn er ungerechte, unweise, die Rechte der Menschheit kränkende, ja gänzlich aufhebende Gesetze giebt? wenn er selbst kein

anderes Gesetz erkennt als seine Leidenschaften? wenn er über das Eigenthum, die Kräfte, die Freyheit und das Leben seiner Unterthanen nach Willkühr schaltet, die Staatseinkünfte verschleudert, seine Länder den Drangsalen und Verwüstungen unnöthiger und thörichter Kriege aussetzt; kurz, wenn er sich seiner unumschränkten Gewalt so bedient, wie die meisten Despoten von jeher gethan haben und immer thun werden: was bleibt dann, nach dem Plane der erlauchten Königin von Babylon, seinem gemißhandelten Volke übrig, als die traurige Wahl, entweder zu leiden was nicht zu leiden ist, oder, wenn es endlich aus Verzweiflung die unerträglichen Ketten mit Gewalt zerbricht, sich allen Gefahren, allem Unheil einer plötzlichen, planlosen, vielleicht dem ganzen Staate verderblichen Revoluzion auszusetzen? — „Wenn der Monarch ein Tyrann ist," sagte ich, — und man wird mir einwenden, daß unsre Zeit keine Busiris und Falaris, keine Neronen und Domiziane mehr hervor bringe: aber, man kann auf sehr verschiedene Art und unter gar mancherley Gestalten, sogar unter der Maske eines gütigen, für die Ruhe und das Glück seiner Unterthanen zärtlich besorgten Landesvaters, ein Tyrann seyn. Es giebt vielleicht keine Neronen mehr: aber hat die Natur etwa die Formen vernichtet, worin sie einen Filipp den Zweyten von

Spanien, einen Ludewig den Eilften von Frankreich, einen Kaiser Ferdinand den Zweyten machte? Hieß der vierzehnte Ludewig von Frankreich nicht der Große? der funfzehnte nicht der Vielgeliebte? Und leben oder vegetieren nicht in diesem Augenblicke solche Väter des Vaterlandes, welche, während ihre Gerechtigkeitsliebe und ihr gutes Herz von tausend Zungen gepriesen wird, mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit zusehen, wie ihre Unterthanen in ihrem Nahmen ausgeplündert werden? Kennen wir nicht Länder, welche die Freygebigkeit der Natur und der betriebsame Fleiß der Einwohner zu Beyspielen des blühendsten Wohlstandes gemacht hatte, und die unter solchen guten Fürsten in einen Verfall geriethen, zu welchem sie gewiß unter einem Tiberius nicht herab gesunken wären? Vermuthlich lebt auf der weiten Erde kein einziger Regent, für dessen Ohr und Herz der schöne Beynahme Ludewigs des Zwölften von Frankreich keinen Reitz haben sollte: und dennoch könnte ich mehr als Einen nennen, der sein Volk mit der Zärtlichkeit eines Vaters zu lieben glaubt und vielleicht wirklich liebt, dessen Staatshaushaltung nichts desto weniger so beschaffen ist, daß sich das Jahr mit ziemlicher Gewißheit ausrechnen läßt, wann er den größten Theil seiner geliebten Kinder — an den Bettelstab gebracht haben wird. Unstreitig sagte

Semiramis eine große Wahrheit, indem sie behauptete, daß dem Uebel, gegen welches wir die wirksamsten Mittel vorschlagen sollen, durch Palliative nicht geholfen werden könne. Was sind aber alle diese Täuschungen des Volks, in welchen sie und die erlauchte Livia die großen Mysterien der Regierungskunst zu setzen scheint — diese liebliche Dichtung eines väterlichen und kindlichen Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen — oder diese hinterlistigen Künste, ein Volk in süße Träume von Freyheit einzuwiegen, während man ihm eine Schlinge nach der andern über den Kopf wirft; es mit Puppenspielen und goldenen Hoffnungen zu amüsieren; ihm sogar, damit es sich einen Augenblick für glücklich halte, alle ersinnlichen Gelegenheiten zu Befriedigung ausschweifender und kindischer Leidenschaften zu verschaffen, während man es unvermerkt zum Werkzeug, aber am Ende auch zum Opfer der willkührlichen Gewalt eines Demagogen, oder eines despotischen Monarchen macht — was sind diese Täuschungen anders als Palliative? als eine Art von Zaubermitteln, wodurch das Uebel auf eine kurze Zeit beschworen und eingeschläfert wird, indessen es im Innern weiter um sich frißt, und bey der geringsten äußerlichen Veranlassung mit verdoppelter Gewalt wieder ausbrechen muß? — Sogar die unverwandte Aufmerksamkeit auf die Wünsche des Volks, die

sorgsame Achtung für seine Vorurtheile und Launen, und (wenn ich der Sache ihren rechten Nahmen geben soll) die politische Koketterie, womit ich selbst ehemahls um den Beyfall und die Liebe meiner grillenhaften Nazion buhlte, — weniger vielleicht aus der Neigung zu gefallen, die unserm Geschlecht eigen ist, als um einer ziemlich willkührlichen Regierungsart das Verhaßte zu benehmen, und auf einem unsichern Throne desto fester zu sitzen, — verdient, ungeachtet aller Lobreden die ich damit gewann, im Grunde keinen bessern Nahmen; wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß mein Volk sich wohl dabey befand. Immerhin mag es von Zeiten, wo über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen noch verworrene Begriffe allgemein herrschen, wo das Volk den ganzen Umfang seiner Rechte nur noch dunkel ahnet, der Regent hingegen geneigt ist den seinigen alle mögliche Ausdehnung zu geben, kurz von Zeiten wie die, in welchen wir und alle unsre Vorfahren regiert haben, — immerhin mag es von solchen Zeiten wahr seyn, daß jedes verderbte Volk, (wie Livia behauptete) und ich setze hinzu, jedes unwissende und viele Jahrhunderte durch immer betrogene Volk, getäuscht seyn wolle, und oft zu seinem eigenen Besten getäuscht werden müsse! Wie lange diese Periode der Kindheit, des Irrthums und

der Täuschung auch dauern mag, endlich muß einmahl die Zeit kommen, wo sich die Menschen nicht mehr wie Kinder behandeln lassen, nicht mehr betrogen seyn wollen, — wo sie wissen wollen woran sie sind, — welches das kleinere Uebel für sie sey, unter bürgerlichen Gesetzen zu leben, oder in den Stand der natürlichen Gleichheit und Ungleichheit zurückzukehren, und unter welchen Bedingungen das erste dem andern vorzuziehen sey? — Alles müßte mich betrügen, oder diese Zeit (wofern sie nicht schon da ist) ist im Anzug; und in diesem Falle sehe ich nur Eine Maßregel, durch welche den furchtbaren Uebeln, womit sie einen Theil des Menschengeschlechtes bedroht, vorgebauet werden kann.

Sie hält ein.

Juno. Eile sie uns mitzutheilen, Elisa! — Denn hoffentlich wirst du meine Erwartung nicht zum zweyten Mahle getäuscht sehen wollen, da du dich so nachdrücklich gegen alle Täuschung erklärt hast.

Elisabeth. Wenigstens würde die Schuld nicht an mir liegen, Göttin. Meine Maßregel ist, wie ich gleich zu Anfang sagte, eben so unfehlbar, als sie die einzige ist, welche vernünftiger Weise genommen werden kann. Aber ich glaube die regierenden Herren — vom ersten aller Könige bis zum Bürgermeister des kleinsten aller Abderiten-Nester in der Welt — viel zu

gut zu kennen, um zu hoffen, daß sie durch bloße Vernunftgründe bewogen werden sollten, die Hände dazu zu bieten.

Juno. Diese Sorge laß dich nicht beunruhigen, Elisa! Wenn es nur darauf ankommt, so werden wir schon Mittel finden, ihnen den Willen dazu zu machen.

Elisabeth. Das ist es eben, große Göttin, woran ich zweifle. Gewiß wird sie die eiserne Nothwendigkeit dazu zwingen müssen: und wenn sie es dahin kommen lassen, so ist die rechte Zeit versäumt, und ich stehe nicht mehr für den Erfolg.

Juno. Du könntest mich beynahe so ungeduldig machen wie ehemahls deine Liebhaber, Königin Beß! Deine Maßregel, wenn ich bitten darf.

Elisabeth. Sie ist so simpel, so sehr das erste was vernünftigen Menschen, die in eine politische Gesellschaft mit einander treten wollen, einfallen muß, daß es, wenn die Thatsache nicht so laut spräche, unglaublich wäre, daß die Welt mehrere Jahrtausende habe stehen können, bis endlich vor ungefähr hundert Jahren ein einziges Volk darauf verfiel — und auch dieses mußte, wie man zu sagen pflegt, mit der Nase darauf gestoßen werden! Es ist immer allgemein anerkannt worden, daß der absoluteste

Monarch Pflichten, und das dienstbarste aller Völker Rechte habe: aber worin diese Rechte und Pflichten eigentlich bestehen, wie weit sie sich erstrecken, in welche Grenzlinien sie eingeschlossen sind, und was für Einrichtungen getroffen werden müssen, um dem Volke den vollen Genuß seiner Rechte zu verschaffen, und die Regenten zu Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten; darüber hat man sich immer mit verworrenen und schwankenden Vorstellungen beholfen; darüber ist sogar absichtlich und geflissentlich alle mögliche Dunkelheit verbreitet worden. Endlich hat in diesen Tagen das Schicksal einer großen Nazion — die sich, ihre Staatsverfassung ausgenommen, in jeder andern Rücksicht für die erste in der Welt halten konnte, aber, durch langwierige Mißhandlungen aller Art ins Verderben gestürzt und zur äußersten Verzweiflung gebracht, sich lieber allem Elend der Anarchie aussetzen als den zermalmenden Druck des monarchischen und aristokratischen Despotismus länger ertragen wollte — endlich, sage ich, hat das lehrreiche und furchtbare Schicksal dieser Nazion allen übrigen die Augen geöffnet; und die Ueberzeugung ist nun allgemein, daß nichts als eine Konstituzion, worin die Rechte aller Klassen der Staatsbürger klar und bestimmt ausgedruckt und durch gehörige Veranstaltungen gegen alle willkührliche Eingriffe verwahrt sind, jeden andern

Staat vor ähnlichen Auftritten sicher stellen könne. Dieß, Göttin, ist die gegenwärtige Lage der Sachen. Die magischen Täuschungen, womit man bisher andere und sich selbst betrog, lassen sich nur in einem Nebel spielen, den die Vernunft endlich zerstreut hat; und gewaltsame Mittel (außer dem daß sie eben so unbillig als verhaßt sind) helfen zwar für den Augenblick, beschleunigen aber in der That die fürchterliche Katastrofe, welcher man dadurch vorbauen will. Augenscheinlich ist also nichts übrig, als daß man sich je eher je lieber entschließe, zu thun was schon längst hätte gethan werden sollen. Eine Konstituzion von wenigen, auf die allgemeine Vernunft und auf die Natur der bürgerlichen Gesellschaft gegründeten Artikeln, ist das unfehlbare, leichte und einzige Mittel, allen heilbaren Uebeln der politischen Gesellschaft abzuhelfen, die möglichste Harmonie zwischen dem Regenten und den Unterthanen herzustellen, und den Wohlstand der Staaten auf einer unerschütterlichen Grundlage zu befestigen.

Juno. Dein Vorschlag hat meinen ganzen Beyfall, und ich sehe nicht, warum die Monarchen Bedenken tragen sollten, ihn aus eigner Bewegung mit dem größten Vergnügen ins Werk zu setzen.

Elisabeth. Wer einmahl im Besitz einer unbestimmten Macht ist, wird schwerlich große

Lust haben; selbst auf Einschränkungen derselben anzutragen. In meinem alten England kostete es einem Könige den Kopf, und seinem zweyten Sohne die Krone, ehe es dahin kam, daß ihre Nachfolger sich bequemten, die Rechte, welche die Nazion sich vorzubehalten für gut fand, als ein Grundgesetz des Reichs anzuerkennen.

Juno. Die Fürsten sind seitdem aufgeklärter und billiger geworden, Elisa; sie werden sich wohlfeiler bequemen.

Elisabeth. Wie? Auch diejenigen, die ihr göttliches Recht, leidenden Gehorsam von den Unterthanen zu fordern, mit dreyßig oder vierzig Legionen zu allem bereitwilliger Kriegsknechte behaupten können?

Juno. Du trauest dem väterlichen Herzen der Monarchen auch gar zu wenig zu.

Elisabeth. Ich war selbst eine Königin: du wirst mir zu gut halten, wenn ich ein wenig unglaubig bin.

Semiramis. In diesem Stücke denke ich wie Elisabeth.

Livia. Auch ich besorge, sie möchte zuletzt nur zu sehr Recht behalten.

Juno. Wir müssen auf Mittel bedacht seyn, meine Freundinnen, die Hirten der Völker zu überzeugen, daß sie für ihre eigene Sicherheit und Ruhe sowohl als für ihren Ruhm nichts bessers thun können, als Elisens Vorschlag

ungesäumt ins Werk zu setzen. — Mir fällt sogleich eins ein, das wir vor Zeiten öfters mit gutem Erfolge gebraucht haben. Ich will meine Iris zu dem Gott der Träume schicken, und ihm befehlen lassen, noch in dieser Nacht allen Königen und Fürsten, die es angeht, jedem, nach Maßgabe seines Karakters und seiner besondern Lage, einen eigenen Traum zuzusenden, der ihm in einem zwiefachen mit den stärksten Zügen und wärmsten Farben ausgeführten Gemählde, in dem einen das Vortheilhafte, Schöne und Ruhmvolle der von Elisen vorgeschlagenen Maßregel, und in dem andern das unendliche Elend, das für sein Volk — und die Gefahr und Schande, die für ihn selbst — aus der Verachtung eines so guten Rathes erwachsen könnte, so lebhaft zu Gemüthe führe, daß es ihm beym Erwachen eben so unmöglich seyn soll, der Wirkung seines Traumes zu widerstehen, als es dem König Agamemnon war, dem täuschenden Traume ungehorsam zu seyn, den ihm Jupiter zuschickte, um ihn zum Angriff der Trojaner aufzufordern.

Semiramis. Ein glücklicher Gedanke, Göttin, dessen Ausführung deine Absicht schwerlich verfehlen kann!

Aspasia. Ich wünsche es, wiewohl in diesen unglaubigen Zeiten auch der uralte Glaube an Träume ziemlich erkaltet seyn mag.

Elisabeth. Vielleicht machen die Könige eine Ausnahme. Auf allen Fall wird ihnen auch wachend beyzukommen seyn.

Juno. Genug für dießmahl, meine Kinder! Vorerst wollen wir sehen was meine Träume wirken werden.

Sechs Antworten auf sechs Fragen.

„Was ist Aufklärung?“

Das weiß jedermann, der vermittelst eines Paares sehender Augen erkennen gelernt hat, worin der Unterschied zwischen Hell und Dunkel, Licht und Finsterniß besteht. Im Dunkeln sieht man entweder gar nichts, oder wenigstens nicht so klar, daß man die Gegenstände recht erkennen, und von einander unterscheiden kann: so bald Licht gebracht wird, klären sich die Sachen auf, werden sichtbar und können von einander unterschieden werden; — doch wird dazu zweyerley nothwendig erfodert: 1) daß Licht genug vorhanden sey, und 2) daß diejenigen, welche dabey sehen sollen, weder blind noch gelbsüchtig seyen, noch durch irgend eine andere Ursache verhindert werden, sehen zu können oder sehen zu wollen.

2.

„Ueber welche Gegenstände kann und muß sich die Aufklärung ausbreiten?“

Drolligte Frage! Worüber als über sichtbare Gegenstände? Das versteht sich doch wohl, dächte ich; oder muß es den Herrn noch bewiesen werden? Nun wohlan! Im Dunkeln (ein einziges löbliches und gemeinnützige Geschäft ausgenommen) bleibt für ehrliche Leute nichts zu thun als zu schlafen. Im Dunkeln sieht man nicht wo man ist, noch wo man hingeht, noch was man thut, noch was um uns her, zumahl in einiger Entfernung, geschieht; man läuft Gefahr bey jedem Schritte die Nase anzustoßen; bey jeder Bewegung etwas umzuwerfen, zu beschädigen, oder anzurühren, was man nicht anrühren sollte, kurz alle Augenblicke Mißgriffe und Mißtritte zu thun; so daß, wer seine gewöhnlichen Geschäfte im Dunkeln treiben wollte, sie sehr übel treiben würde. *) Die Anwendung ist kinderleicht. Das Licht des Geistes, wovon hier die Rede ist, ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten

*) Dieß leidet einige Ausnahmen, ich weiß es wohl; aber in den meisten Fällen bleibt es doch bey der Regel.

und Bösen. Hoffentlich wird jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß eben so unmöglich ist die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i., so viel Erkenntniß als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Auge Sichtbare. — Aber es giebt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, so bald Licht kommt; es giebt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern, oder wenigstens in der Dämmerung, treiben können; — z. B. wer uns schwarz für weiß geben, oder mit falscher Münze bezahlen, oder Geister erscheinen lassen will; oder auch (was an sich etwas sehr unschuldiges ist) wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut, und Reisen ins Schlaraffenland, oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicher Weise bey hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen als bey Nacht, oder Mondschein, oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind also natürliche Gegner der Aufklärung, und nun und nimmermehr werden sie sich überzeugen lassen, daß das Licht über

alle Gegenstände verbreitet werden müsse, die dadurch sichtbar werden können; ihre Einstimmung zu erhalten ist also eine pure Unmöglichkeit; sie ist aber, zu gutem Glücke, auch nicht nöthig.

3.

„Wo sind die Grenzen der Aufklärung?“

Antwort: wo, bey allem möglichen Lichte nichts mehr zu sehen ist. Die Frage ist eigentlich von gleichem Schlage mit der: wo ist die Welt mit Bretern zugeschlagen? und die Antwort ist wirklich noch zu ernsthaft für eine solche Frage.

4.

„Durch welche sichre Mittel wird sie befördert?“

Das unfehlbarste Mittel zu machen daß es heller wird, ist, das Licht zu vermehren, die dunkeln Körper, die ihm den Durchgang verwehren, so viel möglich weg zu schaffen, und besonders alle finstern Winkel und

Höhlen sorgfältig zu beleuchten, in welcher das No. 2. erwähnte lichtscheue Völkchen sein Wesen treibt.

Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschehene Dinge, oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unparteyischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind? Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachern Bestandtheile aufgelöst, das Einfache bis zu seinem Ursprunge verfolgt, und überhaupt, keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemahls von Menschen für Wahrheit angegeben worden ist, ein Freybrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es giebt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern als dieses, und es kann kein anderes geben.

Die Rede kann also auch hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit seyn. Niemand kann etwas dabey zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen

wird, — als diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sey und bleibe; und auf die Sicherheit dieser letztern wird doch wohl bey Beantwortung der Frage keine Rücksicht genommen werden sollen? Wahrlich, wir können ihretwegen ganz ruhig seyn; sie werden schon selbst für ihre Sicherheit sorgen. Sie werden auch künftig, wie bisher, ihr Möglichstes thun, alle Oeffnungen, Fenster und Ritzen, wodurch Licht in die Welt kommen kann, zu verbauen, zu vernageln und zu verstopfen; werden nicht ermangeln, uns andern, die wir uns zu unserm und andrer Leute nothdürftigem Gebrauch mit etwas Licht versehen, die Laternen zu zerschlagen, so bald sie die stärkern sind, und, wo sie das nicht sind, alle nur ersinnliche Mittel anwenden, die Aufklärung wenigstens in ein böses Geschrey zu bringen. Ich denke nicht gern Arges von meinem Nebenmenschen: aber ich muß gestehen, wo die Sicherheit der Aufklärungsmittel einem Frager so sehr am Herzen liegt, da könnte mir seine Lauterkeit wider Willen verdächtig werden. Sollte er etwa meinen, es gebe respektable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, so übel wollen wir von seinem Verstande nicht denken! Aber er wird vielleicht sagen: „Es gäbe Fälle, wo zu viel Licht schädlich sey, wo man es nur

mit Behutsamkeit und stufenweise einfallen lassen dürfe.“ Gut! nun kann dieß mit der Aufklärung, die durch Unterscheidung des Wahren und Falschen bewirkt wird, in Deutschland wenigstens, der Fall nicht seyn; denn so stockblind ist unsere Nazion nicht, daß sie, wie eine Person, die am schwarzen Staar operiert worden ist, behandelt werden müsse. Es wäre Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir schon dreyhundert Jahre lang nach und nach einen gewissen Grad von Licht gewohnt worden sind, nicht endlich einmahl im Stande seyn sollten, hellen Sonnenschein ertragen zu können. Es greift sich mit Händen, daß das bloße Ausflüchte der lieben Leute sind, die ihre eigenen Ursachen haben, warum es nicht hell um sie seyn soll.

5.

„Wer ist berechtigt die Menschheit aufzuklären?“

Wer es kann! — „Aber wer kann es?“ — Ich antworte mit einer Gegenfrage wer kann es nicht? Nun, mein Herr? da stehen wir und sehen einander an? Also, weil kein Orakel da ist, das in zweifelhaften Fällen den Ausspruch

thun könnte, (und wenn Eines da wäre, was hälfe es uns ohne ein zweytes Orakel, das uns das erste erklärte?) und weil kein menschliches Tribunal berechtigt ist, sich einer Entscheidung anzumaßen, wodurch es von seiner Willkühr abhinge, uns so viel oder wenig Licht zukommen zu lassen als ihm beliebte: so wird es doch wohl dabey bleiben müssen, daß jedermann — von Sokrates oder Kant bis zum obskursten aller übernatürlich erleuchteten Schneider und Schuster, ohne Ausnahme, berechtigt ist, die Menschheit aufzuklären, wie er kann, so bald ihn sein guter oder böser Geist dazu treibt. Man mag nun die Sache betrachten, von welcher Seite man will, so wird sich finden, daß die menschliche Gesellschaft bey dieser Freyheit unendlichmahl weniger gefährdet ist, als wenn die Beleuchtung der Köpfe und des Thuns und Lassens der Menschen als Monopol oder ausschließliche Innungssache behandelt wird. Nur wollte ich allenfalls rathen, ne quid Respublica detrimenti capiat — eine höchst unschuldige Einschränkung dabey zu verfügen; und diese wäre: das sehr weise Strafgesetz der alten Kaiser des ersten und zweyten Jahrhunderts gegen die heimlichen Konventikel und geheimen Verbrüderungen zu erneuern, und dem zu Folge

allen, die nicht berufen sind auf Kanzeln und Kathedern zu lehren, kein anderes Mittel zur beliebigen Aufklärung der Menschheit zu gestatten als die Buchdruckerpresse. Ein Narr, der in einem Konventikel Unsinn predigt, kann in der bürgerlichen Gesellschaft Unheil anrichten: ein Buch hingegen, was auch sein Inhalt seyn mag, kann heut zu Tage keinen Schaden thun, der entweder der Rede werth wäre, oder nicht gar bald zehnfältig oder hundertfältig durch andre vergütet würde.

6.

„An welchen Folgen erkennt man die Wahrheit der Aufklärung?"

Antwort: wenn es im Ganzen heller wird; wenn die Anzahl der denkenden, forschenden, lichtbegierigen Leute überhaupt, und besonders in der Klasse von Menschen die bey der Nichtaufklärung am meisten zu gewinnen hat, immer größer, die Masse der Vorurtheile und Wahnbegriffe zusehends immer kleiner wird; wenn die Schaam vor Unwissenheit und Unvernunft, die Begierde nach nützlichen und edeln Kenntnissen, und besonders wenn der Respekt vor der menschlichen Natur

und ihren Rechten unter allen Ständen unvermerkt zunimmt; und (was ganz gewiß eines der unzweydeutigsten Kennzeichen ist) wenn alle Messen einige Frachtwagen voll Broschüren gegen die Aufklärung in Leipzig ein- und ausgeführt werden. Denn die figürlichen Nachtvögel sind, in diesem Punkte, gerade das Widerspiel der eigentlichen: diese werden erst bey Nacht laut; jene hingegen schreyen am grellsten, wenn ihnen die Sonne in die Augen sticht.

Sagt, hab' ich recht? Was dünkt euch von der Sache
Herr Nachbar mit dem langen Ohr?

Ueber

Ueber
die Rechte und Pflichten
der Schriftsteller,

in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nazionen, Regierungen, und andere öffentliche Gegenstände. 1785.

Bey der großen Menge von Schriften, worin gereiste Leute (unter welche von Yoricks Klassen sie auch gehören mögen) die auf ihren Reisen und Wanderungen gesammelten Bemerkungen und Nachrichten in Briefen an Freunde oder vielmehr an das Publikum zum Druck befördern, und da die Begierde der leselustigen Welt nach Schriften dieser Art natürlicher Weise die Anzahl der reiselustigen Schriftsteller und briefstellenden Wanderer täglich vermehrt, möchte wohl manchen mit einem Maßstabe gedient seyn, an welchem sie die Befugnisse solcher Schriftsteller und die Grenzen ihrer Freyheit bey Bekanntmachung ihrer Bemerkungen, Nachrichten und Urtheile in allen vorkommenden Fallen mit Zuverläßigkeit bestimmen könnten.

Dieser Maßstab scheint mir in der folgenden Reihe von Wahrheiten enthalten zu seyn.

Ich gebe sie mit Zuversicht für Wahrheiten aus, weil ich nicht nur selbst von ihnen überzeugt bin, sondern auch glaube, daß sie jedem nur mäßig aufgeräumten und einiges Nachdenkens fähigen Kopfe als Wahrheit einleuchten müssen.

I.

Freyheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechtes. Ihr haben wir hauptsächlich die gegenwärtige Stufe von Kultur und Erleuchtung, worauf der größere Theil der Europäischen Völker steht, zu verdanken. Man raube uns diese Freyheit, so wird das Licht, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen, bald wieder verschwinden; Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit uns wieder dem Aberglauben und dem Despotismus Preis geben. Die Völker werden in die Barbarey der finstern Jahrhunderte zurück sinken; und wer sich dann erkühnen wird Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heißen, und als ein Verbrecher bestraft werden.

II.

Freyheit der Presse ist nur darum ein Recht der Schriftsteller, weil sie ein Recht der Menschheit, oder, wenn man will, ein Recht policierter Nazionen, ist; und sie ist bloß darum ein Recht des Menschengeschlechts, weil die Menschen, als vernünftige Wesen, kein angelegneres Interesse haben als wahre Kenntnisse von allem, was auf irgend eine Art gerade zu oder seitwärts einen Einfluß auf ihren Wohl-

stand hat, und zu Vermehrung ihrer Vollkommenheit etwas beytragen kann.

III.

Die Wissenschaften, welche für den menschlichen Verstand das sind, was das Licht für unsre Augen, können und dürfen also, ohne offenbare Verletzung eines unläugbaren Menschenrechtes, in keine andere Grenzen eingeschlossen werden, als diejenigen, welche uns die Natur selbst gesetzt hat. Alles was wir wissen können, das dürfen wir auch wissen.

IV.

Die nöthigste und nützlichste aller Wissenschaften, oder, noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrigen eingeschlossen sind, ist die Wissenschaft des Menschen:

Der Menschheit eignes Studium ist der Mensch.

Sie ist eine Aufgabe, an deren vollständiger und reiner Auflösung man noch Jahrtausende arbeiten wird, ohne damit zu Stande gekommen zu seyn. Sie anzubauen, zu fördern, immer größere Fortschritte darin zu thun, ist der Gegenstand des Menschen-Studiums: und wie könnte dieses auf andere Weise mit Erfolge getrieben werden, als indem man die Menschen, wie sie von jeher waren, und wie sie dermahlen

sind, nach allen ihren Beschaffenheiten, Verhältnissen und Umständen, kennen zu lernen sucht?

V.

Diese historische Kenntniß der vernünftigen Erdebewohner ist die Grundlage aller ächt filosofischen Wissenschaft, welche die Natur und Bestimmung des Menschen, seine Rechte und seine Pflichten, die Ursachen seines Elendes und die Bedingungen seines Wohlstandes, die Mittel, jenes zu mindern und diesen zu befördern, kurz, das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechtes, zum Gegenstande hat. Um heraus zu bringen, was dem Menschen möglich ist, muß man wissen, was er wirklich ist und wirklich geleistet hat. Um seinen Zustand zu verbessern und seinen Gebrechen abzuhelfen, muß man erst wissen, wo es ihm fehlt, und, woran es liegt, daß es nicht besser um ihn steht. Im Grunde ist also alle ächte Menschenkenntniß historisch. Die Geschichte der Völker, nach ihrer ehemahligen und gegenwärtigen Beschaffenheit, in derjenigen Verbindung der Thatsachen und Begebenheiten, woraus man sieht wie sie zusammen hangen, und wie die Wirkung oder der Erfolg des einen wieder die Veranlassung oder Ursache des andern wird; diese Filosofie der Menschengeschichte ist nichts andres als Darstellung dessen,

was sich mit den Menschen zugetragen und immerfort zuträgt; Darstellung eines immer fortlaufenden Faktums, wozu man nicht anders gelangen kann, als indem man die Augen aufmacht und sieht, und indem diejenigen, welche mehr Gelegenheit als alle andere gehabt haben zu sehen was zu sehen ist, ihre Beobachtungen den andern mittheilen.

VI.

Aus diesem Gesichtspunkte sind alle Beyträge zu beurtheilen, welche von verständigen und erfahrnen Männern, von Seefahrern und Landfahrern, Reisigen und Fußgängern, Gelehrten und Ungelehrten (denn auch Ungelehrte können den Geist der Beobachtung haben, und sehen oft aus gesundern Augen als Gelehrte von Profession) zur Erd- und Völkerkunde, oder, mit Einem Worte, zur Menschenkenntniß, in größern oder kleinern Bruchstücken bekannt gemacht worden sind. Aus diesem Gesichtspunkt erkennt man ihre Schätzbarkeit, und daß dem menschlichen Geschlecht überhaupt und jedem Volke, jedem einzelnen Staatskörper und jedem einzelnen Menschen insbesondre daran gelegen ist, daß solcher Beyträge recht viele in dem allgemeinen Magazine der menschlichen Kenntnisse niedergelegt werden.

VII.

Insonderheit ist jedem großen Volke — und ganz vorzüglich dem unsrigen, (dessen Staatskörper eine so sonderbare Gestalt hat, und aus so mannigfaltigen und ungleichartigen Theilen mehr zufälliger Weise zusammen gewachsen als planmäßig zusammen gesetzt ist) daran gelegen, seinen gegenwärtigen Zustand so genau als möglich zu kennen. Jeder noch so geringe Beytrag, der über die Beschaffenheit der Staatswirthschaft, Polizey, bürgerlichen und militärischen Verfassung, Religion, Sitten, öffentlichen Erziehung, Wissenschaften und Künste, Gewerbe, Landwirthschaft, u. s. w. in jedem Theile unsers gemeinsamen Vaterlandes, und über die Stufe der Kultur, Aufklärung, Humanisierung, Freyheit, Thätigkeit und Emporstrebung zum Bessern, die jeder derselben erreicht hat, einiges Licht verbreitet, jeder solche Beytrag ist schätzbar, und verdient unsern Dank.

VIII.

Die erste und wesentlichste Eigenschaft eines Schriftstellers, welcher einen Beytrag zur Menschen- und Völkerkunde aus eigener Beobachtung liefert, ist: daß er den aufrichtigen Willen habe die Wahrheit zu sagen, folglich keiner Leidenschaft, keiner vorgefaßten Meinung, keiner interessierten Privatabsicht wissent-

lich einigen Einfluß in seine Nachrichten und Bemerkungen erlaube. Seine erste Pflicht ist Wahrhaftigkeit und Unparteylichkeit: und da wir zu allem berechtigt sind, was eine nothwendige Bedingung der Erfüllung unsrer Pflicht ist; so ist auch, vermöge der Natur der Sache, Freymüthigkeit ein Recht, das keinem Schriftsteller dieser Klasse streitig gemacht werden kann. Er muß die Wahrheit sagen wollen, und sagen dürfen.

IX.

Diesemnach ist ein Schriftsteller vollkommen berechtigt, von dem Volke, über welches er uns seine Beobachtungen mittheilt, alles zu sagen was er gesehen hat, Gutes und Böses, Rühmliches und Tadelhaftes. Mit ungetreuen Gemählden, welche nur die schöne Seite darstellen, und die fehlerhafte entweder ganz verdunkeln oder gar durch schmeichlerische Verschönerung verfälschen, ist der Welt nichts gedient.

X.

Niemand kann sich beleidiget halten, wenn man ihn abschildert wie er ist. Die Höflichkeit, welche uns verbietet, einer Person in öffentlicher Gesellschaft ihre Fehler zu sagen, ist keine Pflicht des Schriftstellers, der vom Menschen überhaupt, oder von Nazionen, Staaten

und Gemeinheiten (wie groß oder klein sie übrigens seyn mögen) zu sprechen hat. Eine Nazion würde etwas unbilliges verlangen und sich lächerlich vor der Welt machen, welche für ganz untadelig und von allen Seiten vollkommen gehalten seyn wollte: und ganz untadelig müßte sie doch seyn, wenn ein verständiger Beobachter gar nichts an ihr auszusetzen hätte. Alles was in solchem Falle die Ehrerbietung gegen eine ganze Nazion oder Gemeinheit fordert, ist, in anständigen Ausdrücken, ohne Uebertreibung, Bitterkeit und Muthwillen, von ihrer blinden Seite zu sprechen, und vornehmlich seine Unparteylichkeit auch dadurch zu beweisen, daß man ihren Vorzügen, und allem was an ihr zu rühmen ist, Gerechtigkeit widerfahren lasse.

XI.

Zu Erlangung einer richtigen Kenntniß von Nazionen und Zeitaltern ist hauptsächlich vonnöthen, daß man das Unterscheidende oder Karakteristische eines jeden Volkes, welches merkwürdig genug ist um die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen, kennen lerne. Dieses Karakteristische äußert sich gewöhnlich eben sowohl, ja oft noch stärker und auszeichnender, in Fehlern, als in Vollkommenheiten. Oft sind die Fehler nur ein Uebermaß von gewissen Eigenschaften, die in gehörigem Maße sehr

löblich sind, wie zum Beyspiel geziertes Wesen ein Uebermaß von Eleganz ist. Nicht selten sind die Fehler an Nazionen, eben so wie an einzelnen Menschen, bloß natürliche (wiewohl allezeit verbesserliche) Folgen eben derjenigen Sinnesart, wodurch ein Volk zu gewissen Tugenden besonders aufgelegt ist, wie zum Beyspiel die Nazionaleitelkeit des Französischen Volkes ein Fehler ist, den es nicht hätte, wenn nicht hohes Ehrgefühl, Liebe zum Ruhm, und lebhafte Theilnehmung an Nazionalehre Hauptzüge seines Karakters wären. Fehler dieser Art bemerken, heißt nicht beleidigen, sondern einen Dank verdienenden Wink geben, wo und wie man in seiner Art besser und lobenswürdiger werden kann.

XII.

Ein unbefangener Beobachter, den die Natur mit Scharfsinn und Lebhaftigkeit des Geistes ausgesteuert, und die Filosofie mit dem richtigen Maßstabe dessen, was löblich, schön, anständig und schicklich oder das Gegentheil ist, versehen hat, sieht überall, wo er hinkommt, die Menschen und ihr Thun und Lassen, ihre Gewohnheiten und Eigenheiten, Schiefheiten und Albernheiten, in ihrem natürlichen Lichte; und, ohne die mindeste Absicht etwas lächerlich machen zu wollen, findet sich, daß man über

das Lächerliche — lachen oder lächeln muß. Wohl dem Volke, das nur lächerliche Fehler hat!

XIII.

Zuweilen liegt der vermeinte Tadel, worüber man sich unzeitig beklagt, bloß in der Vorstellungsart einer übermäßig reitzbaren Selbstgefälligkeit. Als Xenofon seine zwey Gemählde von der Spartanischen und Athenischen Republik gegen einander stellte, schrieen die Athener, welche gewohnt waren von ihren Sofisten und Lohnrednern immer nur schmeichelhafte Dinge zu hören, über großes Unrecht: aber Wir, die keinen Grund haben weder Athenern noch Spartanern zu schmeicheln, oder mehr Vorliebe für die einen als für die andern zu haben, wir finden, daß Xenofon den Athenern kein Unrecht that. Er sagt mit der ihm ganz eigenen Simplicität und Geradheit, was jedermann, der nach Athen ging und mit seinen eigenen Augen sah, sehen mußte. Die Athener schrieen über Satyre und Ironie, wo Xenofon weder an Satyre noch Ironie gedacht hatte. Die Wahrheit war, daß er sie bloß in einen Spiegel schauen ließ. Sein Gemählde ist das Gemählde einer jeden Republik, in welcher das Volk die höchste Gewalt hat; und alle die besondern Züge, die nur auf die Athener zu passen scheinen, sind im Grunde bloße Modifika=

zionen, wovon der nähere Grund in ihrer Lage und in ihren äußern Umständen zu finden war. Ich kann die Verfassung der Athener nicht loben, sagt Xenofon: aber, da es ihnen einmahl beliebt hat sich eine solche Verfassung zu geben, so finde ich, daß sie sehr inkonsequent seyn müßten, wenn sie anders wären als sie sind. Man tadelt dieß und dieß und dieß an ihnen, und überlegt nicht, daß sie, ihre Staatsverfassung vorausgesetzt, in allem dem, weßwegen man sie tadelt, Recht haben. Sein Buch von der Athenischen Republik ist daher, wenn man will, eine Satyre und eine Apologie zu gleicher Zeit; in der That aber weder mehr noch weniger als eine historische Darstellung dessen, was die Athener in ihrer demokratischen Epoke waren, in ein solches Licht gestellt, daß man deutlich begreift, wie sie das waren, und warum sie es waren, und warum es unmöglich war, daß sie anders hätten seyn sollen, so lange sie nicht die Quelle alles dessen was an ihnen tadelhaft war, ihre Verfassung, änderten.

Eine eben so simple, eben so getreue und ungeschmeichelte Darstellung dessen, was in unserm gegenwärtigen Zeitmomente jeder besondre Staat, jede große oder kleine Haupt-Residenz und freye Reichsstadt in Deutschland, wirklich ist, wie jene Xenofontische von Spàrta und Athen, würde

ihrem Verfasser zwar wahrscheinlich viel Verdruß und keine öffentliche Danksagung im Nahmen Kaisers und Reichs zuziehen, (wie ehedem Doktor Burnet für seine Whiggische Geschichte von England vom Ober- und Unterhause des Großbritannischen Parlaments erhielt) aber er würde eine solche Danksagung wenigstens verdienen; denn es wäre eine große Wohlthat, die er der Nazion erwiese.

XIV.

Wer aus einem großen Staat in einen andern kommt, worin Verfassung und Einrichtung, Nazionalkarakter und Nazionalsitten mit jenem stark abstechen, zum Beyspiel aus einem militärischen in einen, der seinen Wohlstand dem Frieden und den Künsten des Friedens zu danken hat, der bringt eine Disposizion mit sich, vorzüglich alles das zu bemerken, was den Unterschied zwischen beiden ausmacht, weil dieß gerade die Züge sind, die ihm am stärksten auffallen. Daher kommt es denn ganz natürlich, daß er ein Belieben daran findet, das Karakteristische der einen und der andern Nazion gegen einander zu stellen, und mit einander zu vergleichen — ein Verfahren, wodurch gemeiniglich heraus kommt, daß das, worin die eine sich besonders hervor thut, gerade nicht die glanzendsie Seite der andern ist. Kein Volk,

zumahl ein kleines, kann alle mögliche Vorzüge beysammen haben; es giebt sogar einige, die einander ausschließen. Ich bin gewiß, daß ein Haufen edler junger Mitbürger und Kameraden des Alcibiades, ihrer Tapferkeit unbeschadet, gegen eben so viele Spartanische Knasterbärte wie ein Trupp schöner Herren, die zum Tanze gehen, aussahen. Spartaner und Athener, Thebaner und Korinther, (alte oder moderne) in einem Gemählde gegen einander kontrastieren zu lassen, ist immer eine sehr unschuldige Sache: wiewohl die einen auf die andern wechselsweis' ein nicht immer vortheilhaftes Licht werfen.

XV.

Was von Nazionen gesagt worden, gilt auch von Regenten und großen Herren. August und Trajan, wenn man ihren Schmeichlern und Lobrednern glauben wollte, müßten keine Menschen, sondern Götter und Ideale aller Vollkommenheiten gewesen seyn. Eben so, wenn man den Büchermachern in ihren Zueignungsschriften, und den Zeitungsschreibern, wenn sie Todesfalle und Thronbesteigungen ankündigen, und den Leichenpredigern oder Standrednern, wenn sie aus bezahlter Pflicht zum letzten Mahle loben, unbeschränkt glauben müßte: so wären alle unsre Regenten, vom ersten Monarchen in Europa bis

zum kleinsten aller Dynasten im heiligen Römischen Reiche, lauter Auguste und Trajane. Wollte Gott! Aber was ist — ist; und wie es überall in der Welt ist, das sieht wer ein Paar gesunde Augen hat, und wer nicht sehen kann, fühlts. Regenten, die von ihrer Würde und von ihrem Amte die gehörige Empfindung haben, verachten solche Schmeicheleyen, und wissen, daß, wer das Herz hat ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen, es gewiß ehrlich mit ihnen meint. Der beste Fürst ist der, dessen größter Wunsch ist, der beste Mensch unter seinem Volke zu seyn. Und gewiß ein solcher kann und wird es nicht übel finden, wenn man ihm mit Bescheidenheit zu verstehen giebt, was die Nachwelt ohne Scheu heraus sagen wird, wenn es zu spät für ihn seyn wird Nutzen daraus zu ziehen.

XVI.

So wie es keinen wissenschaftlichen Gegenstand giebt, den man nicht untersuchen, ja selbst keinen Glaubenspunkt, den die Vernunft nicht beleuchten dürfte, um zu sehen, ob er glaubwürdig sey oder nicht: so giebt es auch keine historische und keine praktische Wahrheit, die man mit einem Interdikt zu belegen, oder für Kontrebande zu erklären berechtigt wäre. Es ist widersinnig, Staats-

geheimnisse aus Dingen machen zu wollen, die aller Welt vor Augen liegen, oder übel zu nehmen, wenn jemand der ganzen Welt sagt, was einige hundert tausend Menschen sehen, hören und fühlen.

XVII.

Ein Augenzeuge kann, ohne Schuld seines Willens, unrichtig sehen. Wer einem andern, den er für glaubwürdig hält, etwas nachsagt, kann falsch berichtet worden seyn. Der aufmerksamste und scharfsinnigste Beobachter ist, wie alle Menschen, der Möglichkeit des Irrthums unterworfen, und kann einen wichtigen Umstand übersehen, oder manches nicht aus seinem wahren Gesichtspunkt oder in dem gehörigsten Lichte gesehen haben. Es ist also kaum möglich, daß Schriften, worin Völker, Staaten, merkwürdige Menschen und Begebenheiten, Sitten der Zeit, und dergleichen, historisch geschildert werden, selbst bey dem reinsten Vorsatze die Wahrheit zu sagen, von allen Unrichtigkeiten gänzlich frey seyn sollten. Auch ist es möglich, daß jemand aus Unerfahrenheit oder Beschränktheit seiner Einsichten, oder aus dunkeln Vorstellungen und Neigungen, die ohne sein Wissen auf seinen Willen wirken, (zum Beyspiel aus Vorliebe für sein eigenes Vaterland) zuweilen unrichtig sehen und urtheilen kann. Aber es

wäre widersinnig, den Schluß hieraus zu ziehen, daß man also keine historische Schriften, keine Beyträge zur Völker- und Menschenkunde, keine Reisebeschreibungen, und keine Sammlungen solcher Thatsachen, deren Publizität der Welt nützlich ist oder werden kann, mehr bekannt machen dürfe. Alles was daraus folgt, ist, daß ein jeder, der die Sache besser zu wissen glaubt, oder die Irrthümer eines Schriftstellers aufzudecken und zu berichtigen im Stande ist, nicht nur volle Befugniß, sondern sogar eine Art von Pflicht auf sich hat, der Welt damit zu dienen.

Das Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens.

1788.

Einleitung.

Es werden ungefähr vierzehn Jahre seyn, daß der Geschichtschreiber der Abderiten bey Gelegenheit einer unvermutheten Zusammenkunft des Hippokrates und Demokritus, die erste Nachricht von einer unsichtbaren Gesellschaft gab, welche bereits einige Jahrtausende unter dem Nahmen der Kosmopoliten existieren, und, seinem Vorgeben nach, große Vorzüge vor allen andern geheimen Gesellschaften, und einen wichtigern und dauerhaftern Einfluß in die Dinge dieser Welt haben sollte, als irgend eine der letztern sich mit Grunde zuschreiben könne.

Das Wenige, was dem besagten Geschichtschreiber bloß zufälliger Weise und im Vorbeygehen von diesem bisher unbekannten geheimen Orden entfallen war, erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, in deren Ursachen wir hier nicht einzudringen begehren. Genug, je räthselhafter die Sache den meisten Lesern vorkam, je begieriger wurden sie, mehr von diesem Geheimnisse zu erfahren.

Diese Neugier mußte natürlicher Weise nicht wenig zunehmen, da bald hernach ein berühmter Mann desselben Jahrzehends, in den dringenden Ermahnungen, die er schnell hinter einander an alle Stände und Klassen der Nazion ergehen ließ, um zu Ausführung eines der ganzen Welt unendlich wichtigen Instituts die geringe Summe von dreyßig tausend Thalern zusammen zu schießen, sich auch nahmentlich und mit ganz besonderm Nachdruck und Vertrauen an die Kosmopoliten wandte, und dadurch das Daseyn dieser geheimen Gesellschaft (welches vorher noch von einigen Ungläubigen bezweifelt worden war) außer allem Widerspruch zu setzen schien.

In kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten voraus gesehen hatten. Da ihre Unsichtbarkeit nothwendig aus der Natur der Sache folgt; da überdieß keiner von ihnen ein Mitglied irgend einer andern geheimen Gesellschaft seyn kann, weil er von dem Augenblick an, da er sich zu einem solchen Schritt entschlösse, aufhörte ein Kosmopolit zu seyn; und also, alles Forschens und leisen Anklopfens ungeachtet, die wirklichen Glieder dieses Ordens allen, die nicht ihres gleichen waren, verborgen blieben: so glaubten gewisse Leute, die um diese Zeit mit sehr weit aussehenden Entwürfen schwanger gingen, ein großes zu Beschleunigung derselben zu thun, und sich bey manchen einen desto leichtern Eingang zu

verschaffen, wenn sie sich eines Nahmens, an welchem mehrere Jahre lang niemand Anspruch zu machen schien, als einer gleichsam verlassenen Sache bemächtigten, und sich, so oft es ihren Absichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder Weltbürger-Titel schmückten, um die Meinung von sich zu erwecken, als ob sie wirklich und ausschließlich im Besitze des Geheimnisses wären, wovon der Verfasser der Abderitengeschichte in einem so räthselhaften Tone gesprochen hatte.

Ob sie hierin bloß als feine weltkluge Spekulanten zu Werke gegangen, oder ob sie vielleicht in allem diesem ehrlich zu seyn geglaubt, und, selbst von der größten aller Zaubrerinnen getäuscht, sich wirklich eingebildet haben mögen etwas zu seyn was sie nicht waren, lassen wir dahin gestellt. Das letztere könnte um so eher zu glauben seyn, da sie, indem sie sich den Begriff eines Weltbürgers zu entwickeln suchten, sehr leicht auf die vermeinte Entdeckung fallen konnten, daß die Erleuchtung der Welt, wo nicht das einzige, doch wenigstens das vornehmste Mittel sey, wodurch die Kosmopoliten den ihnen zugeschriebenen großen Einfluß in die sublunarischen Dinge bewirkten.

Da der Erfolg, ungeachtet der glänzenden Aussichten, die den Menächmen der Kosmopoliten nichts geringers als das Imperium orbis

zu verheißen schienen, ihren sanguinischen Hoffnungen nicht besser entsprach, als es jene (ohne ihr Feinde zu seyn, oder nur einen Finger gegen sie zu rühren) voraus gesehen hatten: so wäre es ohne allen Nutzen, uns deutlicher über diesen Hergang zu erklären. Aber dieß glauben wir doch hinzu setzen zu müssen: daß man sich mächtig betrogen finden würde, wenn man sich schmeicheln wollte, mit irgend einem andern Losungsworte — zum Beyspiel mit Aufklärung, (das ohnehin der verunglückten Erleuchtung zu synonym ist, um sich ein viel besseres Schicksal zu versprechen) jemahls glücklicher zu seyn. Denn die wahren Kosmopoliten können und werden es nicht länger zugeben, daß geheime Gesellschaften, die in ihrer ganzen innern Verfassung, und in der Art und Weise wie sie sich um das menschliche Geschlecht verdient machen wollen, so ganz das Gegentheil von ihnen sind, sich entweder ihres Nahmens anmaßen, oder, unter welchem andern Nahmen es seyn möge, die Meinung von sich erwecken, als ob die Kosmopoliten mit ihnen einerley Zweck und Mittel hätten, und jemahls, es sey durch den Beytritt einzelner Personen aus ihrem Mittel, oder durch eine allgemeine Vereinigung, gemeine Sache mit ihnen zu machen fähig wären.

Das kürzeste und meines Erachtens auch das edelste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, und den

Gaukelspielen aller gegenwärtigen und künftigen Pseudo-Kosmopoliten ein Ende zu machen, (es wäre denn, daß die Welt schlechterdings mit sehenden Augen betrogen seyn wollte) ist unstreitig der Entschluß, den ich — mit vorausgesetzter unausbleiblicher Genehmigung und im Nahmen des ganzen Ordens — gefaßt habe, das, was bisher das Geheimniß desselben war, ohne alle Zurückhaltung so aufrichtig und deutlich bekannt zu machen, daß es auch dem einfältigsten Menschenkinde in Zukunft unmöglich seyn soll, ächte und unächte Kosmopoliten jemahls mit einander zu verwechseln.

Die Zeit ist endlich gekommen, wo nichts Gutes das Licht zu scheuen Ursache hat: wenigstens ist sie für unser Vaterland gekommen. Es giebt, Dank sey dem Himmel! keine Neronen und Domiziane unter uns, vor denen gute Menschen sich verbergen müßten. Wenn auch in vielen Gegenden die Rechte der Vernunft durch alte Vorurtheile noch geschmälert und angefochten werden: so ist doch keine Wahrheit, die sich nicht irgendwo in Germanien mit aufgedecktem Angesichte zeigen dürfte. Der freye Geist der Untersuchung hat in dem glücklichsten Zeitalter der Griechen, (von welchen alle Aufklärung ausgegangen ist) mitten in Athen, nie unbeschränkter wirken dürfen als in unsern Tagen; und selbst jeder Mißbrauch der Vernunft in speku-

lativen Dingen hat (wie billig) keine andere Ahndung als die Zuchtruthe der Kritik zu scheuen. Und ist nicht die außerordentliche Duldung, welche man geheimen Verbindungen, die in keinem wohl policierten Staate geduldet zu werden hoffen durften, widerfahren ließ, ist nicht diese Duldung selbst der auffallendste Beweis, wie ganz unnöthig es ist, irgend einen löblichen Zweck durch verborgene Wege und geheimnißvolle Mittel erzielen zu wollen?

Die Kosmopoliten können durch die Bekanntmachung ihres Geheimnisses in den Augen aller verständigen und guten Menschen nur gewinnen. — Es ist nicht das geringste weder in ihrer Verfassung, noch in ihrem Zwecke, noch in ihren Mitteln, das sich hinter allegorische Schleyer und in hieroglyfische Dunkelheit verbergen müßte. Sie dürfen der Welt zeigen, wer sie sind, und was sie im Schilde führen. — Ihr geheimen Orden alle, wollt ihr uns von der Rechtmäßigkeit eurer Verfassungen, von der Lauterkeit eurer Absichten, von der Unschuld eurer Mittel überzeugen — so gehet hin und thut desgleichen!

Das
Geheimniß der Kosmopoliten.

I.

Vor allen Dingen müssen wir uns, um auch dem Schatten eines Mißverstandes auszuweichen, erklären, in welchem Sinne die Kosmopoliten eine Art von geheimer Gesellschaft ausmachen.

Sie haben nehmlich mit allen andern menschlichen Gesellschaften gemein, daß sie unter einerley Gesetzen auf Einen Zweck durch ähnliche und zusammen stimmende Mittel arbeiten. Sie unterscheiden sich hingegen von allen andern theils durch die Größe und Vollkommenheit ihres Zwecks, theils durch die Lauterkeit ihrer Grundsätze und Gesinnungen, theils durch die immer zweckmäßige Güte und reine Zusammenstimmung ihrer Arbeiten und Bestrebungen.

Eine geheime Gesellschaft aber können sie genannt werden, in so fern dasjenige, was sie zu Kosmopoliten macht, den Augen des großen

Haufens von jeher verborgen geblieben, und vermöge seiner Natur so beschaffen ist, daß, selbst nach gegenwärtiger gänzlicher Aufdeckung ihres Geheimnisses, mancher, wiewohl ohne unsere Schuld, wenig mehr davon begreifen wird als vorher.

Man sieht bereits aus diesem einzigen Merkmahle, wie wesentlich sie von allen andern sowohl öffentlichen als geheimen Gesellschaften, Hetarien, Orden und Verbrüderungen verschieden sind.

Andere geheime Orden sind nur darum geheim, weil sie es seyn wollen. Es hängt bloß von ihnen ab, so hört ihr vergebliches Geheimniß auf ein Geheimniß zu seyn, und die ganze Welt weiß so viel oder so wenig davon als sie selbst; kurz, um einer von ihnen zu seyn, braucht man nur von ihnen aufgenommen und in ihren Mysterien unterrichtet zu werden.

Mit den Kosmopoliten verhält es sich gerade umgekehrt. Man wird kein Kosmopolit durch Aufnahme und Unterricht: sondern man befindet sich in ihrer Gesellschaft, weil man ein Kosmopolit ist. Man wird dazu geboren, und der hinzu kommende Unterricht trägt nicht mehr dazu bey, als Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beyträgt, ohne ihn darum zu etwas anderm machen zu können, als wozu

ihm die Natur selbst die substanzielle Form und innere Anlage gegeben hat.

II.

Die Kosmopoliten sind nicht nur durch keinen Eid zu Beobachtung eines unverbrüchlichen Geheimnisses gegen alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, verbunden: sondern sie behaupten sogar, daß keine Privatgesellschaft, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Staats in welchem sie lebt, berechtigt seyn könne, ihren Gliedern einen solchen Eid aufzulegen; und sie erklären dergleichen geheime eidliche Verbindungen für unzuläßig, wie unschuldig auch ihre ursprüngliche Absicht und Verfassung seyn möchte. Es ist augenscheinlich, sagen sie, daß eine eigenmächtige und von der höchsten Gewalt nicht mit völliger Kenntniß der Sache autorisierte eidliche Verbindung eine Art von Zusammenverschwörung ist, und einen Staat im Staat hervorbringt, der dem letztern auf vielerley Art gefährlich und nachtheilig werden kann; zumahl wenn es bloß in der Willkühr der Zusammenverschwornen steht, die Anzahl ihrer Glieder auf so viele Tausende und Hunderttausende zu erstrecken, als ihnen beliebt. Nichts als die völligste Gewißheit, daß das gemeine Wesen durch kein anderes Mittel von seinem gänzlichen Verderben gerettet werden könnte, kann jemahls eine solche

geheime Konföderazion rechtfertigen: denn ordentlicher Weise ist in keinem Staate jemanden verwehrt, so viel Gutes zu thun als er kann und will, in so fern er nur in den Grenzen bleibt, die ihm die Verfassung und die öffentliche Ordnung und Ruhe vorschreiben. Und gesetzt auch, diese Einschränkung wäre in einigen Staaten oder zu gewissen Zeiten so enge, daß mancher wohl gesinnte Mann nicht alles thun könnte, wozu er einen Beruf in sich fühlt: so soll und muß er sich in dem Gedanken beruhigen, daß er als Mensch zu nichts verbunden ist, was er nicht ohne Verletzung seiner bürgerlichen Pflichten unternehmen könnte.

Die Versicherung, die eine solche zusammen verschworne geheime Gesellschaft von sich giebt, daß weder ihre Verfassung noch ihre Arbeiten dem Staate, der Religion, noch den Sitten nachtheilig sey, gesetzt auch sie sey vollkommen aufrichtig, kann ihre Konföderazion nicht unschuldiger noch rechtmäßiger machen: denn wer ist uns Bürge dafür, daß sie nicht dereinst werden, was sie jetzt nicht sind? Ueberdieß sind die Begriffe und Urtheile einzelner Menschen von so zusammen gesetzten und äußerst verwickelten Gegenständen viel zu verschieden und unzuverläßig, als daß man es in einer Sache, wobey die Ruhe des Staats betroffen ist, darauf ankommen lassen könnte, ob diejenigen, die eine

solche Gesellschaft leiten, immer richtig oder unrichtig urtheilen, und nicht vielleicht Religion und Staat durch eben die Mittel, wodurch sie ihnen nützlich zu seyn wähnen, gegen ihre Meinung untergraben könnten.

Am allerwenigsten aber (sagen die Kosmopoliten) können sich solche zum Geheimniß verschworne Gesellschaften mit dem Beyspiele der alten Aegyptischen, Eleusinischen und anderer Mysterien dieser Art rechtfertigen, mit welchen sie sich eine Aehnlichkeit zu geben suchen, die keinem Sachkundigen den zwischen ihnen obwaltenden wesentlichen Unterschied verbergen kann; denn jene Mysterien waren von den Gesetzgebern selbst angeordnet, machten einen Theil der politisch-religiösen Verfassung aus, und standen unmittelbar unter der Oberaufsicht des Staats. So bald die geheimen Orden sich gleicher Vorzüge werden rühmen können, wird ihnen niemand ihre Rechtmäßigkeit streitig machen.

Das erste also, worin sich die Kosmopoliten von allen geheimen Orden und Hetärien unterscheiden, ist, daß sie weder ein Geheimniß zu verbergen haben, noch aus ihren Grundsätzen und Gesinnungen eines machen. Die ganze Welt darf wissen, wie sie denken, was sie unternehmen, und welche Wege sie gehen. Sie lächeln über die Affektazion, symbolische Bücher

und Hieroglyfen aus der Kindheit der Welt herüber zu hohlen, um Wahrheiten, die jedermann in der Schule schon gelernt hat, darein zu vermummen. Was für Weisheit, sagen sie, kann man sich von Männern versprechen, die mit der feyerlichsten Miene von der Welt — Puppen an- und auskleiden, blinde Kuh spielen und Nadeln verstecken? Oder was für männliche Geschäfte können das seyn, die man, durch einen Schein von Rückfall in die erste Kindheit, der Aufmerksamkeit der Verständigen entziehen will?

III.

Die Kosmopoliten führen den Nahmen der Weltbürger in der eigentlichsten und eminentesten Bedeutung. Denn sie betrachten alle Völker des Erdbodens als eben so viele Zweige einer einzigen Familie, und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen andern vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach seiner besondern Art und Weise für seinen eigenen Wohlstand geschäftig ist.

Sie sind gleich weit von den beiden Extremen entfernt, dem Menschen entweder die erste Rolle im Weltall zu geben, oder sein Daseyn für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen

Traum ohne Zweck, Sinn und Zusammenhang anzusehen. Ohne sich der unmöglichen Bestimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaßen — ohne (was eben so unmöglich ist) erforschen zu wollen, was er war, ehe er in seinen dermahligen Wirkungskreis gesetzt wurde, oder was er seyn wird, wenn er aufhört zu seyn was er ist — überzeugt sie der Vorzug der Vernunft, (die den Menschen über alle seine Mitbewohner dieses Sonnenstaubs im Universum, der für uns eine Welt ist, so hoch erhebt) daß der Mensch, seiner scheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht bloß als organisierter und belebter Stoff, ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, sondern, als denkendes und wollendes Wesen, selbst eine wirkende Kraft ist, und, auf diese zweyfache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen verflochten, eine viel größere Rolle spielt, als er selbst zu übersehen fähig ist.

IV.

Aus dieser Ueberzeugung entspringt für die Kosmopoliten ein doppelter Grundsatz, der sie durch ihr ganzes Leben leitet.

Der erste ist: Alle Bestimmungen und Folgen ihres Daseyns, die nicht von ihrem Willen abhangen, alles anscheinende Böse, das

sie entweder nicht voraus sehen können, oder, wenn sie es auch sahen, als natürliche Folge nothwendiger Kollisionen oder Dissonanzen nicht vermeiden konnten, kurz, alles was sie, in so fern sie bloße Werkzeuge der Natur sind, unfreywillig wirken oder leiden müssen, für etwas anzusehen, wofür sie sich selbst oder andern eben so wenig verantwortlich sind, als für die Wirkungen der Gesetze des Stoßes, der Schwere, oder irgend ein anderes Gesetz der Natur, dessen Wirkung nothwendig und unaufhaltbar ist.

Der andere ist: Alle ihre Aufmerksamkeit so viel möglich auf das zu richten, was von ihrem eigenen Verstand und Willen abhängt, was sie gut oder übel, besser oder schlechter machen können; in allen Dingen dieser Art, selbst in Kleinigkeiten, sich die möglichste Vollkommenheit zum Ziel zu setzen, und hierin mit einer desto größern Strenge gegen sich selbst zu verfahren, je mehr Nachsicht einer von andern sich versprechen könnte.

Die Natur (sagen sie) hat einem jeden Menschen die besondere Anlage zu dem, was er seyn soll, gegeben, und der Zusammenhang der Dinge setzt ihn in Umstände, die der Entwicklung derselben mehr oder weniger günstig sind: aber ihre Ausbildung und Vollendung hat sie ihm selbst anvertraut. Ihm kommt

es zu, was die Natur mangelhaft gelassen oder gar gefehlt hat, zu verbessern, und seine Anlagen zu Kunstfertigkeiten zu erheben: es ist sein eigenes Interesse, und er kann kein angelegneres Geschäft haben, als das Bestreben, der Vollkommenheit in seiner Art, die in gewissem Sinne keine Grenzen hat, so nahe zu kommen als möglich. Da der Plan seines Lebens nicht von ihm allein abhängt; da er zu jedem Gebrauche, den der oberste Regierer der Welt von ihm machen will, bereit seyn soll: so ist seine erste und höchste Pflicht, sich die möglichste Tauglichkeit zu erwerben.

Ein hoher Grad dieser Tauglichkeit, in so fern er von Uebung, Fleiß, Anstrengung und Beharrung, und also von unserm eigenen Willen abhängt, ist, was die Kosmopoliten Tugend nennen, und das Ideal derselben der Maßstab, wonach sie den Werth einzelner Personen bestimmen.

Aus dem bisher gesagten ergiebt sich der Unterschied zwischen Weltbewohnern und Weltbürgern. Die erstere Benennung kommt nicht nur allen Menschen, sondern selbst der ganzen Leiter der unter ihm herab steigenden Thiere zu: aber ein Bürger der Welt in der engern und edlern Bedeutung dieses Wortes kann nur derjenige heißen, den seine herrschenden Grundsätze und Gesinnungen, durch ihre reine Zusam-

menstimmung mit der Natur, tauglich machen, in seinem angewiesenen Kreise zum Besten der großen Stadt Gottes mitzuwirken. Nur der gute Bürger verdient diesen Nahmen vorzugsweise.

V.

Die Kosmopoliten haben und erkennen, als solche, keine andern Obern, als die Nothwendigkeit und das Naturgesetz, oder — was im Grunde eben dasselbe sagt — als das unerforschliche ewige Urwesen, welches der Anfang und das Ende aller Dinge ist.

Es würde ein sehr unbedeutendes Wortspiel seyn, wenn man darum auch von ihnen sagen wollte, daß sie unbekannte Obern hätten. Wie verborgen und unzugangbar uns auch der höchste Regierer des Weltalls ist, so wissen wir doch genug von seiner Regierung, um unbeschränktes Vertrauen zu ihr zu fassen, und genug von seinen Gesetzen, d. i. von dem, was in der intellektuellen und moralischen Welt Ordnung, Uebereinstimmung und fortschreitende Vollkommenheit hervorbringt, um unsern Willen, und unsre Wirksamkeit, in so fern sie von unserm Willen abhängt, denselben gleichförmig zu machen.

Außer dieser Subordinazion herrscht unter allen Kosmopoliten eine so vollkommene Gleich-

heit, als mit ihrer individuellen Verschiedenheit nur immer bestehen kann. Ihre Vollmacht und Instrukzion erhalten sie aus den Händen der Natur. Es giebt keine andern Grade unter ihnen, als die Stufen ihrer Tauglichkeit und innern moralischen Güte. Und da sie keinen besondern geheimen Plan haben, in keiner geheimen Verbindung zu Bearbeitung weit aussehender Absichten stehen, keinen erloschnen Orden von den Todten zu erwecken, keine Kirchenvereinigungen zu Stande zu bringen suchen, und nichts weniger im Schilde führen, als die Welt nach ihrem Sinne reformieren, und vermittelst einer künstlich ausgedachten Maschinerie, die eine unaufhörliche Aufsicht und Nachhülfe erfordert, nach Jesuitischer Art und Kunst regieren zu wollen; kurz, da sie keinen Staat im Staate vorstellen, und von keinem gemeinschaftlichen Ordensinteresse wissen, welches mit dem Interesse der bürgerlichen oder kirchlichen Gesellschaft in Kollision kommen könnte, oder wohl gar in einer beständigen absichtlichen Opposizion mit demselben stände: so ist klar, daß sie keiner besondern Konstituzion, keiner hochwürdigen Obern, keiner geheimen Kanzley, keines Säckelmeisters, und keiner gemeinschaftlichen Kasse nöthig haben.

VI.

Diesem allen ungeachtet ist in buchstäblichem Verstande wahr, was an einem andern Orte schon vor vierzehn Jahren von ihnen gesagt wurde, nehmlich, daß sie, trotz aller Entfernung von Raum und Zeit, in der engesten Verbindung mit einander stehen, ohne Schiboleth oder abgeredete Zeichen einander bey der ersten Zusammenkunft erkennen, und sogleich die besten und vertrautesten Freunde sind. Das ganze Geheimniß liegt in einer gewissen natürlichen Verwandtschaft und Sympathie, die sich im ganzen Universum zwischen sehr ähnlichen Wesen äußert, und in dem geistigen Bande, womit Wahrheit, Güte und Lauterkeit des Herzens edle Menschen zusammen kettet. Ich kenne kein stärkeres; wenigstens bedürfen die Kosmopoliten kein anderes, um eine Gemeinheit auszumachen, die an Ordnung und Harmonie alle andere menschliche Gesellschaften übertrifft.

VII.

Aus dem bisher gesagten erhellet schon von selbst, daß die Kosmopoliten über das, was der Zweck ihres Ordens sey, nie in die seltsame Verlegenheit gerathen können, worin man wohl eher andere ansehnliche und weltberühmte Gesellschaften gesehen hat. Nie werden sie allge=

meine oder besondre Synoden ausschreiben müssen, um das Geheimniß ihres Geheimnisses ausfündig zu machen, und auf die Fragen: wer sind wir? was wollen wir? wo kommen wir her? und wo zielen wir hin? wenigstens sich selbst eine befriedigende Antwort geben zu können. Es giebt in ihrem Mittel keine verschiedenen Meinungen über ihren Zweck, keine Parteyen, die nicht etwa nur in Vorstellungsarten verschieden, sondern sogar die Antipoden von einander sind, und, wiewohl sie äußerlich Ein Ganzes auszumachen scheinen, innerlich in einem so schlimmen Verhältniß mit einander stehen, daß der Zweck der einen ist, das Werk der andern zu zerstören. Die Kosmopoliten, so viele ihrer in der Welt verstreut leben, sind alle zusammen, in der schärfsten Bedeutung dieser Redensart, Ein Herz und Eine Seele: denn sie haben nur Einen gemeinschaftlichen Zweck, an welchem sie alle, ohne Geräusch, ohne das klappernde Getöse eines schwerfälligen Räderwerks, im Verborgenen, wiewohl von jedermann gesehen, jeder nach dem Maße seiner Kräfte und Mittel und nach dem Standpunkte worauf er gesetzt ist, ruhig fortarbeiten.

Dieser Zweck ist an sich der einfachste, unschuldigste und wohlthätigste, der sich denken läßt; denn er ist weder mehr noch weniger als was in folgender Formel enthalten ist: „Die Summe

der Uebel, welche die Menschheit drük-
ken, so viel ihnen ohne selbst Unheil
anzurichten möglich ist, zu vermin-
dern, und die Summe des Guten in
der Welt, nach ihrem besten Vermögen
zu vermehren.“ Sie sind sich bewußt, daß
sie in jedem Augenblicke ihres Lebens den reinen
und festen Willen haben, sich zu diesem Zwecke
zu verwenden, der, ihrer Ueberzeugung nach, der
Zweck ihres Daseyns ist, und mit dem großen
und letzten Zweck des ganzen Weltalls im rein-
sten Einklange steht. Sie können, als Menschen
wie andere, im besondern des besten Mit-
tels oder des rechten Maßes oder der schick-
lichsten Zeit verfehlen; wiewohl ihnen dieß
unendlich seltner als andern begegnet: aber ihr
Zweck ist immer der einzig wahre; und
da eines ihrer Grundgesetze ist, nichts Gutes
durch gewaltsame, oder hinterlistige, oder zwey-
deutige, geschweige schändliche Mittel bewirken
zu wollen, so ist es, wie gesagt, bloß eine Folge
der Schranken unsrer Natur, wenn sie, in be-
sondern oft sehr verwickelten Fällen, ihres edeln
Zwecks verfehlen. Dieser Fall muß bey ihnen
nothwendig um so seltner seyn, da sie im Ur-
theilen von keinen Vorurtheilen und Wahn-
begriffen, im Handeln weder von Nebenab-
sichten noch Leidenschaften getäuscht und irre ge-
führt werden. Sie haben also den Vorzug vor

andern, daß nicht nur ihre Art zu denken immer gesund und ihr Zweck immer lauter ist: sondern daß sie auch, so viel es das Loos der Menschheit zuläßt, ihren Grundsätzen immer gemäß handeln, und daher immer sicher seyn können, das Gute wirklich zu thun, das sie thun wollen.

VIII.

Unter welcher Staatsverfassung ein Kosmopolit leben mag — es sey nun daß er hierin bloß von der Nothwendigkeit oder durch seine eigene Wahl bestimmt worden sey — so lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundsätze und Gesinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, sind auch die Grundlage seines Wohlwollens gegen die besondere staatsbürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied er ist, aber sie sind es auch, was den Wirkungen dieses Wohlwollens Schranken setzt.

Was man in den alten Griechischen Republiken und bey den stolzen Bürgern jener Stadt, die zur Herrschaft über die Welt gestiftet zu seyn glaubte, Vaterlandsliebe nannte, ist eine mit den kosmopolitischen Grundbegriffen, Gesinnungen und Pflichten unverträgliche Leidenschaft. Kein Römer konnte ein Kosmopolit, kein Kosmopolit ein Römer seyn. Der einzige Pomponius Attikus machte vielleicht eine Ausnahme. Aber er war auch in der That, nach

seinem Beynahmen, mehr Athener als Römer: und was konnte er in seinen Verhältnissen, während des Sturms, der die aristokratische Demokratie in Rom umstürzte, weiseres und besseres thun, als sich auf die Erfüllung seiner weltbürgerlichen Pflichten einzuschränken?

Der Kosmopolit befolgt alle Gesetze des Staats worin er lebt, deren Weisheit, Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit offenkundig ist, als Weltbürger, und unterwirft sich den übrigen aus Nothwendigkeit. Er meint es wohl mit seiner Nazion; aber er meint es eben so wohl mit allen andern, und ist unfähig, den Wohlstand, den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes auf absichtliche Uebervortheilung und Unterdrückung anderer Staaten gründen zu wollen.

Die Kosmopoliten lassen sich daher niemahls in besondere Verbindungen ein, die mit der Ausübung dieser Gesinnungen unverträglich wären. Sie entziehen sich aller Theilnehmung an einer Staatsverwaltung, wobey ihnen die entgegengesetzten Maximen als Grundregeln vorgeschrieben würden. Wenn es daher in irgend einem Staate von nicht ganz unbeträchtlicher Größe etwas noch seltners geben könnte, als einen Minister der ein Kosmopolit wäre, so wär' es, wenn dieser Minister sich zehen Jahre hinter einander an seiner Stelle erhalten hätte.

IX.

Der Kosmopolit ist, vermöge seiner wesentlichsten Ordenspflichten, immer ein ruhiger Bürger, auch wenn er mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens nicht zufrieden seyn kann. Aber wiewohl dieses letztere (aus einem Mangel an objektiven Beweggründen, woran er keine Schuld hat) zuweilen der Fall seyn muß; wiewohl er, mit dem besten Willen von der Welt, alles was gut ist gut zu heißen, die Maßregeln und Handlungen der Vorsteher des Staats nicht immer besingen und beklatschen kann, ihre Schwächen, Untugenden, Schiefheiten, Mißgriffe, Inkonsequenzen, u. s. w. sehr wohl sieht und sehr ernstlich mißbilligt; — kurz, ob er gleich die Gebrechen der Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizey, Oekonomie, und der ganzen Staatsverwaltung im Großen und Kleinen, auch vielleicht die Mittel diesen Gebrechen abzuhelfen, kennt, und nichts eifriger wünscht als ihnen abgeholfen zu sehen: so kann man doch sicher darauf rechnen, daß er niemahls, weder aus eigennützigen noch patriotischen Beweggründen, noch unter irgend einem andern Vorwande, die öffentliche Ruhe stören und irgend eine Verbesserung durch grundgesetzwidrige und gewaltsame Mittel zu bewirken trachten werde. Nie hat ein Kosmopolit an einer Zusammenverschwörung, an einem Aufruhr, an

Erregung eines Bürgerkriegs, an einer gewaltsamen Revoluzion, an einem Königsmord, absichtlichen Antheil gehabt, noch jemahls diese oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbessern, gebilligt, geschweige empfohlen und öffentlich zu rechtfertigen unternommen. Ein Timoleon, der sein Vaterland durch einen Brudermord in Freyheit setzte, Brutus und Kassius, welche Cäsarn zu einer Zeit ermordeten, da sein möglichst langes Leben eine Wohlthat für die Welt gewesen wäre, Milton, der die Enthauptung Karls des Ersten öffentlich vertheidigte, Algernon Sidney, der gegen einen Tyrannen alles für erlaubt hielt, waren republikanische Enthusiasten, keine Kosmopoliten.

Es fehlt zwar nicht an Beyspielen, daß auch diese letztern gegen unerträgliche Mißbräuche der höchsten Gewalt, gegen politischen und religiösen Despotismus, gegen erweislich ungerechte und unvernünftige Gesetze, gegen eine unterdrückende Staatsverwaltung heilloser Minister und dergleichen, in gewissem Sinne Partey gemacht und gearbeitet haben; aber nur so lange es durch rechtmäßige Mittel geschehen konnte. In solchen Fällen ist Widerstand sogar eine ihrer Ordenspflichten; nur sind ihnen dazu keine andere Waffen als die Waffen der Vernunft erlaubt. Diese mögen sie mit so viel Witz, Beredsamkeit, Scharfsinn und Stärke, als sie nur

immer in ihrer Gewalt haben, zum Besten der guten Sache gebrauchen, und in dieser Art von Krieg, vertheidigungs- und angriffsweise, so viel Verstand, Klugheit, Standhaftigkeit, Freymüthigkeit und Beharrlichkeit zeigen, als nur immer möglich ist: wenn sie alles gethan haben, so haben sie weiter nichts als ihrer Kosmopolitenpflicht genug gethan.

Aber so bald sie sehen, daß die brennenden Köpfe, die sich etwa an die Spitze der Bessergesinnten und der Unterdrückten stellen, solche Wege einschlagen, die durch ihre natürlichen Folgen den Staat gewaltsam erschüttern müssen; so bald es darauf angelegt wird, die abgezielten Verbesserungen theurer, als sie vielleicht werth sind, mit dem häuslichen Glücke, dem Wohlstand und dem Leben von Tausenden und Hunderttausenden zu erkaufen: dann ziehen sie sich zurück; arbeiten nun vielmehr das im Staat angezündete Feuer zu löschen, als die Flamme noch mehr anzublasen und zu unterhalten; und wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäßigung gebietet, nicht mehr gehört wird, stehen sie lieber von allem Wirken ab, ehe sie Gefahr laufen wollten wider ihre Absicht Schaden zu thun, und werden nicht eher wieder thätig, bis die Zeit gekommen ist, nach einem bessern Plane wieder aufzubauen, was unter den wilden Bewegungen des fanatischen Parteygeistes

und des wüthenden Kampfes der willkührlichen Macht, die sich zu erhalten, mit der beleidigten Menschheit, die sich frey zu machen und zu rächen sucht, zu Trümmern gehen mußte.

X.

Man hat den Kosmopoliten dieses Betragen von jeher für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache, und eigennützigen Egoismus ausgedeutet; und in der That können Leute, die keine Kosmopoliten sind, aus Feigheit und Mangel an edeln Gefühlen sich eben so zu betragen *scheinen* wie jene.

Aber es ist, nach einer alten und sehr wahren Bemerkung, nicht immer einerley wenn Zwey *dasselbe* thun; und wie (mit *Hallern* zu reden) ein Narr thöricht sagen kann, was ein kluger Mann weislich sprach, so kann ein Mensch von kleiner Seele auf eine schlechte Art thun, was ein edler Mensch auf seine Weise thut. Der Grund des Betragens der Kosmopoliten in den vorbesagten Fällen ist ein Prinzip, das unter die ersten Grundgesetze ihres Ordens gehört, nehmlich: „Daß in der moralischen Ordnung der Dinge (wie in der fysischen) alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit, durch natürliche, sanfte, und von Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwicklung veranstaltet und zu

Stande gebracht werden muß." — Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte; alle gewaltsame Mittel, um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maß der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabey berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr als nöthig ist zu thun — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften, nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes, und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe.

Nach den Grundbegriffen der Kosmopoliten ist daher der Gewinn, den die Menschheit durch heftige und gewaltsame Mittel sich in einen bessern Zustand zu setzen erhält, mehr scheinbar als wirklich. Ihrer Ueberzeugung nach verliert sie dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt, und würde in längerer Zeit, mit unendlich weniger Aufopferungen, das nehmliche Gute, oder vielmehr ein weit größeres erhal-

ten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte. Ja selbst diesen mehrern Aufwand von Zeit sehen sie als keinen Verlust an, da, vermöge der Natur der Dinge, eine größere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das auf diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist.

Uebrigens ist die anscheinende Neutralität, welche von den Kosmopoliten in den meisten Fallen, wo der Staat in Parteyen zerfällt, beobachtet wird, nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen die gute Sache: sondern gerade ihr erleuchteter und wohl geordneter Eifer für die gute Sache ist die Ursache, warum sie sich (zwey Fälle allein ausgenommen) für keine Partey erklären. Gewöhnlich liegt die gute Sache zwischen den Parteyen, deren keine weder ganz Recht noch ganz Unrecht hat, mehr oder weniger in der Mitte; und die Kosmopoliten, deren Urtheil von keinen Leidenschaften verfälscht, von keinen Nebenabsichten irre geführt wird, finden bey aller ihrer anscheinenden Ruhe und Unthätigkeit tausend Gelegenheiten und Mittel, viel Böses zu verhindern und viel Gutes zu thun, die ihnen entgehen würden, wenn sie sich öffentlich und ausschließlich für eine Partey erklärten.

Ich kenne (vorberührter Maßen) nur zwey

Fälle, wo die Kosmopoliten sich mit einer Partey gegen eine andere vereinigen.

Der erste ist, wenn es moralisch gewiß ist, daß ihr öffentlicher Beytritt der guten Sache wirklich den Ausschlag geben würde: der andere, wenn eine offenbar Unrecht leidende Partey in Gefahr wäre, ohne ihren Beystand gänzlich unterdrückt zu werden; oder wenn eine Partey die andere mit einer die Menschlichkeit empörenden Grausamkeit behandelte. So konnte z. B. in den Niederländischen Unruhen unter Filipp dem Zweyten und seinem teuflischen Werkzeuge, dem Herzog von Alba, kein Kosmopolit anders als Partey gegen diese Unmenschen nehmen. So würde, (als ein Beyspiel des ersten Falles) wenn die künftigen Repräsentanten der Französischen Nazion auf den guten Gedanken kämen, der willkührlichen Gewalt des Königs und seiner Minister zweckmäßige und der Natur ihres Staates angemessene Schranken zu setzen, kein Kosmopolit einen Augenblick anstehen können, diese Partey, so lange sie in den oben bezeichneten Grenzen bliebe, aus allen seinen Kräften zu unterstützen.

XI.

Die Kosmopoliten behaupten, es gebe nur Eine Regierungsform, gegen welche gar nichts einzuwenden sey, und dieß ist, sagen sie, die Regierungsform der Vernunft. Sie

bestände darin, wenn ein vernünftiges Volk von vernünftigen Vorgesetzten nach vernünftigen Gesetzen regiert würde. — Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß das Wort vernünftig hier in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, nicht in der, wo es die bloße Fähigkeit vernünftig zu werden, sondern in der, wo es die wirkliche Thätigkeit der Vernunft und die volle Ausübung der ihr zustehenden Herrschaft über den thierischen Theil der menschlichen Natur bezeichnet.

Daß diese Regierungsform noch unter die Dinge gehöre, die zwar jedermann in gewissen Augenblicken wünscht, die aber noch nie da gewesen sind, wird schwerlich irgend ein vernünftiger Mensch zu läugnen begehren. Aber daß sie nicht nur möglich sey, sondern daß alle bürgerliche Gesellschaft, vermöge einer innern Nothwendigkeit, nach ihr strebe, und — wie langsam auch immer der Fortschritt seyn mag — ihr mit der Zeit immer näher komme, ist ein Lieblingsgesetz der Kosmopoliten, dessen Wahrheit auf keinem schwächern Grunde beruht, als auf dem großen, ihrer Meinung nach unumstößlichen moralischen Axiom: „Daß, vermöge einer unfehlbaren Veranstaltung der Natur, das menschliche Geschlecht sich dem Ideal menschlicher Vollkommenheit und daraus entspringender Glückseligkeit immer nähere, ohne es jemahls zu erreichen.

Ihrer Meinung nach sind alle bisher bekannte Regierungsformen eben so viele natürliche Stufen, auf welchen die menschliche Gesellschaft zur vollkommensten, zur Regierung der Vernunft, empor steigt. Eine jede derselben bildete sich Anfangs auf eine bloß natürliche Art gleichsam von selbst, war fast immer das Werk zufälliger Ursachen, momentaner Bedürfnisse, persönlicher Vorzüge und Verdienste auf Seiten der Regenten, freywilliger Zuneigung oder Dankbarkeit auf Seiten des Volks. Jede war den besondern Umständen des letztern, der niedrigern oder höhern Stufe seiner Kultur, dem Himmelsstrich unter welchem es wohnte, der Lage und fysischen Beschaffenheit des Landes, der Nahrung und Lebensweise, dem Nazional=Temperamente u. s. w. bald mehr bald weniger angemessen.

In jenen ältesten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meistens nur als Instinkt. Die Menschen, noch Kinder an Erfahrung, sinnlich, lebhaft, leichtsinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, sorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick, und sahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen aber langsamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeiten wußten den Werth der Freyheit gehörig zu schätzen; noch wenigere

wußten Freyheit mit bürgerlicher Ordnung, und die Künste des Kriegs (der gewisser Maßen der natürliche Zustand roher Menschen ist) mit den Künsten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wußten es, und durch sie — deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach was es ist und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Kultur aufs höchste gestiegen, und der, wiewohl der kleinste, kraft der unendlichen Obermacht, welche seine Bewohner durch die ungleich größere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen Naturfähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Aus bekannten Ursachen erfolgte indessen die eben so bekannte Wirkung, daß — bey dem schnellsten Fortschritte der Kultur in einzelnen Künsten und Wissenschaften, die von der Erfindsamkeit, der Betriebsamkeit, dem hartnäckigen Fleiß und dem Wetteifer, den die Mitbewerbung hervorbringt, abhangen — die höchste Kunst aller Künste, die königliche Kunst, Völker durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung in einen glücklichen Zustand zu setzen und darin zu erhalten, verhältnißmäßig am weitesten zurück geblie-

ben ist. Noch immer liegt der größere und schönere Theil von Europa unter einem die edelsten Kräfte der Menschheit erstickenden Drucke, dem schweren Druck der Ueberreste der barbarischen Verfassung, der Unwissenheit und der Irrthümer eines rohen und finstern Jahrtausends. Noch sind in einigen unsrer mächtigsten Reiche die Rechte des Throns nicht aus einander gesetzt, nicht gegen einander abgewogen und dem ersten Grundgesetz aller bürgerlichen Gesellschaft gemäß bestimmt. Noch giebt es Staaten, wo nicht die allgemeine Vernunft, sondern der oft sehr blödsichtige Verstand und der schwankende Wille eines Einzigen, oder der Wenigen, die sich seiner Autorität zu bemächtigen wissen, die Quelle der Gesetze ist. Noch wird das, was man Justizpflege nennt, in den meisten Ländern durch barbarische oder schlecht zusammen hangende, und auf Zeit und Umstände übel passende Gesetze geschändet. Noch ist in vielen Staaten nichts ungewisser, als die Sicherheit des Eigenthums, der Ehre, der Freyheit und des Lebens der Bürger. — Und alles dieß in Europa! in einem Jahrhundert, wo Kunst und Wissenschaft, Geschmack, Aufklärung und Verfeinerung, in verhältnißmäßig kurzer Zeit Stufen erstiegen haben, von deren Höhe man mit einer Art von Schwindel auf die vorigen Jahrhunderte herunter sieht!

Aber auch in diesen wichtigen und zum Glück der Völker so wesentlichen Stücken scheint sich (wenn uns unser Vertrauen nicht betrügt) der gegenwärtige Zustand von Europa einer wohlthätigen Revoluzion zu nähern; einer Revoluzion, die nicht durch wilde Empörungen und Bürgerkriege, sondern durch ruhige, unerschütterlich standhafte Beharrlichkeit bey einem pflichtmäßigen Widerstand — nicht durch das verderbliche Ringen der Leidenschaften mit Leidenschaften, der Gewalt mit Gewalt, sondern durch die sanfte, überzeugende, und zuletzt unwiderstehliche Uebermacht der Vernunft, bewirkt werden wird; kurz, einer Revoluzion, die, ohne Europa mit Menschenblut zu überschwemmen und in Feuer und Flammen zu setzen, das bloße wohlthätige Werk der Belehrung der Menschen über ihr wahres Interesse, über ihre Rechte und Pflichten, über den Zweck ihres Daseyns, und die einzigen Mittel, wodurch derselbe sicher und unfehlbar erreicht werden kann, seyn wird. — Was zu diesem Ende im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts schon geschehen, ist bekannt: was im Werden ist, wird vielleicht noch vor Verfluß desselben entschieden, und von den wichtigsten Folgen seyn; und man kann sich darauf verlassen, daß die Kosmopoliten bey allem diesem keine müßigen Zuschauer abgeben.

XII.

Es erhellet aus dem vorhin gesagten, daß die Kcsmopoliten die noch jetzt bestehenden Regierungsformen, so zu sagen, als bloße *Gerüste* zu Aufführung jenes ewig bestehenden Tempels der allgemeinen Glückseligkeit betrachten, woran, in gewissem Sinne, alle vorgehenden Jahrhunderte gearbeitet haben.

Aber *Despotismus* ist nach ihren Begriffen eine *barbarische* Regierungsform, welche, um lange bestehen zu können, *Umstände* und *Bedingungen* voraussetzt, die bey den aufgehelltern Nazionen Europens nicht mehr denkbar sind. Ueberhaupt ist er diesem Welttheile, selbst in den Zeiten, die der Kultur und Aufklärung vorher gegangen, immer unbekannt gewesen. Jahrtausende lang war *Freyheit* das Element sowohl seiner *rohen*, als seiner *policierten* und *gebildeten* *Bewohner*. Alle Stifter der heutigen Europäischen Reiche waren *Anführer freyer Menschen*; und wo findet sich (ein einziges *nordisches* ausgenommen) eine öffentliche Akte, wodurch in einem der übrigen das Volk förmlich und feyerlich seinem Freyheitsrecht entsagt hätte? Kann nicht vielmehr im Gegentheil aus der Geschichte deutlich dargethan werden, daß alles, was der Thron in einigen Staaten über die unläugbaren Rechte der Nazion gewonnen hat, entweder hinterlistig

erschlichen, oder gewaltsamer Weise usurpiert und erzwungen worden ist? Aber könnte man auch beweisen, daß unsre Vorfahren jemahls dumm genug gewesen wären in ihre Unterdrückung einzuwilligen, und es auf die bloße Willkühr Eines oder mehrerer Menschen ankommen zu lassen, wie er oder sie über ihre Personen und ihr Eigenthum schalten wollten: was könnte eine solche Thatsache im Wege des Rechts den Ansprüchen ihrer Nachkommenschaft schaden? Gegen die ewigen Gesetze der Vernunft, gegen die wesentlichen Rechte der Menschheit, gilt keine Verzicht, keine Verjährung, keine Verabsäumung der Gelegenheit sie geltend zu machen oder anzusprechen. Das erste, was Menschen, unter welcher Regierungsverfassung sie leben, zu fordern haben, und was ihnen nur ein erklärter Tyrann streitig machen könnte, ist „Menschen zu seyn,“ — und Menschen können sie nicht seyn, wenn sie Sklaven sind.

Die Anwendung dieser großen Grundwahrheit, die auch der schamloseste Schmeichler und verworfenste Knecht der Gewalthaber zu läugnen sich nicht unterstehen darf, ist reich und fruchtbar an eben so unläugbaren Folgerungen, die den Kosmopoliten gegründete Hoffnung geben, daß Europa zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts dem, was sie die Regierungsform der Vernunft nennen, um ein großes näher gekommen seyn

werde, als es dermahlen ist. Das wohlthätige Licht, das sich immer weiter über diesen Welttheil ausbreitet, immer tiefer eindringt, und auch das vorgebliche heilige Dunkel der falschen Staatskunst bis in seine geheimsten Höhlen und Winkel durchleuchtet, wird die Völker sowohl als die Regenten immer besser und gründlicher, jene über den Umfang ihrer Rechte und die Grenzen ihrer Pflichten, diese hingegen, umgekehrt, über die so oft überschrittenen Schranken ihrer Rechte und die so oft vergeßne Größe ihrer Pflichten belehren. Jene werden einsehen lernen, daß nur ein Blödsinniger sich zumuthen läßt, Gold für gelbe Blätter hinzugeben, und sich vor Blitzen von Bärlappenstaub zu fürchten; — daß nur Schaafe einem Herren unterthänig sind, der sie bloß darum weiden läßt, um sie zu scheren, und, so bald es ihm einfällt oder gelegen ist, abzuschlachten; — und daß es nur an ihnen liegt, Spinnefäden, die sie in einer seltsamen Verblendung für unzerreißliche Stricke gehalten haben, für Spinnefäden zu erkennen. Auf der andern Seite wird die allmächtige Noth endlich auch den Regenten, die dessen bedürfen, die Augen öffnen, und sie aus der traumähnlichen Täuschung erwecken, worin die meisten von ihnen ihr eigenes wahres Interesse von jeher so sehr verkannt haben. Aus innerster Ueberzeugung, daß es für die Inhaber der

obersten Staatsgewalt unendliche Mahl besser ist, über freye, thätige und glückliche Menschen, als über thierische, muthlose, langsam verhungernde Sklaven — besser über volkreiche, blühende und überall durch die Wirkungen des Fleißes, der Betriebsamkeit, der Künste und des Reichthums verschönerte Länder, als über armselige Hütten und verwildernde Einödden zu regieren — werden sie sich willig der verhaßten Macht, gegen ihre Absicht Unheil anzurichten, entäußern, um desto unbeschränkter nichts als Gutes thun zu können; und indem sie sich einer Art von Gewalt, die keinem Gott, geschweige einem Menschen, zukommen kann, begeben, werden sie, aus innerer Ueberzeugung, nichts verlieren, aber wohl sehr viel zu gewinnen glauben.

Es wäre wohl zu sanguinisch gehofft, wenn wir uns eine so wohlthätige Revoluzion von einem großmüthigen Entschluß, ihren eigenen Vortheil dem allgemeinen Besten aufzuopfern, versprechen wollten: aber da sie so augenscheinlich ihr eignes höchstes Interesse ist, so läßt sich mit bestem Grund erwarten, daß die Zeit, wo eine so evidente Wahrheit auch bis zu ihnen durchdringen wird, nicht mehr so ferne sey, als viele Kleingläubige sich einbilden. Noth lehrt nicht nur beten; sie lehrt auch denken: und wenn man erwägt, wie groß und ausgebreitet oft der Nutzen eines einzigen

vernünftigen Gedankens ist, den ein Regent zu rechter Zeit hat; so können die Freunde der Menschheit nicht umhin sich zu freuen, daß manche es so eifrig darauf angelegt zu haben scheinen, sich recht bald in diese heilsame Nothwendigkeit zu setzen.

XIII.

Da die vernunftmäßigste Verfassung und Regierung der Völker, welcher (nach dem System der Kosmopoliten) der ganze Zusammenhang der menschlichen Dinge mit langsamen, aber desto festern Schritten sich nähert, durch nichts mehr beschleunigt werden kann, als durch die möglichste Kultur der Vernunft, die möglichste Ausbreitung aller Grundwahrheiten, die möglichste Publicität aller Thatsachen, Beobachtungen, Entdeckungen, Untersuchungen, Vorschläge zu Verbesserungen, oder Warnungen vor Schaden, deren Bekanntmachung einzelnen Gesellschaften und Staaten oder dem menschlichen Geschlecht überhaupt nützlich seyn kann: so betrachten die Kosmopoliten die Freyheit der Presse, ohne welche dieß alles nicht bewerkstelliget werden könnte, als das dermahlige wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhängt, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Uebel nach sich ziehen würde.

Man beurtheile diese Sache weder einseitig noch obenhin! Wir wissen, was sich in einer lustigen Laune darüber witzeln, oder in einer finstern darüber seufzen läßt; und eben so bekannt sind uns die mehr oder weniger scheinbaren Gründe, womit man eine vorgebliche Nothwendigkeit, der Preßfreyheit willkührliche Schranken zu setzen, aufstutzen und anstreichen will. Aber sie fallen von sich selbst zusammen, wenn man bedenkt, daß die Freyheit selbst verloren ist, so bald ihr andere und engere Schranken gesetzt werden, als die Natur der Sache zuläßt. Nun ist aber schon längst unumstößlich erwiesen, daß man der Preßfreyheit (ohne sie nach und nach so lange zu beschneiden bis nichts mehr von ihr übrig bliebe) gar keine andere Schranken setzen darf, als diejenigen, die jedem Schriftsteller, Buchhändler und Buchdrucker durch das gemeine bürgerliche und peinliche Recht gesetzt sind. Alle Schriften nehmlich, deren Bekanntmachung in jedem policierten Staate, wie groß auch die persönliche Freyheit in demselben seyn mag, ein Verbrechen ist, und es vermöge der Natur der Sache seyn muß — also Schriften, welche solche direkte Beleidigungen einzelner benannter oder deutlich bezeichneter Personen enthalten, die in den bürgerlichen Gesetzen verboten und verpönt sind — Schriften, welche gerade zu Aufruhr und Empörung gegen die gesetzmäßige

Obrigkeit zu erregen suchen — Schriften, welche geradezu gegen die gesetzmäßige Grundverfassung des Staats gerichtet sind — Schriften, welche geradezu auf den Umsturz aller Religion, Sittlichkeit, und bürgerlichen Ordnung arbeiten — alle solche Schriften sind in jedem Staat eben so gewiß strafwürdig als Hochverrath, Diebstahl, Meuchelmord u. s. w. Aber das Wörtchen direkt oder geradezu ist hier nichts weniger als müßig: es ist so wesentlich, daß die ganze Strafwürdigkeit einer angeklagten Schrift gänzlich auf ihm beruhet. Denn so bald es irgend einem bestellten Büchercensor oder dem bürgerlichen Richter erlaubt wäre, eine Schrift durch Folgerungen, die von seiner Vorstellungsart, seiner besondern Meinung, oder seinen Vorurtheilen, dem Grade seines Verstandes oder Unverstandes, seiner Sachkenntniß oder Unwissenheit, der Schiefheit oder Richtigkeit seines innern Auges, der Lauterkeit oder Verdorbenheit seines Gefühls und Geschmacks abhingen, zu richten — welches Buch wäre vor der Verdammung sicher? Und wissen wir nicht aus der Erfahrung, daß in Ländern, wo eine so willkührliche Censur herrscht, gerade die vortrefflichsten Bücher die ersten sind, die in das Verzeichniß der Verbotenen gesetzt werden?

Es sey also, daß man, um ein Amt mehr zu haben, einen Büchercensor bestellen will, oder

daß die Untersuchung über Schriften, die als verbrecherisch angegeben werden, dem ordentlichen Richter überlassen bleibt; immer ist unläugbar, daß jener nur solche Bücher verbieten kann, dessen Verfasser dadurch ein Verbrechen begangen hat, worüber dem bürgerlichen Richter die Erkenntniß zusteht. Ueber die Frage, ob der Inhalt des Buches alt oder neu, interessant oder unbedeutend, nützlich oder schädlich sey, ob der Autor wohl oder übel räsoniere, hat kein andrer Censor zu erkennen als das Publikum und die Zeit, welche die entscheidenden Stimmen sammelt und bekannt macht: viel weniger kann aus irgend einem solchen Vorwand ein Buch mit Gewalt unterdrückt werden, ohne sich an den wesentlichsten Rechten der Gelehrten-Republik zu vergreifen, die (eben so wie die christliche) vom Staat ganz unabhängig ist, so lange sie nichts gegen seine Grundsätze unternimmt. Die Wissenschaften, die Litteratur, und die Buchdruckerkunst, die edelste und nützlichste aller Erfindungen, die seit Erfindung der alfabetischen Schreibekunst gemacht worden sind, gehören nicht diesem oder jenem Staate, sondern dem menschlichen Geschlechte zu. Wohl dem Volke, das ihren Werth zu schätzen weiß, sie aufnimmt, pflegt, aufmuntert, schützt, und in der Freyheit, die ihr Element ist, ungehindert weben und leben läßt!

Vor allen andern Völkern hat die Deutsche Nazion vorzüglich Ursache, eine Beschützerin der Preßfreyheit zu seyn; sie, in deren Schooße zuerst die Erfinder der Typografie, und bald darauf die muthvollen Männer entstanden sind, die bloß durch den freyen Gebrauch, den sie von jener machten, fähig wurden, die Hälfte Europens von der Tyranney des Römischen Hofes zu befreyen, die Rechte der Vernunft gegen uralte Vorurtheile zu behaupten, und den unabhängigen Geist der Untersuchung, der nach und nach über alle Gegenstände der menschlichen Kenntniß ein so wohlthätiges Licht verbreitete, aus einem mehr als tausendjährigen Schlummer aufzuwecken. Wie übel stände es uns an, unsre eignen Wohlthaten wieder zurück nehmen, den Fortgang der Wissenschaften mitten in ihrem muntersten Lauf aufhalten, und der Aufklärung, der wir so viel Gutes schon zu danken haben, und von welcher wir und unsre Nachkommen noch so viel Besseres uns versprechen dürfen, unnatürliche Grenzen setzen zu wollen, da sie doch, vermöge der Natur des menschlichen Geistes eben so grenzenlos ist als die Vollkommenheit, wozu die Menschheit mit ihrer Hülfe gelangen kann und soll!

Uebrigens werden die Kosmopoliten nie ein Geheimniß daraus machen, daß die Preßfreyheit keinen eifrigern Verfechter haben kann, als ihren Orden; da sie in der That das einzige

Mittel ist, wodurch er zur Beförderung seines oben angezeigten Zwecks in einem größern und seinen Kräften angemessenen Kreise thätig seyn, und dadurch eine seiner wesentlichsten Pflichten erfüllen kann. Wahrlich, wenn diejenigen, die kein höheres Interesse kennen als Wahrheit, nicht frey sollten reden dürfen, „so müßten endlich — die Steine zu schreyen anfangen.“

